This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

49524.23

Harvard College Library

FROM THE

LANE FUND

The sum of $5000 was given by FREDERICK ATHEARN LANE, of New York, N.Y., (Class of 1849), on Commencement Day, 1863. "The annual interest only to be expended in the purchase of books for the Library."

A. G. Meissner.

A 7221

August Gottlieb Meißner.

Eine Darstellung

seines Lebens und seiner Schriften

mit Quellenuntersuchungen

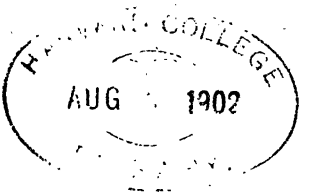
von

Dr. Rudolf Fürst.

Zweite Auflage.

Berlin 1900.
B. Behr's Verlag (E. Bock)
Steglitzer Straße 4.

49524.23



Lane fund.

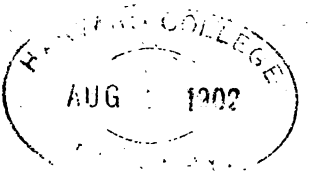
Meinem verehrten Lehrer

Prof. Dr. August Sauer

in dankbarer Ergebenheit

zugeeignet.

49524.23



Library fund.

Meinem verehrten Lehrer

Prof. Dr. August Sauer

in dankbarer Ergebenheit

zugeeignet.

Vorwort.

August Gottlieb Meißner ist in den großen Litteraturgeschichten bis jetzt nur wenig beachtet worden. Relativ am eingehendsten beschäftigt sich mit ihm Gervinus in der Geschichte der deutschen Dichtung (5. Aufl. V, 22, 395, 647), der einige knappe und treffende Urtheile über ihn fällt, im richtigen Zusammenhange gedenkt seiner Koberstein (5. Aufl. IV, 191, 195, 226, 236, 239, 574, 702; V, 92, 96, 100, 127, 484). Cholevius (Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen I, 630) behandelt, im Zusammenhang mit Wieland, Meißners historischen Roman. Scherer (S. 677) begnügt sich, das Erscheinen der Skizzen des „Wielandschülers" zu registrieren. Ganz unverläßlich ist Goedeke (Grundriß 2. Aufl. IV, 219). Die biographischen Daten sind unrichtig, die Angabe der Litteratur mangelhaft, das Verzeichnis der Werke bringt auch solche, die Meißnern nicht zugehören, zwischen Originalausgabe und Nachdruck wird nicht unterschieden. Von den Schriftstellerlexicis bringt Jördens (Lexicon deutscher Dichter 3, 473) die umfangreichsten und verläßlichsten Angaben, die auf lange hin zur Orientierung gedient haben; einzelne Irrthümer stelle ich am geeigneten Orte richtig. Correct und fleißig sind die Angaben Meusels (Das gelehrte Teutschland 1797, 542). Otto (Lexicon der seit dem 15. Jahrhundert verstorbenen und noch lebenden Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler 1803 II, 2 S. 559)

bringt manches wissenswerte Detail. Dagegen wiederholt Wurzbach (Biographisches Lexicon) lediglich den Wortlaut eines in der „Allgemeinen Zeitung 1807 Nr. 85 enthaltenen sehr guten Nekrologes und stützt sich sonst allzusehr auf Jördens. Die Allgemeine deutsche Biographie (Schnorr von Carolsfeld) bringt einen etwas allzu knappen Artikel.

Wir besitzen außerdem zwei Bücher, die sich in größerer oder geringerer Ausdehnung mit Meißner beschäftigen: Die Rococobilder Alfred Meißners, Gumbingen 1871 und Heinrich Königs „Auch eine Jugend," Leipzig 1861. Die Rococobilder sind für unseren Zweck unbrauchbar. Sämtliche Daten, die Alfred Meißner aus dem Leben seines Großvaters bringt, sind falsch; dabei ist das Buch mit seltener Unaufmerksamkeit gearbeitet. Ich komme in eigenen Anmerkungen auf die zahlreichen Irrthümer der Rococobilder zurück. Das angebliche Memoirenwerk, auf dem die Rococobilder zu basieren vorgeben, mag allerdings in irgend einer Form existiert haben. Ich selbst habe einen Theil von Meißners Collectaneen bei Herrn Rittmeister von Bayer in Bregenz eingesehen. Das Fascikel war mit dem Jahre 1799 bezeichnet und „Schnacken, Skizzen, Pläne, Gedanken oder allerlei Erbeutetes jedweden Inhaltes sei es durch Lesen oder Hören oder Nachdenken, vielleicht nur ein Spreuhaufen, doch möglich, daß sich Körner mit hinein verlieren" betitelt. Die ersten Seiten enthielten Notizen, die auf die Lecture des Jöcherschen Gelehrtenlexikons hindeuten. Eine eigentliche Benützung war der Herr Besitzer zu gestatten nicht in der Lage. Immerhin ist es sehr unwahrscheinlich, daß den Rococobildern eine authentische Quelle zu Grunde liegt.

Das Buch Königs, von dem Alfred Meißner ganze Seiten in seine Rococobilder aufgenommen hat, (S 219 ff.) bietet einige Nachrichten über die Fuldaer Zeit. Es liegt kein Anlaß vor, ihnen mit Mißtrauen zu begegnen; soweit Controle möglich war, entsprechen sie der Wahrheit.

Einen kurzen und wenig fördernden biographischen Abriß hat Kuffner, der Wiener Romanschreiber und Mitarbeiter an Bäuerles Theaterzeitung, im 36. Bande seiner Gesammtausgabe der Meißnerschen Schriften (Wien, Doll 1813—14) gegeben. Die Ausgabe selbst läßt, obwohl im Ganzen verwendbar, manches zu wünschen übrig. Vor allem hätten nicht die Meißnerschen Gruppierungen und Gesichtspunkte für die Eintheilung (wie „Skizzen," „Erzählungen und Dialogen" etc.) völlig verwischt werden dürfen. Von absoluter Vollständigkeit ist keine Rede; der Angabe der ersten Drucke und Entstehungsdaten ist nicht zu trauen. Dagegen wurden willkürliche Veränderungen der einzelnen Stücke im Allgemeinen nicht vorgenommen. Ich citiere durchgehends nach dieser Ausgabe und bezeichne den Band mit der römischen, die Seite mit der arabischen Ziffer. Berichtigungen der Kuffnerschen Angaben finden sich in den Anmerkungen. Ueber die sonstigen Ausgaben und Drucke gebe ich im Verlaufe der Darstellung Rechenschaft.

Das Urtheil der bedeutendsten Schriftsteller seiner Zeit war über Meißner ein übereinstimmend wenig günstiges: „Goethe und Schiller („Xenien"), Schlegel („Beiträge zur Kritik"), Tieck („Zerbino," „Peter Leberecht"), Jean Paul („Aesthetische Vorschule"), Hauff („Controverspredigt") sind hierin einig. —

Von neueren Arbeiten existiert über Meißner nur eine: Das Prager Athenäum 1888 Nr. V, S. 125 bringt einen (in zwei Fortsetzungen erschienenen) Aufsatz in tschechischer Sprache von Dr. Arnost Kraus, der von einzelnen Irrthümern abgesehen, mit Glück verfaßt ist und fast durchweg dem Richtigen nahe kommt, wenngleich er offenbar mit einer gewissen Hast gearbeitet und nicht auf dem vollständigen Materiale aufgebaut ist, daher nicht immer zu den letzten Consequenzen vordringt. Ein Auszug dieses Aufsatzes erschien in der Prager „Bohemia" vom 30. Juni 1889 (Beilage zu Nr. 178). Auf Quellen von geringerer Bedeutung komme ich im Verlaufe meiner Ausführungen zurück.

Meine eigene Darstellung beruht im biographischen Theile vorwiegend auf handschriftlichem Materiale. Herr kais. Rath Dr. Edmund Schebek in Prag hat mir aus seiner reichen Handschriftensammlung 9 Originalbriefe und 3 von Meißner verfaßte Stammbuchblätter zur Copie freundlichst überlassen. Die Briefe sind an Becker, Goeschen, Breitkopf, Elise von der Recke gerichtet und stammen aus den achtziger und neunziger Jahren. Die Adressaten sind zumeist in der Ueberschrift genannt. Außerdem hat mich Herr Dr. Schebek auf eine größere Quantität käuflicher Briefe Meißners aufmerksam gemacht. Ich besitze deren 25 Stück. Sie sind an die Buchhändler Breitkopf, Göschen und Willmanns, an die Maler Graf und Gräffi, an den Kriegsrath und Redacteur v. Bertram, den Orientalisten von Hammer u. a. gerichtet. Sie gehören den siebziger bis neunziger Jahren an. Die Namen der Adressaten ergeben sich aus Adresse und Ueberschrift. Acht von ihnen (1779—81) sind an Dora Stock, die Tante Theodor Körners, gerichtet. Hier kommt der Name der Empfängerin auch noch im Briefexte vor. Ferner habe ich 16 Originalbriefe Meißners käuflich erworben, von deren Vorhandensein mir Herr Dr. Ludwig Pollak in Wien in collegialer Weise Mittheilung gemacht hat. Sie sind gerichtet an Göschen, Vieweg, Breitkopf, die Recke u. a. Derselbe Herr hat mir einen Brief Meißners an die Witwe des Capellmeisters Naumann zur Copierung überlassen. Weiter besitze ich die Copien von 7 Briefen Meißners an Goekingk (aus den Jahren 1776, 80, 84 und 85); Herr Prof. Dr. Sauer hat sie mir vom Besitzer, Kammerherrn von Goekingk in Wiesbaden, freundlichst verschafft. Ferner 5 Briefe Meißners an Nicolai aus den Jahren 1787, 88, 89, und einen Brief Grossings an Meißner vom 1. März 1788, die mir die kgl. Bibliothek in Berlin in dankenswerter Weise in copia übermittelt hat. Weiter hat Herr Rittmeister Karl von Bayer (Robert Byr) in Bregenz mir aufs entgegenkommendste Einsicht in Familienbriefe gestattet.

Schließlich verdanke ich dem Stiebermuseum in Bautzen (Museumspfleger Herr O. Roesger) die Einsicht in vier Briefe Meißners. Sämmtliche Briefe sind von Meißner mit vollem Namen (A. G. Meißner, selten A. G. Mßr.) gefertigt. Ich gebe über die einzelnen Briefe und deren Provenienz in den Anmerkungen noch weitere Auskunft. Ueber den ungedruckten Nachlaß J. J. Engels, der manches Wissenswerte enthalten dürfte, weiß ich leider nichts anzugeben. — Auf bereits gedruckte Briefe mache ich gelegentlich aufmerksam.

Durch Beistellung des Tauf-, Trau- und Totenscheines haben mich die hochwürdigen evangelischen Pfarrämter zu St. Petri in Bautzen, zu Dresden-Plauen und zu Fulda verpflichtet.

Die gedruckten Quellen und sonstigen Behelfe habe ich vornehmlich der k. k. Universitätsbibliothek und der fürstlich Kinskyschen Bibliothek zu Prag, der kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden-Neustadt, der kgl. Bibliothek zu Berlin, der Münchener Hof- und Staatsbibliothek und der herzoglichen Bibliothek zu Coburg entnommen.

Sämmtlichen freundlichen Förderern der Arbeit sei an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen.

Prag, Weihnachten 1893.

Rudolf Fürst.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorwort V

I. **Abschnitt: Biographie.**

1. Lebensgang:

Vaterhaus. Bautzen. Löbau 1
Wittenberg. Leipzig. Universitätsstudien. Theaterverkehr 5
Dresden. Amt. Allgemeine Verhältnisse . . . 8
Minister von Wurmb 11
Dora Stock 13
Verkehr 17
Litterarische Verbindungen 21
Heirat 30
Reisen 33
C. C. Canzler. Quartalschrift 34
Prag. Universitätsverhältnisse 39
Streitigkeiten. Akademische Antrittsrede . . 43
Seibt 49
Akademische Verhältnisse 51
Meißner als Buchhändler 52
Apollo 55
Litterarische Thätigkeit 63
Litterarische Verbindungen 64
Gesellschaftliche Verbindungen 70
Veränderungen 74
Fulda. Politische Verhältnisse 77
Krankheit und Tod 79

2. Persönliche und litterarische Charakterisierung:

Charaktereigenschaften. Gesellschaftliche Talente . 81
Vermögensverhältnisse 84
Nationalbewußtsein. Gelehrsamkeit . . . 85
In tyrannos! 87
Recensenten und Publicum 90
Stellung zu den litterarischen Schulen . . . 93

Seite

a) Lehr- und Sinngedichte.
Sadi 255
Harsdörfer 258
Rabener 259
b) Thierfabeln.
Holtzmann 261
Leon Alberti 265
Aesop 267
Pilpai 270
Neulateiner:
Abstemius 272
Camerarius 273
Desbillons 273
Moderne:
John Gay 274
Lessing 275
Kretschmann 275
Kritik 276
VI. Abschnitt: Gedichte.
Drucke 278
Beurtheilung 282
Eintheilung.
Cantaten 283
Gesellige Lieder 284
Theatergedichte 286
Episteln 287
Erotisches 287
Bardenpoesie 288
Lyrische Gedichte 289
Moralische Gedichte 290
Epigramme 291
Travestien 294
Balladen 295
Volksthümliches 297
Erneuerungen 299
VII. Abschnitt: Sprache.
Einleitung 307
Inversion 309
Ellipse 311
Elision 311
„Niedriges." Dialektisches 313
Fülle. Künstelei 314

Seite

Vergleiche 316
Purismus 317
Fehlerhaftes 318
Anmerkungen 320
Anekdote aus der Unterwelt 334
Das Leben Franz Balthasar Schönbergs von Brenkenhof 337
Bruchstücke zu Naumanns Biographie . . . 337
Geschichte Englands nach Hume 338
Beiträge zur Geschichte Deutschlands . . . 338
C. Crispi Sallustii bellum Catilinarium . . 338
Capuas Abfall und Strafe 338
Historisch-malerische Darstellungen aus Böhmen . 338
Dramatische Fragmente 348
Register 352

Druckfehler und Berichtigungen.

Seite 10, Zeile 2 von unten lies: 1. März 1780 statt: 1. März 1800.
„ 21, „ 13 „ oben lies: Kretschmann hat er nämlich schon, statt: Kretschmann hat er schon.
„ 24, „ 19 „ „ streiche: einander.
„ 27, „ 9 „ „ lies: donnernde, statt: dauernde.
„ 30, „ 18 „ „ lies: der „Schwänke" und der „Feierabende", statt: der „Schwänke und der Feierabende".
„ 38, „ 12 „ „ lies: werden, statt: wird.
„ 41, „ 8 „ „ streiche: zu.
„ 48, „ 20 „ „ lies: des Vorgängers des jetzigen . . Lehrers, statt: des Vorgängers, des jetzigen . . Lehrers.
„ 51, „ 11 „ „ lies: obscurorum statt: obsurorum.
„ 59, „ 6 „ unten lies: übersichtliche, statt: übersichtige.
„ 60, „ 2 „ oben lies: übersteigt angeblich die der Geburten, statt: übersteigt die der Geburten.
„ 83, „ 9 „ „ lies: . . . der es im Jahrgange 1794 seines „Taschenbuches zum geselligen Vergnügen" abgedruckt hat.
„ 92, „ 1 „ „ lies: ihm, statt: ihn.
„ 95, „ 7 „ unten lies: infolge des Einflusses des „Teutschen Merkur," statt: infolge des Verfassers des Teutschen Merkur.
„ 146, „ 16 „ „ lies: er, statt: es.
„ 153, „ 14 „ oben streiche: der Antike.
„ 160, „ 14 „ „ lies: gereimten, statt: ungereimten.
„ 193, „ 15 „ „ lies: le piquet, statt: le piqut.
„ 226, „ 5 „ unten lies: Nericault, statt: Mericault.
„ 235, „ 2 „ oben lies: verwertet, statt: erwartet.
„ 235, „ 14 „ „ lies: einer, statt: eins.
„ 263, „ 20 „ „ lies: Dialog, statt: Dialoge.
„ 280, „ 11 „ „ und S. 296, Z. 2 von unten lies: Matthisson. statt: Mathisson.
„ 288, „ 16 „ „ lies: erbittet, statt: erbittert.

Außerdem sind einige augenfällige kleinere Verstöße stehen geblieben.

I. Abschnitt.

Biographie.

1. Lebensgang.

Vaterhaus. Bautzen. Löbau.

August Gottlieb Meißner ist — laut Taufschein des evangelisch-lutherischen Pfarramtes St. Petri in Bautzen — als Sohn des Regimentsquartiermeisters und Senators Abraham Gottlieb Meißner und der Frau Charlotte Ernestine Meißner, geb. Sergnitz aus Löbau, beide evangelisch-lutherischen Bekenntnisses am 4.[1]) November 1753 in Bautzen, slavisch Budissin, in der Oberlausitz geboren und am 6. November in der Michaels-Kirche zu Bautzen getauft worden. Taufzeugen waren ein Amtsgenosse seines Vaters, der Ratkämmerer Johann Christoph Prenzel, seine Tante Sophie Theresie Sergnitz und der fungierende Pfarrer Johann Gotthold Böhner.

Die Oberlausitz begegnet uns in der Litteratur des 18. Jahrhundertes mehr als einmal. Lessing ist ihr entsprossen und diese locale Zusammengehörigkeit mit dem innig verehrten großen Manne hat auf Meißner ganz hervorragend eingewirkt. Neben Lessing hat die Oberlausitz noch manches Mitglied der zeitgenössischen Litteratur beigesteuert: so Kretschmann, den wackeren Barden Rhingulph, so den Richardsonübersetzer J. D. Michaelis und einzelne unbedeutendere Schriftsteller.

Ueber seine Vaterstadt hat uns Meißner, als er sie im Jahre 1778 besuchte, im Boieschen deutschen Museum (December) einige Andeutungen gemacht. Bautzen zählte dazumal nicht über 7000 Einwohner. Die religiöse Toleranz, für die Meißner,

wie wir finden werden, durch sein ganzes Leben eingetreten ist, hat er schon in seinen Kinderjahren ausüben sehen: Katholiken und Protestanten wohnen in Bautzen in großer Zahl und in den freundlichsten Beziehungen nebeneinander. Eine Simultankirche vereint die Bekenner beider Confessionen: ist der Gottesdienst der einen beendet, so hebt der der andern an; auf lutherischer Kanzel hält der katholische Geistliche seine Predigt; gleiche Toleranz herrscht bei Beerdigung der Toten und am Fronleichnamstage werden die neben der gemeinsamen Hauptkirche noch bestehenden Gotteshäuser beider Bekenntnisse von einer und derselben feierlichen Prozession durchzogen. Im übrigen trifft man hier, wie Meißner mit Rousseauscher, der Genieperiode geläufiger Koketterie hervorhebt, Gelehrsamkeit selten, Gesundheit um so häufiger an. Diese häufig von ihm beliebte angenommene Feindseligkeit gegen Gelehrsamkeit hindert ihn aber nicht, den schlechten Stand der schönen Litteratur, wie den kargen Inhalt der Buchladen vom local-patriotischen Standpunkte zu bedauern. Um Predigten und Gesangbücher dreht sich das litterarische Interesse; die durch Neuherausgabe bedingte Veränderung und Eliminierung einzelner Abschnitte im alten Gesangbuche rufen einen Sturm im Wasserglase hervor; Wezel, der, vielleicht durch Meißner, Kunde davon bekommen, widmet diesem Streite eine eigene Satire, „das Gnasegchub," deren Beziehung er dann, von den Stillen im Lande heftig angegriffen, in einem Briefe an Meißner im Januar 1779 des deutschen Museums, freilich ganz entschieden in Abrede stellt. In der Stadt und vor den Stadtmauern sitzt schlesischer Landadel, darunter die von Gersdorf, von Nostiz u. s. w. Vielleicht mag der Knabe hier manches gesehen oder gehört haben, das ihm jenen Aristokratenhaß in die Seele pflanzte, dem er in seinen Schriftstellerjahren Ausdruck gegeben hat und von dem eins seiner ersten Werke, die Familie Frink, durchdrungen ist; freilich war dieser „Haß" doch nur ein in seiner ganzen Richtung gegebener, nicht allzutief gehender und hat ihn nicht gehindert, mit mancher geistreichen Aristokratin in gesellschaftliche, ja auch in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Wie immer nun der

dortige Landadel beschaffen gewesen sein mag, so viel steht fest, daß noch 1778 die Leibeigenschaft in üppiger Blüte stand, so daß sie im Verein mit dem Sektenwesen dem jungen Meißner die rechte Freude an den heimatlichen Zuständen verdarb.

Mit seinen Landesgenossen slavischer Zunge ist Meißner ganz gut ausgekommen;[2]) er steht den Wenden der Lausitz, wie uns jener Museumsaufsatz darthut, mit Objectivität und der seiner Richtung entsprechenden Duldung gegenüber; weiß er auch manches Spöttische über die dortigen Slaven, ihr Verhältnis zu den Frauen, die Unkeuschheit ihrer Mädchen u. s. w. beizubringen, so fehlen auch Worte des warmen Mitgefühles wegen ihrer bedrückten und geknechteten Lage nicht.

Die Nachrichten über A. G. Meißners Familie sind nicht allzu reichlich. Sein Großvater väterlicherseits war angeblich Advocat oder richtiger kaiserlicher Notar in der sächsischen Stadt Wurzen.[3]) Der mütterliche Großvater ist der Dr. med. Johann Gottlob Sergnitz in Löbau, ein angesehener, aber wie es scheint, wenig begüterter Arzt, der 1779 gestorben ist.[4]) August Gottliebs Vater hatte sich früh dem Militärdienst gewidmet; in reiferen Jahren quittierte er, nachdem er es bei den Minckwitz-Kürassieren zum Regimentsquartiermeister gebracht, wurde Ratskämmerer und 1784 Senator der Stadt Bautzen, in welcher Stellung er vornehmlich das Referat in Militärangelegenheiten führte; gestorben ist er am 16. October 1761.[5]) Noch drei Jahre lang blieb die Mutter nach dem Tode ihres Gatten in Bautzen; 1764 siedelte sie nach Löbau über.[6]) Die Witwe kehrte mit ihrem Kinde ins Vaterhaus zurück. Meißner ist seiner Mutter stets mit der zärtlichsten Kindesliebe zugethan gewesen: jedes Jahr fast hat er, Mühe, Kosten und körperliches Uebelbefinden nicht scheuend, seine Mutter in Löbau besucht.[7]) Solche Reisen lassen sich für die Jahre 1780, 85, 87, 89, 96, 98 und 1802 nachweisen.[8]) Er gedenkt seiner Mutter nur mit dem Ausdrucke innigster Liebe. In einem seiner Briefe[9]) entschuldigt er dessen lange Verzögerung durch unüberwindliche Mißstimmung: in solcher Laune vermeide er stets, seinen Lieben lästig zu fallen; „wenn Sie

das für eine Ausrede halten, so könnt' ich Ihnen durch die letzten beiden Briefe meiner Mutter — die ich gewiß über alles liebe — beweisen, daß es ihr gerade so, wie Ihnen ergeht." Mit Schmerz berichtet er in demselben Briefe vom vielwöchentlichen Siechtume der alten Frau. Zweimal, 1784 und 1804, hat er sich für die Mutter malen lassen. Das zweite Mal schickt er ihr ein gemütvolles Gedicht dazu: Jugend, Gesundheit, Frohsinn, so führt er aus, hat die unbarmherzige Zeit von seinem Gesichte geraubt,

„Aber eines, teuere Mutter, soll
Nie vom Antlitz mir, so lang ich atme, schwinden!
Immer wirst Du dieses Auge voll
Kindlich treuer Liebe finden."[10])

Und noch der letzte Brief, den Meißner 17 Tage vor seinem Tode an seinen Sohn Eduard gerichtet hat, enthält als Hauptinhalt die ängstliche Mahnung, Eduard möge Sorge tragen, daß die Geldsendungen an die Großmutter in Löbau keine Verzögerung erlitten.[11]) August Gottlieb scheint das einzige Kind seiner Eltern gewesen zu sein; zum mindesten das einzige, das über die Kinderjahre hinaus am Leben geblieben ist. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß Meißner bei seinem entwickelten Familiensinne niemals seiner Geschwister Erwähnung gethan hätte.

Von seiner weiteren Familie kennen wir nur zwei Vettern: der eine,[12]) Meißner mit Namen, lebt zu Ende der siebziger Jahre als Syndikus in Bautzen, hat ungewöhnliche Kenntnisse in der Geschichte und den Rechten seines Vaterlandes und schreibt mit Beifall einschlägige Schriften.[13]) Der zweite ist der Finanzprocurator Sergnitz in Dresden.

Die Uebersiedlung seiner Mutter also ist es, die unseren August Gottlieb 1764 nach Löbau führt. Löbaus gedenkt er in den späteren Jahren mit vielem Vergnügen. „Es ist meine mütterliche Stadt," sagt er in dem mehrfach citierten Museumsartikel, und der Ort, wo meine besten Jahre, d. h. die Jahre des Jünglings größtenteils hinflossen." Denn, wie er hübsch ausführt, nur der kühne, hoffende, strebende Jüngling, nicht

das dumpfe urteilslose Kind ist glücklich. Er besucht in Löbau das Lyceum. Der Rector dieses Lyceums war Heinitz, der einstige Rector der Kamenzer Volksschule und Lehrer Lessings, den der Unwille der Strenggläubigen, an deren Spitze Lessings Vater gegen ihn predigte, wegen seiner Theaterfreundlichkeit von Kamenz vertrieben hatte und der 1743 die Rectorstelle in Löbau erhielt. Kein Zweifel, daß der junge Meißner in die richtigen Hände kam, als er dem gebildeten, humanen und freisinnigen Pädagogen übergeben wurde. Meißner hat von 1765—72 das Lyceum besucht und zu dessen besten Schülern gezählt.[14]) Nach normalem Studienfortgang hat er das Lyceum verlassen und ist im Alter von 19 Jahren auf Akademien gegangen.[15])

Wittenberg. Leipzig. Universitäts-Studien. Theaterverkehr.

In Wittenberg, das er zunächst besuchte, verblieb er ein Jahr. 1774 ist er bereits in Leipzig, wo er sich, wie in Wittenberg, den Rechtsstudien zuwendet. Neben den Studien seiner eigenen Facultät betrieb aber Meißner mit Vorliebe die sogenannten belletristischen, besonders Rhetorik und Geschichte. Das erste Colleg („Wohlredenheit") trabierte Platner, ein Mann von gewinnender Persönlichkeit, mit dem, wie wir sehen werden, Meißner durch Jahre in Verbindung blieb und der ihm mit Rat und That wacker beigestanden. Von Historikern hörte er insbesondere Böhme, dessen trockener, aber gründlicher und nutzbringender Vortrag befruchtend auf ihn eingewirkt hat. Er hatte noch in seinen letzten Leipziger Monaten eine echte Studentenwohnung inne: auf dem Ratskeller, zwei Treppen hoch bei Herrn Stade.[16]) In das bekannte Leipziger Studentenleben, in das Treiben der einzelnen „Orden" u. s. w. scheint Meißner wenig oder gar nicht eingetreten zu sein. Ein anderer Factor des gesellschaftlichen Lebens hat ihn, der zum ersten Male die Großstadt zu sehen bekam, gleich im hohen Maße in Anspruch genommen: das Theater. In Leipzig mag dazumal ein lustiges Theaterleben geherrscht haben. Abel Seyler

Klingers Prinzipal seit 1776, hatte zu Ostern 1775 die Leitung des Leipziger und wenige Monate später auch die des Dresdener Hoftheaters übernommen, um es bis zu seinem Abgange nach Mannheim 1777, also durch kaum zwei Jahre, zu behalten.[17]) Eine stattliche Anzahl von Kunstkräften beiderlei Geschlechtes hat er mit sich gebracht: die „Sterne" dieser Truppe scheinen die Prinzipalin, Sophie Friederike Seyler, verwitwete Hensel, geb. Sparmann, bekannt durch ihren Conflict mit Lessing,[18]) ferner das Ehepaar Hellmuth gewesen zu sein. Diese traten beide nur im Singspiele auf, in dem vorzüglich die Frau Hauptrollen spielte; sie gehörte zu den bedeutenderen deutschen Sängerinnen ihrer Zeit. Der junge Meißner hat ihr schwungvolle Dithyramben gewidmet,[19]) die an Ueberschwenglichkeit viel leisten; sie wird sogar als Julie Capulet der Gabrieli, der großen italienischen Sängerin, und der bekannten Schauspielerin Brandes zugleich an die Seite gesetzt. Auch hat er ihr — freilich erst in der Dresdener Zeit — einen „Abschied ans Dresdener Publikum" versificiert,[20]) den sie als unterlegten Text nach einer bekannten Arie sang. Auch mit anderen Theatergrößen ist der junge Student in Berührung gekommen. Mit einer gewissen Selbstgefälligkeit erzählt er im Taschenbuche für Dichter und Dichterfreunde von 1776 (Werke V, 126), wie er Madame Seyler „nach der Vorstellung der Medea sprach;" dieselbe Anthologie bringt im selben Jahre ein Schattengespräch an die Sängerin Schrötter (Werke V, 118): die holde Zauberin solle noch lange auf Erden bleiben, da sie unter den Schatten der Unterwelt nur Aufruhr stiften würde. Der gleiche Jahrgang des Taschenbuches enthält auch die „Anrede an das Leipziger Parterre, im Namen einer deutschen Schauspielerin" (Werke V, 120). Wahrscheinlich hat sich Seyler, der abwechselnd in Dresden und Leipzig zu spielen hatte, diesen Prolog machen lassen, als er nach Abschluß einer Dresdener Spielzeit wieder nach Leipzig zurückkehrte. Madame Seyler wird das Gedicht wohl gesprochen haben. Der Prolog ist nicht ungeschickt gemacht und gedenkt in besonders warmen Worten Lessings, Weißes, Engels und Glucks.

Zu jener Zeit dachte der kaum in die Zwanziger eingetretene Jüngling stark daran, sich ganz dem Theater zu widmen;[21]) gewiß empfing er auch damals die Anregung zu seiner kurzen dramatischen Thätigkeit. Nicht wenig mag ihn in dieser Richtung der Verkehr mit Joh. Jakob Engel gefördert haben, der, um 12 Jahre älter als Meißner, sich seit 1765 in Leipzig aufhielt und im gleichen Jahre mit Meißner von dort schied.[22]) Meißner hat dem älteren Freunde sein erstes Bühnenwerkchen, die 1776 bei Dyk erschienene Uebersetzung des Falbaireschen Singspiels „Les deux avares", zugeeignet.[23]) Engel wird schon als „Professor der Philosophie" bezeichnet. Meißner nennt ihn in der Zueignung einen unserer größten dramatischen Dichter und entschuldigt seine Unbescheidenheit, einen so weit überlegenen Namen seinem Erstlingswerke vorzusetzen; allein persönliche Gründe seien da entscheidend gewesen. Er habe gerade in den letzten Monaten den Umgang Engels in hervorragender Weise genossen und habe nie eine Unterredung mit ihm geendet, ohne an Kenntnissen gewonnen zu haben. Wenn er jemals in Kunst oder Wissenschaft Nützliches zu leisten im stande sein werde, so hätte er es nur dem Unterrichte Engels zu danken. Eine ähnliche Wertschätzung Engels haben wir auch in dem oben erwähnten Prologe gefunden, wo Engel neben Lessing genannt wird. Mitunter soll es im Verkehr beider auch zu „Funken schlagenden" Reibungen gekommen sein.[24]) Allerdings mag das jurare in verba magistri nicht im Charakter des jungen Meißner gelegen haben. Daß Engel nachhaltig auf Meißner eingewirkt, steht außer Zweifel und wird in litterarischer Beziehung nachzuweisen sein. Im Verkehr sind die beiden zum mindesten auf Jahre hinaus geblieben. Ich kenne zwei Briefe Engels an Meißner aus den achtziger Jahren.[25]) Der eine ist mehr privater Natur, der andere teilt Meißner den Stoff zu einer „Kriminalgeschichte" mit, die er in den Skizzen verwendet hat. Nach 1788 ist Engel der erste, für den er Nicolai in einem Briefe Grüße aufträgt.[26])

Noch spärlicher sind die Nachrichten über den Verkehr mit Ch. F. Weiße.[27]) Die allenthalben behauptete Beteiligung

an der Weißeschen Bibliothek bezweifle ich: ich habe die Weißesche Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste von Beginn der siebziger Jahre bis an die Wende des Jahrhunderts genau geprüft und nichts gefunden, was ich mit einiger Berechtigung hätte auf Meißner zurückführen können. Nimmt man nun an, wie spärlich und wie — zum mindesten im 60. Bd. 2 St. — absprechend die Beurteilungen lauten, die Meißner von der Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften zu teil geworden sind, so wird man an diese Beteiligung nicht recht glauben können. Meißner hätte sich wahrhaftig von einem befreundeten Organe auf die Dauer nicht totschweigen lassen. Er war in diesem Punkte nicht schüchtern. Schütz und Nicolai wußten ein Wort darüber zu erzählen.

So lag denn schon in seinem Verkehre für den Jüngling, der sich aus dem Leben der Kleinstadt direkt in einen Kreis von Schauspielern und Schöngeistern versetzt sah, die Gefahr, die unsichere Bühnenlaufbahn einzuschlagen. Seine Kindesliebe hat ihn vor diesem Schritt bewahrt. Er gibt den Bitten seiner Mutter nach und wendet sich der Beamtenlaufbahn zu.

Dresden.

Amt. Allgemeine Verhältnisse.

Im Herbste 1776[28]) ist Meißner in Dresden eingetroffen, wo er nach vorangegangener Prüfung zum Kanzlisten des Geheimen Consiliums ernannt wurde. Diese seine erste Anstellung hat er aber nicht lange behalten, sondern ist nach sehr kurzer Zeit zum Registrator beim Geh. Archive befördert worden, in welcher Stellung ihm schon nach zwei Jahren die Nachmittage frei gegeben und später auch kleine Gehaltsaufbesserungen zu teil wurden;[29]) damit war seine Laufbahn beendet. Sonderbar genug hat das Archiv des Geh. Consils durch ein volles Jahrhundert Poeten als Beamte gehabt.[30]) Hauswald, der Uebersetzer des Ariost, machte den Anfang, ihm folgte Meißner, diesem sein Freund Langbein, der aber nicht so glücklich war wie Meißner und nie über den Kanzlisten hinaus kam, endlich,

als dieser verdrossen geschieden war, der als Theodor Hell bekannt gewordene Winkler. Auffallender Weise war auch Winklers Vorgesetzter, über dessen „Druck" er sich noch 1804 seiner Mutter gegenüber beklagte, während er ihn 1779 seinen Gönner nannte,[81]) eine Art „Poet": Hans Ernst von Teubern, der eine korsische Geschichte: „Dubois und Giaconda" geschrieben, auch einige Lustspiele übersetzt hat. Keinem dieser poetisch wirkenden Beamten scheint es in seiner Stellung sonderlich wohl geworden zu sein. Denn so bedeutungsvoll und förderlich die Dresdener Zeit sich für Meißner auch gestaltete, der hier den Höhepunkt seiner schriftstellerischen Laufbahn erreichte, so hat er doch stets sehr viel zu klagen gehabt und sich auch wirklich alle Mühe gegeben, von Dresden fortzukommen. In dieser Zeit hat er seinen schriftstellerischen Ruf gegründet, hat diejenigen unter seinen belletristischen Arbeiten geliefert, denen er diesen Ruf verdankte, konnte Verbindungen anknüpfen, von denen sein ganzes späteres Leben abhängig war, trat als Herausgeber einer eigenen Zeitschrift in eine gewisse publicistische und litterarische Unabhängigkeit, gründete sich seinen eigenen Hausstand, kurz, legte in mehr als einer Beziehung den Grundstein zu seiner Zukunft. War Leipzig der Ort jugendlicher Zersplitterung, war Prag wesentlich durch Specialisierung und Concentrierung auf Amt und Wissenschaft gekennzeichnet, finden wir in den zwei Fuldaer Jahren doch nur den müden Ausklang einer reichen Lebens- und Arbeitszeit, so ist ihm in Dresden ein Schimmer von Universalität und Volkstümlichkeit gegönnt. In Dresden ist fast alles entstanden, was er dramatisch geschaffen, oder besser dem Publikum mundgerecht gemacht hat. In Dresden hat er die ersten zehn Sammlungen jener Skizzen, die ersten drei Hefte jener „Erzählungen und Dialogen" erscheinen lassen, die seinen Namen auf etwa fünfzig Jahre zu einem populären gemacht haben; in Dresden hat er sich bereits in jenen streng historischen Biographien versucht (Masaniello), die später von manchen Kunstrichtern als der Schwerpunkt seiner schriftstellerischen Thätigkeit erklärt worden sind, und hat zugleich in

seinen historischen Romanen ein Mittelding von Dichtung und Wahrheit, von Unterhaltung und Belehrung cultiviert, womit er bei seinen Lesern so viel Anklang gefunden hat. Angesehene Almanache — wie der Voß-Goekingksche —, angesehene Journale — wie das deutsche Museum Boies —, öffnen sich seinen Arbeiten. Schon beginnt die Kritik mit wärmerem Tone von ihm zu sprechen. Selbst Organe, wie die Allgemeine deutsche Bibliothek, der er Gehässigkeit zum beständigen Vorwurfe macht, schlägt schon in der Beurteilung seiner frühen Arbeiten verhältnismäßig milde Töne an. Sie nennt ihn 1779 [32]) „einen Mann, der Geschmack und Talent besitzt". Drei Jahre später [33]) werden die Skizzen unter jenen Büchern angeführt, die es überflüssig machen, Versuche ähnlichen Genres zu lesen. Und noch später [34]) wird die Bitternis des (übrigens nur eine buchhändlerische Modalität betreffenden) Tadels schon in die Pille des „so beliebten Schriftstellers, der solche Kunstgriffe doch nicht nötig habe", eingehüllt. Das damalige Dresden war auch für ein aufstrebendes schriftstellerisches Talent gewiß der richtige Boden. Obgleich nicht mehr wie unter den beiden Augusten ein Centrum pomphaften, ja zügellosen geselligen Treibens, war es auch unter dem ernsten Kurfürsten Friedrich August noch reich an geistiger und geselliger Anregung. Der Friede von Teschen machte den beständigen, zuletzt um die bayrische Erbfolge geführten Kriegen ein Ende. Den Künsten des Friedens wurde erhöhte Sorgfalt zugewendet; die herrlichen Sammlungen, deren Hauptstück, die Sistina, August III. um 17000 Dukaten erworben hatte, kamen jetzt erst zur vollen Geltung. Ganz besonders die Musik, schon während der Regierung der Kurfürstin-Mutter Maria Antonia vorzüglich von der kirchlichen Seite her gepflegt, hatte zu Beginn der achtziger Jahre vorzügliche Vertreter in Dresden.

Auch gesellschaftlich wußte sich Meißner rasch eine Stellung zu verschaffen. Trotz alledem erschien ihm aber seine Lage fortgesetzt im trübsten Lichte. In diesem Sinne äußert er sich unter anderem in einem Briefe an Goekingk vom 1. März 1800. Eine Subscription, die er auf die Goekingkschen Werke unter

„der kleinen Zahl seiner Bekannten" eingeleitet hat, verspricht nur wenig Erfolg. Der Grund liege darin, daß er zu sehr im Dunklen lebe, um für die deutsche Litteratur etwas leisten zu können. Zum anderen sei aber Dresden nun einmal nicht der Ort, wo man guten deutschen Geschmack suchen dürfe. Man begnüge sich mit seichter Tageslitteratur, spiele die neuesten italienischen Arien, schwatze die Urteile der Allgem. Bibliothek nach, bedaure, daß man nur wenig Castraten zu Kirchensängern habe, glaube alles zu wissen und wisse nichts von dem, was Deutsche thun und schreiben. Seit den letzten vier Jahren wüssten kaum fünfzig Menschen in Dresden, daß Lessing lebe und zehn bis fünfzehn Menschen läsen ihn. Und was nun gar den Verfasser von Adlerkant und Nettchen angehe, so mache er wohl nach der Ansicht der guten Dresdener kaum so gute Verse als „der Schmierer Dasdorf."[35]) Klagen über die mannigfachen Mißlichkeiten, die er in Dresden zu leiden habe, wiederholen sich allenthalben; die bescheidensten Entwürfe würden ihm vereitelt, unglaublich groß sei die Zahl seiner Feinde, und unter zwanzig Auskünften, die man über ihn einhole, würden neunzehn Verleumdungen sein. Bei jedem einzelnen Mißerfolge kränke ihn weniger der pecuniäre Verlust, als die triumphierende Freude seiner Feinde. Diese Feinde sieht er überall: in den obersten Behörden, unter den Geheimen Räten, die alle es ihm nicht vergessen könnten, daß er Schriftsteller sei.[36]) In erster Linie steht da sein Chef, der barocke Minister v. Wurmb. Dieser Wurmb, ein Mann nicht ohne Geist und Kenntnisse, scheint an der Spitze jener gestanden zu sein, die Meißners, des Beamten, Schriftstellerei mit scheelen Augen angesehen haben. Er hat ihm[37]) acht von seinen neun Dresdener Jahren durch peinlichen bürgerlichen Zwang so verleidet, daß er in „Goa zu leben glaubte". Und das bloß, weil er die gnädige Warnung verschmähte, in Nebenstunden nichts zu thun. Er scheint sich überdies dem allmächtigen Chef nicht eben schroff gegenübergestellt zu haben: er widmet ihm seine 1777 in Leipzig herausgekommene „Geschichte Englands nach Hume"[38]) und meint, Hume selbst würde seinem Werke

eine Zierde mehr gegeben haben, hätte er es mit dem Namen eines so tief forschenden Geschichtskenners und eines so ehrfurchtswürdigen Staatsmannes schmücken können. Seinem (Meißners) Werke hat der Minister schon während dessen Entstehung seine Aufmerksamkeit geschenkt, hat die Schrift, bevor sie in die Oeffentlichkeit kam, bogenweise gelesen, dem Verfasser Mut gemacht und Beifall gespendet. Der Subalternbeamte weiß aber auch diese Gunst zu schätzen: „es gehört unter die ersten Wünsche seines Ehrgeizes, sich der Gnade und Bemerkung Sr. Excellenz immer würdiger zu machen". So scheint gerade in den ersten Jahren das Verhältnis zwischen Chef und Untergebenen, wie sich auch aus den oben erwähnten Begünstigungen ergibt, ein erträgliches gewesen zu sein. Die beiden,[39]) vielleicht auf Böhmes Rat unternommenen historischen Arbeiten scheinen ohnehin als Hauptzweck verfolgt zu haben, das Odium des Belletristen vom Verfasser abzuwälzen und ihn dem Minister von genehmer Seite zu präsentieren. Seine Stellung wird aber bald erschüttert: 1782 erschien jener Wiener „allen weisen Priestern, guten Christen und rechtschaffenen Unterthanen gewidmete" Nachdruck des Nushirvan, der den durch Zipperlein fromm gewordenen Minister so sehr erzürnt hat. Dieser erhebt nun seine schwere Hand gegen Meißner, er findet die längst erschienene Erzählung irreligiös und frevelhaft und droht dem Verfasser einen Verweis und das Verbot des Schreibens an.[40]) Freilich blieb's bei der Drohung. Aber auch vor dem Zerwürfnisse scheint er sich keiner besonderen Gunst erfreut zu haben. Der Herbst 1781 brachte dem Beamten Meißner eine schwere Enttäuschung.[41]) Im Oktober 1781 wurde nämlich der Stiftstag des Stiftes zu Meißen abgehalten. Geheimrat v. Loeben war zum kurfürstlichen Commissäre für diesen Tag ernannt worden. Meißner bewirbt sich mit aller Macht um die Stelle des Commissionssecretärs. Der Erfolg ist von vornherein zum mindesten zweifelhaft, zumal er mit einem Nebenbuhler kämpfen muß, der sich der Unterstützung der Geheimen Räte erfreut. Als aber die Entscheidung thatsächlich gegen ihn ausfällt, da bricht jene ganze schmerzliche Entrüstung los, von der auch

die Briefe an Dora Stock erzählen. Von diesem Augenblicke an scheint sich die bei ihm längst bestehende Furcht, in Dresden zu keiner für ihn hinreichenden Stellung kommen zu können, bis zur Gewißheit verdichtet zu haben. So viel ist sicher, daß er, wenn nicht früher, so in den letzten Jahren von Dresden fortzukommen bestrebt war. Schon 1784 wäre er gar gerne von Dresden weg,[42]) wie er ausdrücklich gesteht; in erster Linie scheint er — offenbar auf seine historischen Arbeiten gestützt — stets auf eine akademische Laufbahn reflectiert zu haben. Wieder glaubt er vollste Aussicht zu besitzen, nach Berlin zu kommen und wieder ersteht ein unverdienter Feind, der alles zertrümmert.

Dora Stock.

In den ersten Jahren seines Dresdener Aufenthaltes hat Meißner ein inniges Verhältnis stark in Anspruch genommen, das ihn mit einem in der Litteraturgeschichte wohlbekannten Mädchen, einem Mädchen von großen Gaben des Herzens und Geistes verbunden hat. Die Heldin dieses kleinen, bis nun völlig unbekannten Herzensromanes ist Dora Stock, die Tante Theodor Körners, hochgeschätzt als Malerin, deren Mozart-Portrait noch heute als vortrefflich bezeichnet wird, besonders bekannt durch die directe Berührung, in die sie mit unsern Klassikern zu kommen Gelegenheit hatte.[43]) Sie ist die Tochter jenes Kupferstechers Stock, in dessen Stube der junge Goethe im traulichen Spiele mit Kindern und Hündchen vergnügte Stunden verlebte, sie gehört zu jener freundlichen Vierzahl, die im Sommer 1784 Schiller durch einen huldigenden Brief und ein sinniges Geschenk eine so hohe Freude bereitete und sie ist auf solche Art Mitstifterin des zwischen Schiller und Ch. G. Körner auf Lebenszeit geschlossenen Bundes geworden. Später, in den ersten achtziger Jahren, knüpft sie dann das unglückliche Verhältnis mit dem phantastischen Schwächlinge L. F. Huber, das aber infolge seiner Neigung zu einer verheirateten Frau, Therese Forster, gelöst werden mußte.[44]) Sie wird dann eine Zier des gastlichen Hauses ihres Schwagers

Körner und eine gleichgesinnte Freundin ihres Neffen Theodor, dessen erschütterndes Ende sie um wenige Jahre überlebt hat. Dora oder Dorchen Stock war es, an deren Triumphwagen — ihr Begünstigter war damals Nauberg — auch der junge Meißner zog. Meißner hat in aller Form um die Hand Doras angehalten.[45]) Ihre wiederholte abschlägige Antwort hat seine Achtung, seine Neigung nicht „um einen Gran" gemindert. Er bescheidet sich damit, daß seine „liebsten Hoffnungen gemeiniglich zu verschwinden pflegen." Da sie nun einmal einen anderen liebte,[46]) konnte sie nicht anders handeln, wenn anders „Ihre Seele, was sie gewiß ist, eben so schön, als Ihr Körper sein sollte." Er mahnt sie nur an das Versprechen, das sie ihm gegeben, daß er, wenn sie je wieder lieben könnte, dieser Glückliche sein sollte. Der abweisliche Bescheid hat aber ihre Beziehungen nicht wesentlich gelockert, sie sind die freundlichsten geblieben, bis durch Meißners Heirath eine Entfremdung eintrat; sie ist ihm „das schönste Mädchen,"[47]) das „beste allerliebste Dorchen,"[48]) das „englische Mädchen;"[49]) mit der Ungeniertheit des guten Freundes fordert er sie dringend zu einem Besuche in Dresden auf[50]) — Dorchen wohnt in Leipzig im Breitkopfschen Hause —, läßt sie für sich und seine Freunde zeitraubende und langweilige Einkäufe und Besorgungen machen, plagt sie noch weiblich mit allen möglichen Formalitäten der Verpackung und Verzollung und macht ihr mit der Offenherzigkeit des Intimen Ausstellungen an einem Briefe, der ihm nicht gefällt.[51]) Kleine Stadt- und Tagesneuigkeiten teilt eins dem andern in harmloser Vertraulichkeit mit. Sie erzählt ihm theatralische und sonstige Neuigkeiten; er revanchiert sich durch Mitteilung einer Dresdener Spukgeschichte[52]) und eines Selbstmordes, den ein braver Offizier einer eingegangenen Bürgschaft halber begangen.[53]) Hübsche kleine Neckereien gehen zwischen ihnen hin und her. Er droht zu schmälen, wenn sie ihre Briefe an ihn noch ferner frankieren würde. Mit der ihr eigenen graziösen Schlagfertigkeit fragt sie dagegen, wie er das eigentlich anstellen wolle. Er ergiebt sich mit komischer Unterwürfigkeit, bittet aber doch das Frankieren zu unterlassen. „Wie

kann man das geringste Zettelchen des Frauenzimmers, das man liebt, mit Würden bezahlen, es sei denn, daß es ein Körbchen wäre?" Und mit jener Kleinlichkeit, die er in Geldangelegenheiten nicht abzuschütteln vermag, erklärt er, für einen Briefwechsel, der ihm so teuer sei, für sechzig und mehr (!) Meilen das Postgeld zahlen zu wollen.[54]) Einmal meint er schalkhaft, er wolle sich nun zur Beantwortung eines lieben Briefes des liebsten Mädchens unter der Sonne wenden: „Ha! ha! Dorchen, warum lächeln Sie, wissen Sie schon, daß ich Sie damit meine?" Auch Küsse werden geraubt und gegeben; nicht nur die üblichen Küsse auf Hand und Mund in den Schlußphrasen der Briefe;[55]) er schmeichelt sich vielmehr mit der Hoffnung, beim nächsten Wiedersehen sich nicht nur mit dem Empfangskusse begnügen zu müssen. Denn „hat ein schönes Mädchen einmal etwas gewährt, so dürfe der Mann um kein Haar breit mehr zurückweichen." [56])

Aber auch mit ernsten Sorgen und Hoffnungen wendet sich Meißner an seine „liebste Freundin;" nicht selten hören wir Worte aufrichtiger Verehrung, die mit erotischer Bewunderung nichts zu thun haben. Zweimal spricht er von seinen Büchern zu ihr. Er dankt ihr für das Lob seines Alcibiades, den er in ihrer Nähe gearbeitet zu haben wünscht; er fragt an, ob sie seine Erzählungen lese und macht sie auf den Berwig (Werke V, 31) aufmerksam. Noch andere Materien, die in eine leichte Liebescorrespondenz nicht hineingehören, bespricht er mit ihr: so klagt er ihr häufig genug über seine schon damals geschwächte Gesundheit.[57]) Als er zu seiner großen Enttäuschung die ersehnte Stelle beim Stiftstage nicht erhalten hat, da verfehlt er nicht, seiner Freundin den ganzen Verlauf der Angelegenheit aufs genaueste zu schildern und ihr von den Ränken Mitteilung zu machen, denen er seinen Mißerfolg zuschreibt.[58]) Kaum einen Brief richtet er an sie, in dem er nicht über seine Lage in Dresden, über die Menge seiner Feinde, über die allzu geringe Zahl seiner Freunde zu klagen hätte. Sie muß ihn einmal der Hypochondrie geziehen und seine beständigen Klagen über Anfeindungen, Verleumdungen und dergleichen als Grillen bezeichnet haben. Wenigstens wirft er

ihr dies (Brief vom 29. September) etwas pedantisch als einen Fehler ihres „herrlichen Briefes" vor und schildert ihr seine Lage in den schwärzesten Farben. Dorchen muß in der That „herrliche Briefe" geschrieben haben, zum mindesten wird Meißner nicht müde, ihr darob in überschwänglichen Worten seine Bewunderung auszusprechen. Die „kleine liebe Heuchlerin" hat einmal über „Unvermögen unserer Sprache" geklagt. Das bringt nun Meißner ordentlich in Harnisch; sie habe die Feder zehnmal mehr in ihrer Gewalt, als er, der zunftmäßige Schriftsteller; dies sei überhaupt ein besonderer Vorzug der Frauen. Erhalte er einen Brief von ihr, so sei er wie der arme Mann, der einen Schatz gefunden: er möchte ihn gern einem jeden weisen und dürfe doch nicht; den einzigen Brenkenhof lasse er bisweilen einen Blick in ihre Briefe thun und der sei nun ordentlich darauf versessen. Es hieße der Eitelkeit eines Schriftstellers zuviel zumuten, sollte er ganz verschweigen, daß er von der edelsten des weiblichen Geschlechtes Freund genannt werde. Kein Mädchen im ganzen Kursachsen verstünde es wie sie, Briefe zu verfassen; ja er weiß ihr gar mitzuteilen, es sei ihm im Vertrauen aus dem Schattenreiche geschrieben worden, daß sich die neidische Sevigné über Dorchens Briefe kränke! Auch ihrer Bedeutung als Malerin wird nicht ganz vergessen. Er weiß ihr Worte der Anerkennung von Schenau, dem bekannten Dresdener Maler, von dem auch die Entwürfe zu den Kupfern des Alcibiades herrühren, und der zu jener Zeit ein vom Hofmaler Schmid gezeichnetes Pastellbild Meißners zu kopieren vor hat, zu berichten. Der Stellung des guten Hausfreundes entspricht auch der kleine neckische Krieg, in dem er beständig mit Minna, der späteren Gattin Körners, steht, über die er fortwährend zu klagen hat; bald spielt sie eine „Heuchlerrolle," bald hat sie eine Verabredung nicht eingehalten.[59]) Dann versöhnt er sich wieder mit ihr, ja gelegentlich eines Besuches in Dresden trinkt sie sogar den Kaffee auf seiner „kleinen Klause."[60]) Auch Körner, der dazumal in Leipzig docierte, dürfte dem Dresdener Kreise angehört haben. Wenigstens erzählt Meißner von einem „Er," den

Minna hätte sehen und sprechen können und der um Minnas Eigensinn willen eine Reise aufgegeben habe.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich beide Männer gekannt und eben nicht geliebt haben. Denn als Schiller sechs Jahre später vom Göttinger Buchhändler Siedentopf aufgefordert wird, gemeinsam mit Meißner ein Journal herauszugeben, mahnt ihn Körner in ziemlich energischer Weise, sich vor jeder Verbindung mit Meißner zu hüten.[61])

Verkehr.

Unter den tüchtigen Musikern Dresdens ist Meißner besonders Schuster, Naumann und Seydelmann näher getreten.

Naumann, mit dem er fünfundzwanzig Jahre bekannt und zehn Jahre befreundet war, hat in ihm seinen Biographen gefunden.[62]) Sein besonderer Freund ist aber der kurfürstliche Capellmeister Josef Schuster; er ist einer seiner ältesten und unwandelbarsten Freunde in Dresden,[63]) er hat mancherlei mit ihm gemeinsam gearbeitet: so schrieb Schuster u. a., die Musik zu den Singspielen „Der Liebesteufel" und „Die wüste Insel" (1778), zu Meißners Cantate „Lob der Musik" (1784), zu den „Novellen des Ritter St. Florian" (1786); ein größerer Plan, den beide zusammen auszuführen gedachten, scheiterte daran, daß andere ihnen zuvorgekommen waren.[64]) Cora nämlich, ein Stoff aus den Inkas des Marmontel, reizte Meißner vor 1780 (vermutlich 1778) zur Bearbeitung als Libretto. Capellmeister Schuster ging aber dazumal nach Italien, wo er bis 1781 verblieb; vor seiner Abreise legte er dem Freunde den Stoff nochmals ans Herz. Bevor er aber zurückkehrt, hat Naumann auf Anregung des Königs von Schweden denselben Stoff componiert und der kgl. Privatsecretär Adlerbert den Text dazu bearbeitet. Eine deutsche Uebersetzung ließ auch nicht lange auf sich warten und Meißner, der mit Naumann nicht concurrieren will und kann, muß seinen Plan aufgeben. Aber noch nach seiner Rückkehr aus Italien stürzt Schuster mit dem scherzhaften Rufe „denk an die Inkas, denk an die Cora!" in Meißners Zimmer und bereitet dem überraschten Meißner eine Freude des

Wiedersehens, die „er wohl bei einem anderen einmal mit ansehen möchte.“ [65]) Schuster hat er auch an Goekingk zur Composition von dessen Gedichten empfohlen und erst, als sich Schuster infolge seiner Verlobung und anderer Verbindungen als saumselig erwies, in zweiter Linie an Seydelmann gedacht. [66]) Auch Seydelmann ist ihm nahe gestanden. Es ist dies der „würdige Tonkünstler,“ mit dem er u. a. Favarts „belle Arsène“ bearbeitet hat.[67])

Neben diesen Musikern waren es die Maler Jakob Seydelmann (Bruder des Musikers, 1750—1829), dem er den „Schachspieler“ gewidmet, Schenau, dem er den Alcibiades zugeeignet, und Krüger, alle drei Illustratoren seiner Werke, mit denen er in engerem Verkehre gestanden hat. Aber nicht bloß mit Künstlerkreisen, sondern auch mit anderen Schichten der Gesellschaft ist er stark in Berührung gekommen. Die wichtigste Verbindung war wohl die mit dem Grafen Alois Friedrich Brühl, dem ältesten der vier Söhne des verstorbenen allmächtigen Ministers Augusts des III. Brühl hatte eine hohe militärische Stellung eingenommen, nämlich die eines Kronfeldzeugmeisters und Gouverneurs zu Warschau und lebte jetzt mit Vorliebe auf seinem Gute Pförbten in der Niederlausitz. Meißner stand zu ihm und seinem Hause in engen Beziehungen und scheint auch Regisseur und lebhafter Teilnehmer an dem Brühlschen Liebhabertheater gewesen zu sein. [68]) Brühl, der Verfasser der „Theatralischen Belustigungen,“ hat gewiß gleich den theaterfreundlichen Aristokraten unserer Tage sein Haustheater gehabt; daß Meißner daran beteiligt gewesen sein dürfte, zeigt sein „Prolog, gesprochen bei Eröffnung eines gesellschaftlichen Theaters zu Dresden, am 2. März 1777“ [69]) Der Prolog — im Stile des programmatischen Prologus des 16. Jahrhunderts abgefaßt — ist in flotten Knüttelversen geschrieben. Es wird ausgeführt, daß nicht für Kenner, sondern nur zur Erholung im Freundeskreise gespielt werde; willkommen sei jeder, sofern er nur mit guter Litteratur sympathisiere, „den Justens guter Pudel, trotz seines Pudelstandes rühre“; gern werde jeder Wink, jeder Rat angenommen. Jedenfalls hat sich Meißner der besonderen Wertschätzung des Grafen zu erfreuen gehabt, der nicht bloß seinen

Alcibiades ins französische übersetzte, (Dresden bei Walther 1787—91), um — wie es in der Vorrede heißt — die Franzosen mit einem deutschen Genie bekannt zu machen, sondern der auch gleich seinem Bruder Moriz, dem englischen Gesandten, ein ziemlich fleißiger Mitarbeiter an Meißners „Quartalschrift für ältere Lecture und neuere Litteratur" geworden ist. Aufsätze, wie „Englands Finanzstaat" (1. Jahrg., 3. Stück), „Veränderlichkeit des Sterns-Antinoi" (2. Jahrg., 4. Quart., 1. Heft), „Ueber den Luxus" (3. Jahrg., 2. Heft), „Die Kunst, gelehrt zu werden" (3. Jahrg., 4. St.), zeigen die gute Gesinnung der gräflichen Brüder.

Neben dem Grafen Brühl finden wir noch weitere Vertreter der Aristokratie und der höheren Schichten des Bürgertums unter den Freunden, über deren „geringe" Zahl sich Meißner so oft beklagt. An der Spitze stehen zwei geistvolle Aristokratinnen: die beiden Schwestern Dorothea und Elise, Gräfinnen von Medem, die erstere später Herzogin von Kurland, Semigallien und Sagan, die andere später Frau v. d. Recke. Die Bekanntschaft dieser beiden Damen hat er in der Dresdener Zeit durch Naumann gemacht. Als die Recke 1784 ihre berühmt gewordene Reise durch Deutschland unternahm, ließ sie sich von Ramler und dem Schauspieler Brandes Empfehlungsbriefe an Meißner mitgeben. Dieser fand sich am 16. August das erstemal bei ihr ein, wiederholte seinen Besuch am folgenden Tage und wurde schon am 19. zum Speisen eingeladen. Im Frühjahr 1785 wiederholen sich diese Besuche und Einladungen; als Elisa um diese Zeit wieder in Dresden weilt, ist Meißner fast beständig um sie und geleitet sie bei ihrer Weiterfahrt nach Karlsbad bis zur nächsten Poststation.[70]) Noch 1801 besucht Elisa Meißner in Prag, worauf sie Meißner seinerseits in Teplitz aufsucht, längere Zeit in vertrauter Weise mit ihr verkehrt und ihr, nach Prag zurückgekehrt, ein Stammbuchblatt sendet.[71]) Beide, vornehmlich aber Elise, haben ihn fast zwanzig Jahre später zur Abfassung der Naumannschen Biographie animiert. Er hat sie beide mit Stolz seine Freundinnen genannt. Sein intimster Freund in Dresden aber war Schön-

berg von Brenkenhof, der Sohn jenes geheimen Ober-, Finanz-, Kriegs- und Domänenrates Franz Balthasar Schönberg von Brenkenhof, dem er eine eigene Biographie gewidmet hat,[72] nicht ohne vom Sohne dazu angeregt worden zu sein. Er steht diesem Freunde so nahe, daß er ihm — und nur ihm — Einsicht in Dora Stocks Briefe gestattet und ernstlich betrübt ist, als dieser moderne Don Quixote, den er trotz seiner Abenteuer, oder wegen seiner Abenteuer herzlich liebt, für einige Zeit nach Berlin verreist.[73] Brenkenhof hat später seinen Wohnsitz in Berlin genommen und scheint da seinen Hang zu Extravaganzen vollends haben die Zügel schießen lassen. Meißner erkundigt sich bei Nicolai sehr lebhaft nach ihm.[74] Er hat diesen edlen und zum mindesten originellen Menschen stets als Freund geliebt, ihn aber seit zwei Jahren aus den Augen verloren und fürchtet nun ernstlich für sein Vermögen, seine Gesundheit, seine Geistes- und Seelenlage.

Zu seinen sonstigen näheren Dresdener Bekannten hat neben dem Ehepaare Leyser, den Gastfreunden der Schwestern Stock in Dresden, auch ein Dr. Oehme mit Frau gehört. Er hat, wie ich stark vermute, an Frau Dr. Oehme jene litterarisch-polemische Epistel gerichtet, die uns an anderer Stelle beschäftigen wird.[75] Ich weiß von diesem Ehepaar nur so viel zu sagen, daß der Gatte auch im Stockschen Kreise wohlbekannt, Breitkopf verwandt, vermutlich dessen Schwager ist und Meißner fleißig auf seinen Fahrten von Dresden nach Leipzig begleitet.

Einen Teil dieser Bekanntschaften mag sich Meißner auch durch seinen Eintritt in den Freimaurerorden erworben haben. Dieser Gesellschaft trat er gleich zu Beginn seiner Dresdener Zeit bei.[76] Er scheint auf diese Zugehörigkeit recht stolz gewesen zu sein; wenigstens vergißt er nicht, sie seiner Dora gegenüber häufig zu betonen. „Wissen Sie nicht," ruft er einmal ziemlich unvermittelt, „daß jeder Maurer einen Schutzgeist hat?" Und noch wiederholt weiß er, wie zufällig, die „Mauerei" aufs Tapet zu bringen. Er gehört in Dresden der Loge zum „goldenen Apfel" an, die etwa drei Dutzend Mitglieder zählt. Freimaurerlieder werden von Schuster, Seydel-

mann, Naumann — durchweg Mitgliedern — componiert und von Meißner, der aber nicht der Textverfasser ist, an Bertram, den Herausgeber der Litteratur- und Theaterzeitung, geschickt.[77])

Litterarische Verbindungen.

Noch wichtiger aber, als jene an Zahl gar nicht so geringen gesellschaftlichen Verbindungen ist ihm der Verkehr mit Schriftstellern von Einfluß geworden, von denen er gerade in diesen Jahren eine stattliche Reihe kennen lernt. Seine beiden ersten Verbindungen sind in der Dresdener Zeit wohl Kretschmann und Boie; den ersteren nennt er schon 1779 seinen sehr guten Freund, beabsichtigt, ihm seinen „Johann von Schwaben" vor dem Drucke vorzulegen und hält es für leicht, ein kleines Mißverständis, das eine „waschsüchtige" Zunge zwischen ihnen angerichtet, wieder zu beheben.[78]) Kretschmann hat er schon 1778 kennen gelernt. Er saß dazumal als Gerichtsactuar in Zittau und wird von dem jungen Meißner gelegentlich seiner erwähnten Reise durch die Oberlausitz[79]) heimgesucht. Er ist ihm damals das erste Mal persönlich näher getreten, ist aber schon längere Zeit mit ihm in Briefwechsel gestanden. Meißner wird von dem munteren, scharfblickenden Manne freundlichst aufgenommen und in ein Gespräch verwickelt, das den Dichter, Denker und Menschenfreund zugleich erkennen läßt. Kretschmann ist in seiner engsten Heimat nicht nach seiner Bedeutung gekannt — meint Meißner — und geschätzt. Wenige Meilen von Zittau kennt man ihn nicht. Bedauerlicherweise zieht er sich auch mehr und mehr von der Litteratur zurück. Die Freundschaft mit Kretschmann ist eine warme und dauernde gewesen. Die im selben Jahre erschienene „Wüste Insel" wird dem Barden Rhingulph geweiht. In freien Klopstockschen Rhythmen wird der Barde gepriesen,[80]) dessen „Bardenleier Held Hermann selbst beseelt." In diesem Tone geht es weiter, bis Meißner endlich in unfreiwilliger Komik ausruft:

. . . . Rhingulph, kannst du mir verzeihen?
Matt sind meine Lieder,
Doch mein Herz ist gut und bieder. . . .

So weiht er ihm denn seine „matten Lieder," denn

„Könnt ichs einem Edleren weihen,
Weiht' ich Dir es nicht!"

Und weniger bescheiden als einige Jahre später schließt er mit dem billigen Wunsche:

„O, möchten einst die Enkel, die mit Stolz euch nennen,
Nicht meinen Namen ganz verkennen!
O trocknete, wenn Lorbeerkronen
Dereinst euch, Neidenswerte, lohnen
Apollos kleinstes Reis
Von meiner Stirn des Kampfes Schweiß!"

freilich von dem Dichter solcher Verse ein etwas kühnes Verlangen! . .

Kretschmann hat übrigens böses nicht mit bösem vergolten und sich aus Anlaß von Meißners Hochzeit mit recht hübschen Versen eingestellt, in denen er Meißner sogar einen Liebling der Musen nennt. (Quartalschr. 4. Stück 1784 S. 1).

Auch sonst hat er sich an Meißers Quartalschrift mit manchem ansehnlichen Beitrage beteiligt. Auch die letzte (September-)Nummer des Meißnerschen „Apollo" 1797 enthält noch einen Aufsatz Kretschmanns „Capuas Abfall und Strafe" nach Silius Italicus. In einem Briefe[81]) Kretschmanns vom 7. Oktober 1788, zahlt er die Lobsprüche, die ihm Meißner zehn Jahre früher gespendet, reichlich zurück. Er will nichts davon hören, daß sich Meißner mit der Uebersetzung der Arnaudschen Novellen[82]) abgäbe. Meißner, der blühende saft- und kraftvolle Erzähler, ein Uebersetzer des trockenen, geistlosen und selten langweiligen Galliers! Wenig Anklang aber wird er finden, wenn er fortfährt: „Arnaud und Florian und noch Dutzende neuer Erzähler würde ich willig für den zweiten Teil der Familie Frink hingeben." Keine Hyperbel war dem Barden Rhingulph zu hoch, um Meißner, der wieder einmal von dem „wunderlichen Geträtsch unserer periodischen Sudler" gründlich verstimmt ist, von dem Entschlusse abzubringen, sich von der Belletristik zurückzuziehen.[83]) Die Bekanntschaft mit Kretsch-

mann ist auf Meißners litterarische Production, besonders auf seine Gedichte, nicht ohne Einfluß gewesen.

Boie hat er auf seiner Sommerreise von 1779 mit seinem Freunde Wezel, dem unglücklichen Verfasser des Belphegor, besucht. Er war ihm kein Fremder mehr, da Meißner seit 1777 das „Museum" mit zahllosen Beiträgen versorgt hat, die dem Herausgeber nicht mißfallen haben; denn am 9. März 1778 schreibt er an Bürger: „Ich wollte, daß wir ihn (Meißner) näher hätten. Er hat Kenntnisse und Kopf, aber ihm fehlt ein kritischer Freund, besonders bei seinen Versen." [84]) Die persönliche Vorstellung ging am 15. Juni 1779 vor sich. Gleich nach dem Besuche von Fritz Stolberg mit Schwestern und Schwägerin erschienen Meißner und Wezel zusammen. Meißner blieb etwas länger und Boie faßt sein günstiges Urteil über ihn in einem Briefe an Voß in die Worte zusammen: „Er ist ein lieber warmer Junge, dem auch als Schriftsteller seine jetzige Reise nützen wird." [85]) Auch dieses Verhältnis hat sich als dauernd erwiesen; wenngleich Meißner, wie das nun einmal bei ihm Sitte ist, hin und wieder mit Boie schmollt, „weil er mit seinen Beiträgen umgienge, wie mit einem Soldaten, dem man die Schulter abschnitte, weil er für seine Uniform zu groß sei", [86]) und seine Mitwirkung am Neuen Museum nur dem Verleger Goeschen zuliebe zusagt, [87]) so ist doch trotz alledem kaum ein Jahrgang der Boieschen Zeitschriften zwischen 1777 und 91 erschienen, der nicht Beiträge von Meißner — oft in erklecklicher Zahl — enthalten hätte, wie ja auch der junge Meißner Aufmunterung und Förderung genugsam von Boie erhalten hat. Seine große Vorliebe für Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen ist zum Teil auf Boies Uebersetzerthätigkeit (Rich. Chandler u. s. w.) zurückzuführen. Auch hat er Boie die 2. Sammlung der Skizzen zugeeignet.

Etwas später hat er auch Goeckingk kennen gelernt, mit dem er freilich schon seit der Leipziger Zeit in regem schriftlichen Verkehre gestanden hatte. Er schickte an Goeckingk, als dieser 1776 die Leitung des Göttinger Musenalmanachs übernimmt, eine Reihe von Kleinigkeiten, die Goeckingk auch angenommen hat.

Die Beziehungen zum Almanach sind, solange ihn Goekingk redigierte, erhalten geblieben und auch die persönlichen haben sich rasch zu intimen gestaltet. Nach einigen Jahren (1780) sieht sich Meißner öfter zur Erklärung gedrungen, wie sehr er Goekingk schätze und liebe.[88]) Er unternimmt es, Subscribenten für die 1780, 81 und 82 bei Breitkopf erschienenen Goekingkschen Gedichte aufzubringen, was ihm freilich in dem „abscheulichen" Dresden nicht recht gelingen will. Die dem 18. Jahrhunderte so geläufigen, zwischen Meißner und seinen Freunden besonders üblichen, dick aufgetragenen Lobsprüche fehlen auch hier von seiner Seite nicht. Die Gedichte Goekingks sind ihm ein Buch, das unter diejenigen gehört, die noch im künftigen Jahrhundert ihrem vollen Werte nach geschätzt zu werden Aussicht haben. Besonders hebt er die Epistel an den Bedienten hervor (Minor, Satiriker, Fabeldichter, Popularphilosophen S. 180) und hofft nur, daß die darin geschilderten Verhältnisse nicht die wirklichen Goekingks seien: denn wie könnte dann er selbst, ein so viel geringerer Schüler Apolls, über sein Geschick zu murren wagen! 1784 haben sich beide Männer einander in Leipzig auch persönlich kennen gelernt. Freilich haben sie einander nur wenige Augenblicke gesehen, allein in diesen sind sie sich nahe getreten. Frau Meißner, der Goekingk ein Wiegenlied versprochen hat, läßt ihn versichern, daß ihr doch in Leipzig nichts so gut, als seine und Nicolais Gesellschaft gefallen habe. Goekingk erweist seine Anhänglichkeit dadurch, daß er die Meißnersche Quartalschrift in seinem „Journal von und für Deutschland" ankündigt, und Meißner seinerseits dediciert dem Freunde die Buchausgabe der Bianca Capello von 1785. Ihre Freundschaft wird, obschon sie sich vornehmlich in großer Gesellschaft (bei Elisa), auf Messen und dergl. sehen, immer fester. Das Wiegenlied wird nach Eduards Geburt eingefordert und der junge Vater behauptet, mit mehr Recht als Ovid sagen zu dürfen, daß durch eine solche litterarische Weihe der Sohn glücklicher sein werde, als sein Vater. Goekingk gebraucht in Begleitung Amaliens, seiner zweiten Gattin, die Karlsbader Kur. Gern möchte ihn Meißner besuchen, allein

des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr hält ihn zurück. Er muß sich mit dem, von Graff gemalten Porträt des Freundes begnügen. Die Quartalschrift erhält aus der Karlsbader Zeit ein „Lied beim Sprudel zu singen." Der Bitte Meißners um öftere Beiträge, namentlich um eine oder die andere Epistel, ist Goekingk indessen nicht nachgekommen. Die Häufigkeit, mit der Meißner selbst die Epistelform wählt, ist eine dauernde Erinnerung an die Verbindung mit Goekingk.

Nicolai und die allgemeine deutsche Bibliothek.

Jener Leipziger Zusammenkunft hat noch ein dritter beigewohnt, ein dritter, mit dem sich Meißner nie recht zu stellen gewußt hat: Friedrich Nicolai. Gern hätte er den großen Einfluß des Buchhändlers und Kritikers genützt und doch gestattete ihm seine übermäßige Empfindlichkeit nicht, an Nicolai und der allgemeinen deutschen Bibliothek ohne Zwist vorüberzugehen. Was immer die allgemeine deutsche Bibliothek begangen oder unterlassen hat, wird von Meißner einer wirklich nörgelnden Kritik unterzogen. So wechseln denn Invectiven von kaum begreiflicher Gereiztheit mit ganz überflüssigen Solidaritätserklärungen ab, so daß der Eindruck, den Nicolai von Meißner, einem ihm doch in manchen Stücken verwandten Autor, empfangen haben mag, ein recht zweifelhafter gewesen sein muß. Die allgemeine deutsche Bibliothek ist ja im Grunde mit Meißner immer glimpflich und rücksichtsvoll, später sogar mit ausgesuchter Höflichkeit verfahren. An seinen Erstlingswerken hat sie wohl manches zu tadeln gefunden. So wird beispielsweise das „Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde" von 1778 einmal mit dem Namen „für Reimer und Reimerfreunde" belegt und „insbesondere dem wackeren Herrn Meißner, der auch hier jedesmal sein Füllhorn ausgeschüttet," ein ironischer Glückwunsch zu seiner Fruchtbarkeit ausgesprochen. (Anhang zum 25. bis 26. Bd. S. 762.) Meißners „Grab des Mufti" wird zwar als Verbesserung dem französischen Originale und der älteren Uebersetzung gegenüber anerkannt, aber die unbedeutende, gezwungene und uninteressante Handlung getadelt (30, 239). Ein andermal

wird betont, daß Meißner von seiner Leichtigkeit zu reimen allzureichlichen Gebrauch mache. Auf diese doch ganz maßvollen Ausstellungen hat Meißner sofort mit der Keule geantwortet: In der Vorrede zum ersten Teil des „Destouches für Deutsche" verspricht er den Tadel gewisser Unverständiger so lachend anzuhören, als ob ihn ein Bettelknabe gnädiger Herr hieße, oder eine Buchhändler-Zeitung tadelte. Selbst auf diesen rüden Ausfall hin bleibt die allgemeine deutsche Bibliothek in vornehmer Mäßigung. Sie recensiert diese Vorrede (39, II, 477), findet sie ganz passend, nennt Meißner einen Mann von Geschmack und Talent und findet, daß die Uebersetzung alle älteren übertrifft und dem Originale völlig gerecht wird — von einigen Geziertheiten der Sprache abgesehen. Die zweite Sammlung der Skizzen (Leipzig, Dyk 1779) wird etwas kühl besprochen und Meißner der Rat erteilt, nicht so viel zu schreiben. „Er würde durch wenige und bessere Skizzen mehr Ruhm erlangen und den besten seiner Leser mehr gefallen." Ein harmloser Zweifel an der Richtigkeit einer von ihm erzählten historischen Anekdote (vergl. Werk I, 301), hat aber den Verfasser dermaßen in Zorn gebracht, daß er in der 2. Auflage (1783—85) Töne anschlägt, die er in der 3. (1792—93) selbst zu mildern sich herbeilassen muß. Nun wird aber zum Unglücke die „Familie Frink" (42, 95) etwas scharf hergenommen; es wird gesagt, der Autor habe sich im Tone, in denen er die Bauern sprechen lasse, geirrt, habe in seinem Bombast den Anfänger verraten und dergleichen mehr. Darauf — denn die Recensionen enthalten sonst absolut nichts herabsetzendes — beginnt Meißner geradezu zu toben. Die Einleitung zur 3. Sammlung der Skizzen (Leipzig, Dyk 1780) ist das Feld, auf dem er die Schlacht gegen die allgemeine deutsche Bibliothek zu schlagen beschlossen hat. Die leisen Ausstellungen, die seiner blumigen und überladenen Sprache ab und zu gemacht worden sind, veranlassen ihn zur Erwiderung, dies sei der nackte Neid, der die dürftigste Dirne immer am meisten auf Schmuck, Diamanten und Putz schmähen lasse. Die allgemeine deutsche Bibliothek gleiche einer sizilianischen Banditenbande, die den Wanderer

anfalle, der seinen Weg geradezu gehe, ohne sich vom Prinzen von Villafranca eine Bedeckung ausgebeten zu haben. Die Recensenten seien krasse Ignoranten, ohne die primitivste Bildung und dergleichen mehr. Auch dieser Angriff wird voll Mäßigung zurückgewiesen und — was mehr sagen will — in der Beurteilung der Meißnerschen Arbeiten mit steigendem Wohlwollen fortgefahren.

Trotzdem hält es Meißner für gut, in der 4. und 6. Sammlung der Skizzen (Leipzig 1783, 4) eine dauernde Philippika gegen die feindlichen Umtriebe der allgemeinen deutschen Bibliothek anzustimmen, wobei er seinen Recensenten ein „Menschlein mit Gehirnkasten, aber ohne Gehirn" nennt, einen „Nicolaischen Lohnschreiber," dessen Tadel ihm nur erwünscht sei; noch verächtlicher müßte er sein, als sein Recensent, würde er dessen Ausstellungen irgend einen Einfluß auf seine Arbeiten gewinnen lassen. Mit vollem Recht erwidert ihm die allgemeine deutsche Bibliothek (Bd. 66, S. 80 ff.) unter Anerkennung seiner Fortschritte, besonders in der früher so geschraubten und gebrechselten Sprachweise und unter Betonung seiner geistigen Veranlagung: es würden von nun an die Arbeiten eines so reizbaren Autors nicht mehr besprochen werden. Und da macht es nun Meißner wie der Dieb, der nach der Polizei ruft, und wendet sich ein paar Monate nach dem Erscheinen dieses 66. Bandes in einem ganz sonderbaren Schreiben an Nicolai.[89]) Er erinnert ihn an die freundlichen Beziehungen, die sie bei persönlichen Zusammenkünften geknüpft hätten; er betont, daß er wohl wisse, Nicolai sei für seine Recensenten nicht verantwortlich (und er hat sie doch Nicolaische Lohnschreiber genannt!). Seit Jahren sei er bereits von der Empfindlichkeit junger Schriftsteller geheilt und habe sich seit fünf (?) Jahren gegen keine Recension mehr verteidigt; allein seine jetzige Lage — Meißner war dazumal bereits in Prag[90]) — gebiete es ihm, die Angriffe der allgemeinen deutschen Bibliothek abzuwehren.

Besonders zwei Fälle glaubt er hervorheben zu müssen. In zwei Schriften, die eine von Dr. Eckstein (Pseudonym für Sander und nicht, wie Meißner glaubt, Garlieb Hanker), die andere von

Scholz, ist Meißner „mißhandelt" worden und diese beiden Schriften hat die allgemeine deutsche Bibliothek besprochen, ja einzelnes sogar aus ihnen citiert. Dies nimmt Meißner zum Anlaß, Nicolai um Deligierung eines anderen Recensenten zu bitten, womit er aber keineswegs sagen will: „Sehen Sie zu, daß mein Alcibiades gelobt wird!" — nein, er werde sich bescheiden in das Urtheil eines objectiven Kunstrichters finden, nur jenen wolle er nicht, der über seine „Skizzen" schreibe. Zum Schlusse vergißt er nicht, seinem „wahrheitsliebenden und um Teutschlands Denkfreiheit verdienten Freund" — die Meißner, Wezel u. s. w. haben sonst für Nicolai ganz andere Bezeichnungen geliebt — seine Mitarbeiterschaft anzutragen. Nicolai hat der langen Rede kurzen Sinn ganz wohl verstanden: er antwortet ihm schon am 21. Dez. 1787[91]) und verspricht, mit dem Alcibiades besser zu verfahren. Und man muß gestehen, Nicolai hat sein Wort gehalten. Ueber den Alcibiades bringt der Nachtrag, Abteilung 3 zum 53—86. Bd. eine acht Seiten lange Recension. Das Werk wird ein „berühmtes," der Autor ein „vortreffliches Talent, ein ausgezeichneter Kopf" genannt, der so leicht „ganz klassisch sein könnte" und dem an Talent nur wenige der jetzigen deutschen Schriftsteller gleichkommen dürften. Freilich werden unbeirrt Ausstellungen an der Sprache und der schmutzigen Darstellungsweise gemacht.

Und so hat es die Allgemeine deutsche Bibliothek weiter gehalten, d. h. sie hat Meißnern im Grund ein wenig zum besten gehabt. Sie scheut sich gar nicht, immer wieder, ja schärfer, als vor seiner Beschwerde auf seine grammatikalische Schleuderhaftigkeit, auf den „Meißnerianismus," auf die Nachtheile seiner historischen Romane hinzuweisen, bestrebt sich aber durch Phrasen wie die „vom Schriftsteller, dergleichen Deutschland wohl zu schätzen weiß," dessen „Meisterwerke bündig, treffend, kraftvoll sind" und „alle Menschen von Gefühl zu Lesern haben," die bittere Pille möglichst zu versüßen.

Meißner findet es aber nicht unter seiner Würde, sich nochmals zu beklagen, (9. März 1789) weil die Bibliothek einen abermaligen, wirklich recht perfiden Angriff eines sicheren Epheu

(Bd. 82) abgedruckt hat. Die Verbindung mit Nicolai hat Meißnern späterhin (s. S. 44) viel Aerger und Verdruß bereitet. Ueberflüssig zu erwähnen, daß er auch Nicolai, wie seinen übrigen belletristischen Freunden gar nicht genug Schönes zu sagen wußte und z. B. die „öffentliche Erklärung über seine geheime Verbindung mit dem Illuminatenorden" (Berlin und Stettin 1788) und die „Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen" (ibid.) kaum genug preisen konnte.

Lessing, Gleim. Strebensgenossen.

Ob er mit Lessing, den er schon in seinen Jünglingsjahren schwärmerisch verehrt („Triumph der große, große Lessing — stammt mit mir aus einem Samen" [92]) wirklich, wie er (Werke II, 412 Anm.) behauptet, zusammen getroffen ist, vermag ich nicht zu sagen. Den jüngeren Lessing hat er 1780 in der Lausitz kennen gelernt.[93])

Wann er Gleim persönlich kennen gelernt hat und ob dies schon in der Dresdener Zeit geschehen ist, muß vorläufig gleichfalls offen bleiben.[94]) Jedenfalls war er schon länger mit Gleim in Verbindung: der Almanach der deutschen Musen von Schwickert bringt schon 1779 (vergl. Werke V, 234) eine von Meißner an Gleim gerichtete Epistel, in welcher er die „neuen Kriegslieder" in jener enthusiastischen Art begrüßt, die wir bei Meißner seinen guten Freunden gegenüber hinlänglich gewöhnt sind. Alle Barden jauchzen Gleim zu; der „Hügel," auf dem Gleim steht, ist für den jugendlichen Meißner, dem noch Adlerflügel und Riesenschritt fehlen und der doch gern hinauf möchte, zu hoch u. s. w. u. s. w. — er hat Kretschmann so ziemlich das nämliche gesagt. Ohne Zweifel ist er aber auch persönlich mit Gleim zusammengekommen. Gleim hat ihm damals ein Exemplar seiner Episteln geschenkt[95]) und Meißner hat dafür dem „ältesten und ehrwürdigsten unserer lebenden deutschen Dichter" den 4. Teil des Alcibiades (Leipzig 1788) gewidmet und in den Dedicationsworten seiner Verehrung für Gleim einen beredten Ausdruck gegeben. In flüchtiger Beziehung ist er damals be-

reits zu Lavater gestanden, der ihm schon am 8. April 1783 freundliche Worte über seine Skizzen geschrieben hat.[96])

Neben diesen Verbindungen mit hervorragenden Vertretern der Litteratur ist er auch in Beziehungen mit einzelnen diis minorum gentium getreten. So schloß er vorübergehend eine Verbindung mit dem rührigen Berliner Uebersetzer Wilhelm Christhelf Siegmund Mylius (1754—1827), den er den berufensten Uebersetzer Deutschlands nennt,[97]) und mit dem er durch kurze Zeit einen „Destouches für Deutsche" und einen „Molière für Deutsche" ins Leben treten läßt. So hat er viel mit dem Regierungsrate von Halem in Oldenburg zu thun gehabt, der ihm durch sein Arbeitsfeld nahe stand: er hat einen Wallenstein geschrieben, Olint und Sofronia nach Tasso übersetzt, Pyramus und Thisbe neu bearbeitet, orientalische Märchen verfaßt, seine Gedichte 1788 gesammelt und im Museum 1784 den Iwein „vernewert". Nicht zu übersehen ist auch der wackere Langbein, der noch nicht vergessene Verfasser der „Schwänke und der Feierabende," Meißners Nachfolger im Amte und einer der eifrigsten Mitarbeiter an Meißners Quartalschrift. Er hat Meißner (Quartalschrift 2. Jahrg., 3. Quartal, 2. Heft S. 70) mit den Worten begrüßt:

Du denkst, wie Teutsche sollen, frei
Und fröhnest nie der Schmeichelei.

Zu seinen intimsten Freunden gehört ferner sein nachmaliger Schwager Rupert Becker, mit dem er schon vor seiner Verheiratung mit dessen Schwester Johanna, eng befreundet gewesen ist.

Heirat.

Meißner ist am 13. November[98]) 1783 mit Johanna Christiana Elisabeth Becker, der mittelsten Tochter des verstorbenen kurfürstlichen Hofrates und Geh. Referendars[99]) Ernst Gotthelf Becker und dessen Gattin, geb. Willers, in Dresden, der Schwester des als Schriftsteller in Bürgers Pfaden wandelnden Kriegssekretärs Rupert Becker getraut worden. Johanna, gewöhnlich Hannchen, ist 1764[100]) geboren, also elf

Jahre jünger als ihr Gatte. Sie hat ihm einen Sohn Eduard, 1785 geboren,[101]) und drei Töchter, Bianca, Elvira und Natalie, von denen zwei, Elvira und Natalie in zarten Jahren, dem Vater wenige Tage nach- und vorstarben, geschenkt. Auch Johanna hat ihren Gatten nur um wenige Wochen überlebt; sie starb am 30. März 1807.[102])

Ihrer Verbindung scheinen sich Hindernisse genug in den Weg gestellt zu haben. Von Seite ihrer Familie muß Widerstand geleistet worden sein, „Lauscheraugen" (ein absonderliches Oxymoron) müssen sie bedroht, „ernste Tanten sie verdammt" haben. Das erste Jahr seiner Ehe hat ihm überschwängliches Glück geboten. Hannchen ist ihm „mehr als Pierinnen," mehr „als Minervens dämmernd Licht." Und mit einem echt Lessingschen Bilde ruft er aus:

Böte mir Fortunens Rechte
Jeden Vorzug ihrer Knechte,
Fürsten-Reichtum, Fürsten-Stand;
Aber in der linken Hand
Seh ich deine Liebe schimmern,
Fruchtlos würde jeder Tand
Dann für mich Zufriednen flimmern.

Wenig Hoffnungen hat er auf ihren Besitz gehegt; ihr Reiz, ihr Stand schien sich wenig für sein zwar mangelfreies und unabhängiges, aber bescheidenes und durch Verkennung und Feindseligkeit gedrücktes Los zu schicken.[103]) Freilich wird es schon im ersten Jahre kleine Eifersuchtsscenen gegeben haben; denn Meißner sieht sich genötigt, seiner jungen Frau klar zu machen, daß nicht erste Liebe allein wahre Liebe sei, daß aber, wer einmal Nektar getrunken, nicht mehr nach Apfelmost dürste.[104]) Denken wir nur an die Episode mit Dora Stock, so werden wir Meißners Gattin einigen Grund zur Eifersucht nicht absprechen können. Im übrigen hat Meißner an seiner Johanna eine treue und verständnisvolle Lebensgefährtin gehabt. Sie nimmt Teil an seinem litterarischen Verkehr und erinnert sich stets mit Freuden der mit Goekingk und Nicolai verbrachten Stunden;[105]) sie bereist mit ihm Böhmens Berge und Thäler;[106]) auch an seinen Zeitschriften hat sie — nicht ausübend — regen

Antheil genommen, wie sie denn einmal, als er an den Hammerschen Aufsatz „Ueber die Würdigung des schönen Geschlechtes“ (Apollo, September 1797) längst nicht mehr dachte, in seine Stube kam und ihrer Entrüstung über die frauenfeindliche Tendenz des Aufsatzes beredten Ausdruck gab.[107]) Geistig wird sie ihrem Gatten — trotz gewisser Angriffe — nahe gestanden sein. Sie gehörte der Kunst als vorzügliche Sängerin an und hat in Privatkreisen Bewunderung erregt.[108]) Ihr Bruder nennt sie in seinem Hochzeitsgedichte „geistreich wie die Musen.“ Ein Denkmal aufopfernder treuer Gattenliebe ist ihr letzter Brief, den sie nach Meißners Tode und kurz vor ihrem eigenen an Meißners greise Mutter geschrieben hat. In schlichter Weise schildert sie die Qualen dieser letzten Wochen, die furchtbare Todeskrankheit ihres Gatten, ihre Pflege und ihre Verzweiflung.[109]) Ihr früher Tod, der freilich zunächst die Folge der Infection war, mag durch diesen aufreibenden Jammer wohl beschleunigt worden sein. Mit den Verwandten seiner Frau stand Meißner im besten Einverständnisse, was auch auf ein gutes Verhältnis in der Ehe schließen läßt. Seine Schwiegermutter z. B. dient ihm während seiner Prager Zeit, als die nach Kaiser Josefs Tod angebrochene Reaction Geld außer Landes zu senden, nicht mehr gestattet, permanent als Einkassiererin der im Reiche fälligen Honorare;[110]) sie nimmt die ihr gegen Quittung zugeschickten Gelder in Empfang und deckt damit die von Meißner im Auslande eben zu leistenden Zahlungen. Rupert Becker,[111]) der Bruder seiner Frau, war zugleich einer der treuesten Mitarbeiter von Meißners Quartalschrift, der er historische Balladen aus älterer deutscher Zeit, Novellen und Parabeln, Oden an die Freiheit und Trinklieder, schmutzige Schwänke und wissenschaftliche Aufsätze in bemerkenswerter Vielseitigkeit geliefert hat. Auch der „Apollo,“ die von Meißner in Prag herausgegebene Zeitschrift, bringt noch manchen Beitrag von ihm. Persönlich sind die beiden Schwäger aufs beste gestanden. Zu seinem 24. Geburtstage — Becker ist 6 Jahre jünger als Meißner — schickt Meißner ihm ein nettes Gedicht,[112]) das mit gutmütiger Ironie die Balladen-

versuche des „grünen" Freundes den Dichtungen eines Bürger oder Wieland an die Seite stellt und ihn aneifert, sich auch fernerhin um „Durchlauchte und Exzellenzen" wenig zu kümmern. Liebe, Reichtum und Ruhm sollen ihm immerdar bescheert sein. Becker hat ihm schon zwei Jahre früher, also noch vor der Verschwägerung, ein ähnliches Carmen zum 4. November [113]) gewidmet. Zwar kann er nicht wie Fürsten und Millionäre das Geburtsfest des Freundes mit Wachtparaden und Jagden feiern; doch will er dafür Sorge, Unmut, Gram und Heuchelei weit von ihm wegwünschen; Freude und Lust am Küssen sollen ihm bis in sein spätes Alter beschieden sein. Mit einem nicht minder herzlichem Gedichte begrüßt er Meißners Verbindung mit seiner Schwester. Ein anhaltender Kopfschmerz Meißners veranlaßt ihn, in anzüglicher Weise nach der Ursache dieses Kopfschmerzes zu fragen: hat eine Skizze, ein Epigramm „Gift und Blitz der Angegriffenen auf sein Haupt gebracht?" Ist es der ewig glühende Haß eines Höflings vor dem er sich nicht tief genug gebückt? Der Kranz, den ihm die Nachwelt flechten werde, müsse ihn für alle Widerwärtigkeiten schadlos halten. Auf diesen kühnen Blick in die Zukunft hat aber Meißner sehr skeptisch geantwortet: wie Tom Jones ziehe er einen Tag am Küchenherde tausend Jahren in der Weltgeschichte vor.

Reisen.

Meißners Kopfleiden dürfte andere und traurigere Gründe gehabt haben, als die litterarischen Aergernisse: seine Gesundheit, mit der er in beständigem Kampfe lag, war schon dazumal, als er kaum die Dreißig erreicht hatte, völlig zerrüttet. Wie Gellert wird ihm das damalige Universalmittel, das Reiten, anempfohlen, wohl mit demselben Erfolge, zumal er es zu forcieren liebte. [114]) Reisen schaffen ihm vorübergehende Erleichterung. Er hat denn auch in dieser Zeit eine Reihe von kleineren Reisen gemacht, die sich aber nicht über eine gewisse örtliche Strecke Oesterreichs und Deutschlands erstreckt haben. Außer den Ausflügen zu seiner Mutter nach Löbau, kennen wir die

1778 unternommene Reise nach der Oberlausitz, einen 1779 mit Wezel in Hannover abgestatteten Besuch,[115]) eine Reise nach Niederschlesien, die ihn weit über Breslau hinausführte (1780), eine für 1781 projectierte, aber kaum durchgeführte Harzreise, einen winterlichen Ritt nach Berlin im selben Jahre, eine Fahrt nach Karlsbad, Teplitz, Prag 1784, eine Reise nach Wien im Anfange der achtziger Jahre.[116]) Er sei nicht zum Gelehrten, sondern zum Postillon geboren, da er kränklich, verdrießlich, höchst schwächlich zu Hause, munter, stark und abgehärtet auf Reisen sei, schreibt er an Goekingk.[117]) Schon der Sommer 1782 bringt ihm eine jener schmerzhaften langwierigen Krankheiten,[118]) an denen er auch späterhin zu leiden hatte und während derer ihm jede geistige Beschäftigung, selbst Lesen und Sprechen, und jede körperliche Bewegung untersagt war. Schon im Geburtstagsliede an seine Frau kann er Todesahnungen nicht ganz unterdrücken, und kaum ein Brief wird geschrieben, in dem er nicht über Unpäßlichkeit Klage zu führen hätte.

C. Chr. Canzler. Die Quartalschrift.

Die letzten Dresdener Jahre zeitigten ein Unternehmen, das für Meißner in litterarischer und bürgerlicher Beziehung nicht ohne Bedeutung blieb. Im Verein mit Canzler gründete er die „Quartalschrift."

Carl Christian Canzler[119]) war Beamter an der kurfürstlichen Bibliothek. Ueber sein Leben hat Meißner selbst im 8. Hefte des 3. Jahrgangs seiner Quartalschrift, S. 90 jeden wissenswerten Aufschluß gegeben. Ihr Verkehr, der schon 1779 ein intimer war,[120]) festigte sich besonders um die Mitte 1780, als Meißner seines Alcibiades wegen auf der Bibliothek besonders stark beschäftigt war. Die Zuvorkommenheit, mit der Canzler seinen Beamtenpflichten nachgekommen war, hatte Meißner längst auf ihn aufmerksam gemacht. Jetzt, bei öfterem Verkehre, wurden beide Männer trotz ihres verschiedenen Alters — Canzler war um 18, nach anderen Angaben 20 Jahre älter — bald vertraute Freunde. Canzler hat

Meißnern bei seinen verschiedenen Uebersetzungen mit großem Entgegenkommen unterstützt und Meißner erwarb sich — wie er sagt — um den litterarischen Ruf seines Freundes ein Verdienst, indem er den hochgebildeten Mann, dessen Abhandlung „Ueber die deutsche Tonmessung" (Dresden 1766) schon viel Anklang gefunden hatte, zur Teilnahme an der 1783 gegründeten „Quartalschrift für ältere Litteratur und neuere Lektüre" ermunterte. Die Mitwirkung Canzlers wird wohl nicht so unbedeutend gewesen sein, wie Meißner kurz nach Canzlers Tode an Nicolai schrieb (10. November 1787). Daß er ganz allein das Journal gehalten und nur „aus Freundschaft Canzlern mit zugeschrieben hat," glaube ich nicht. Das Project freilich mag von ihm ausgegangen sein. Hat er doch schon 1780 [121]) nur einen Freund zum Gehilfen und einen anderen zum Verleger gesucht, um Deutschland „eine ganz neue Art einer vorzüglichen periodischen Schrift" zu geben.

1783 ist also im Verlage von J. G. J. Breitkopf in Leipzig das erste Stück dieser Quartalschrift herausgekommen. Als Herausgeber zeichnen Canzler und Meißner. Die üblichen Titelkupfer sind von angesehenen Künstlern, wie Krüger, Seydelmann u. a. entworfen, Format und Ausstattung ähneln sehr dem Deutschen Museum Boies. Die Quartalschrift ist nominell durch drei Jahrgänge erschienen, factisch hat aber deren Herausgabe durch beständige Verspätung 4 Jahre in Anspruch genommen. Schon das 4. Stück des ersten Jahrganges kam erst im März 1784 heraus.

Der zweite Jahrgang ist schon besser organisiert: er ist in Quartale geteilt, jedes Quartal in 2 Hefte. Ebenso der 3., von dem 8 Hefte erschienen sind. Das 6. Heft, das also im September 1785 hätte erscheinen sollen, kam erst Mitte Januar 1786 und das letzte statt Ende 1785 erst im Januar 1787. Anfangs scheint das Blatt Erfolg gehabt zu haben. Obwohl es ohne Ankündigung erschienen ist, auch — wie Meißner im Vorberichte zum 4. Stück des 1. Jahrgangs klagt — von den wenigsten kritischen Blätter erwähnt wird,[122]) und sein Herausgeber keine anderen Mittel anwendet, als die größte

Sorgfalt in der Wahl des Inhaltes, findet es doch, ohne „allgelesen" zu sein, „den Beifall einer Menge Leser." In diesem Vorberichte, der D(ie) H(erausgeber) gezeichnet ist, geht es nicht ohne Hiebe gegen die zahllosen deutschen Journale ab, die in anderer Weise um die Gunst des Publikums buhlen. Meißners Uebersiedlung nach Prag (vgl. 3. Jahrgang, 6. Heft Nachricht) sollte ursprünglich weder im Verlage, noch in den Personen der Hauptmitarbeiter eine Aenderung mit sich bringen, höchstens der Titel sollte vielleicht ein anderer werden. Canzlers Tod aber macht diesem Unternehmen ein Ende, an das sich, nach Meißners Plan, in wenigen Monaten ein ähnliches reihen sollte. Abgesehen von den häufigen Verzögerungen im Erscheinen des Blattes, über welche mancherlei Beschwerden u. a. auch von Müller zu Itzehoe, dem Verfasser des „Siegfried von Lindenberg",[123] einliefen, wird man der Quartalschrift zugestehen müssen, daß sie ihrem Programme keine Unehre gemacht hat. Die ältere Litteratur ist über der neueren Lektüre nicht vergessen, ja wie Meißner meint, anfangs mehr berücksichtigt worden, als es den meisten Lesern angenehm ist.[124])

Meißner selbst hat eine Reihe halb wissenschaftlicher Aufsätze beigesteuert, so die Erneuerungen von älteren deutschen Denkmälern, die biographischen Abrisse wenig bekannter Fabeldichter, an die sich dann die Uebersetzung oder der Neudruck der Fabeln anreiht; ferner eine große Reihe von Skizzen, Gedichten, Novellen, Epigrammen und auch einzelne statistische Zusammenstellungen. Er schreibt unter seinem vollen Namen, auch unter M-r, ein einziges mal nennt er sich (2. J., 4 Qu., 2 St., S. 83 „Marlbouroughs Jugendsünde") des schlüpfrigen Stoffes wegen „Welser." In diesen drei Jahrgängen erscheint keine Nummer ohne einen Meißnerschen Beitrag. In der Quartalschrift sind etwas über ein halbes hundert Beiträge Meißners erschienen, darunter solche, die viele Seiten füllten. Erwähnt seien: Leben und Fabeln des Leon Baptista Alberti (I. J., 1. St., S. 1), der kluge Narr und der Maler nach Rosenbluet (I, 1, 51), Anekdoten zum Leben des Landgrafen Ludwig v. Thüringen (I, 1, 112) aus dem Chronicon Thuringense,

über Harsdörfers Leben und Schriften (I, 2, 17), Gedichte nach Saadi (I, 3), Kriminalgeschichten (II. J., 4. Quart., 1. Heft, S. 58), (II. J., 4 Qu., 2. H., S. 71, und III, 2, 3, S. 66), Tabellen über Kursachsens Bevölkerung (III. J., 1. H. u. III. J., 2. Qu., 3. u. 4. H.), schließlich eine entsprechend große Anzahl novellistischer Arbeiten größeren Umfangs, darunter die orientalischen (III. J., 8. H., S. 3) und die Novelle „Das Kind der Liebe" (II, 3, 1, 101, in den Werken „War dieser Betrug verzeihlich" XI, 227). Neben ihm bringt der Mitherausgeber Canzler manches lehrreiche Stück: Kulturhistorisches, wie die Nachrichten der Brüderschaft der ewigen Weisheit (I. J., St. 1 u. 2), die Spuren vom Ursprung der Freimauerei und den afrikanischen Logen (I, 1), Beiträge zur Geschichte der Schreib- und Druckfreiheit (I, 2), Ueber die Veilchenbrüder (II, 1, 1), Ueber den Berg-Reihen Johannes im Korbe (II, 3, 2, 1), Ueber David Beuthern (II, 4, 21) u. s. w., dann auch Litterarhistorisches, wie die Erneuerungen „Antiloge der Zwerg" (I, 1), Das Lied von Friedr. von Weißenburg (I, 2), Ueber ein altes teutsches Sprüchwort (I, 3), Ueber die altdeutschen Gedichte aus dem schwäbischen Zeitalter (II, 1, 2) und dergleichen. Hierzu kommen nun, was den wissenschaftlich gefärbten Teil betrifft, noch statistische volkswirtschaftliche Aufsätze von Oberrechnungsrat Canzler, dem Bruder des Bibliothekars, von dem Grafen Brühl, von Grillo, dem Professor am Berliner Kadettenhause, und anderen. Gut ausgerüstet — zunächst im quantitativen Sinne — ist der rein belletristische Teil. Neben Meißner ist es vornehmlich, wie schon oben angedeutet, R. Becker, der die Quartalschrift mit Beiträgen verschiedenster Kategorie versorgt hat. Unter seinen Balladen behandelt die eine „Alemer und Adelasa" einen Rolandstoff, eine andere, ganz im Kostüm der Minnesänger, die Bestrafung einer allzuspröden Schönen. Seine Novellen, wie „Mittelweg bleibt der beste" sind im Engelschen Parabelstile geschrieben und erinnern an die Erzählungen von Schulz und Genossen. Die Schwänke — unter ihnen der schamloseste „Kathrinchen und der Kapuziner" vorsichtshalber mit dem Pseudonym „Rekeb" gezeichnet — sind von außerordentlicher Lascivität. Ab und zu

findet sich auch ein ernster, lehrhafter Essay, wie „Cardanus Leben und Schriften," die „Menschheit" und andere.

Neben Becker sorgt Langbein mit unermüdlichem Eifer für die Unterhaltung der Leser der Quartalschrift. Ueber dreißig, darunter sehr umfangreiche Beiträge hat er beigesteuert. Kaum eine Nummer ist erschienen, in der nicht Langbein (bisweilen in wenig verhüllender Chiffer) vertreten gewesen wäre. Satiren und Balladen, Erzählungen, Schwänke, Oden, Novellen — in buntem Wirrwarr, moralisches und schmutziges, derb humoristisches und schaurig-romantisches, alles ist vertreten. Sein noch heute gelesener „Pfarrer Schmolke und Schulmeister Bakel" mit ihren „Ebenteuern" wird in II, 2, 2 vorgeführt und II, 3, 1 in einer eigenen Schutzschrift verteidigt. Ja einmal schmiegt er sich sogar ganz dem Tone der Zeitschrift an und bietet „Altdeutsche kluge Reime" (II, 3, 1) dar. Neben ihm, aber weit seltener, finden wir Kretschmann. Er steuert kleine Erzählungen (Sophie und Lisimon I, 2), dann historische Auszüge (Florus I, 3) türkische Briefe (II, 2, 1 und II, 3, 2), Gedichte in Rhingulphs Bardenmanier (III, 2, 3) und dergl. bei. Gute Namen sind sonst etwas spärlich gesät. Nachdrucke aus Bodmers Nachlaß (II, 1 und II, 2, 2) sollen vielleicht über Qualität der Mitarbeiter hinwegtäuschen. Nur der 2. Jahrgang (3. Qu., 1. Heft) wird vor den Strahlen eines aufgehenden litterarischen Sternes erster Größe erleuchtet: er bringt die „kleinen Satiren" vom Verfasser der Grönländische Prozesse. Meißner, der nicht zum letzten Male mit Jean Paul in Berührung kam, behauptete 20 Jahre später gegenüber Schütz, er habe mit all seinen Bekannten darüber gestritten, aber niemand habe diese Satiren lesen wollen; wie groß war daher Meißners Erstaunen, als aus diesem unprotegierbaren Neuling ein Lieblingsschriftsteller der Nation geworden war.[125]) Freundlich wurde Meißner von Alxinger unterstützt.[126]) Er hat ihm seine Uebersetzung von „Eloise und Abelard" überlassen (II. 1. 2 und ihm die Satire „Das Krokodil und die Frau" (III, 2, 3), an die sich eine Polemik knüpfte, überschickt. Auch das letzte Heft, für das er gute Namen brauchte, um im „Nachworte"

auf die Unterstützung unserer besten Autoren hinweisen zu können, bringt ein Gedicht Alxingers „An eine ungetreue Geliebte." Für dieses Heft hat er sich noch die Mitwirkung Blumauers („An Adam B. und an Sie"), Haschkas und Müllers von Itzehoe zu verschaffen gewußt. Von Goekingk findet sich nur das Sprudellied (III, 2). Während dieses Unternehmen nun schon in voller Blüte stand, oder zu stehen schien, erfolgte jene Veränderung in Meißners Leben, auf die er, wie wir gesehen haben, seit Jahren hingearbeitet hat: seine Uebersiedelung nach Prag. Wir sind nicht sonderlich orientiert, wie ein Meißner das erreichen konnte, was ein Klopstock und Lessing vergebens anstrebten, nämlich eine Anstellung in Oesterreich.[127]) Wir haben aber doch einen Anhaltspunkt, wer die thätigen Freunde gewesen sein mögen, die ihn immer wieder für akademische Posten in Vorschlag brachten (vgl. den Brief an Goekingk 10. September 1784). In erster Reihe war es Platner, der Professor der Rhetorik in Leipzig, der nicht müde wurde, so oft ein passender Posten (in Lemberg, Berlin u. s. w.) frei wurde, seinen einstigen Lieblingsschüler vorzuschlagen.[128]) Auch muß das Gerücht verbreitet gewesen sein, daß er die Stelle eines Dramaturgen in Hamburg, woselbst sich Archenholtz für ihn verwendete, anstrebe. Wenigstens sieht er sich veranlaßt, in den „Budissiner Unterhaltungen" 1785, S. 195 zu erklären, daß er einen solchen Ruf weder erhalten habe, noch auch zu erhalten wünsche. Er hat auch gewiß sehr wohl gethan, einem Vergleiche mit seinem Landsmanne, dem großen Hamburger Dramaturgen, aus dem Wege zu gehen.

Prag. Universitätsverhältnisse.

Meißner, der im Beginne der achtziger Jahre in Wien weilte, mag seine Angelegenheiten durch Unterredung mit dem Präsidenten der Studiencommission van Swieten und ähnlichen einflußreichen Persönlichkeiten gefördert und so die sehnlich gewünschte Abberufung von Dresden erreicht haben. Bestimmtes wissen wir hierüber nicht. Soviel aber steht fest, daß ein

Gubernialdecret vom 31. October 1785 eröffnete, es sei laut Hofdecret vom 11. September dem August Gottlieb Meißner die erledigte Lehrkanzel der Philosophie[129]) mit dem für jene Zeiten sehr erheblichen Gehalte von eintausend Gulden verliehen worden.[130]) Schon vor dieser officiellen Verlautbarung hat Professor Karl Heinrich Seibt um Tausch der Lehrstühle eingereicht: er will den der Philosophie übernehmen und dafür dem Professor Meißner die Lehrkanzel der Aesthetik — offenbar einem höheren Willen gehorchend — abtreten. Dieses Ansuchen wird, wie das Gubernium am 3. November mittheilt, durch Hofdecret vom 25. October unter der Bedingung zustimmend erledigt, daß auch Professor Meißner seine Zustimmung ertheile. Diese erfolgt laut Gubernialdecret vom 21. November und so tritt denn Meißner sein Lehramt als Professor der Aesthetik am 26. November 1785 an. Als solcher hat er während seiner 20 Jahre umfassenden Lehrthätigkeit Jahr aus, Jahr ein dieselben Collegien gehalten und zwar im ersten Jahrgange „Vorlesungen über klassische Schriftsteller der Alten" zweistündig, Mittwoch und Samstag 4—5; im zweiten dasselbe Colleg Montag, Freitag 4—5, endlich im dritten: „Die schönen Wissenschaften mit Aesthetik" täglich von 9—10. Das letztgenannte Colleg führt von 1789 an den Titel: „Die Aesthetik mit der Rede- und Dichtkunst nach Eschenburg." Vor ihm hat das für die beiden ersten Jahrgänge bestimmte Colleg Prof. Seibt zu denselben Stunden gehalten. Nach ihm übernimmt es Meinert, der auch für III Aesthetik liest.[131]) Seine akademischen Pflichten scheinen ihm nicht immer die angenehmsten gewesen zu sein. Namentlich die halbjährigen Prüfungen gehören für ihn zu den allerlästigsten Geschäften,[132]) sie sind eine Galeerenstrafe der Professoren,[133]) ja in solchen Prüfungszeiten ist er gar nicht „er selbst"; diese fatalen Semestralprüfungen, während derer er siebenhundertzweiundfünfzig junge Männer zu prüfen hat, von denen viele „nur Schädel, nicht Köpfe" haben, machen seinen eigenen Kopf — zur Laterne. Ueberhaupt ist seine Lehrkanzel so „unsinnig eingerichtet,"[134]) daß er van Swieten öfter — und zwar in einem Tone, „den er

von den Wiener Professoren zu hören nicht gewöhnt ist", Vorstellungen gemacht hat. Seine Freunde scheinen denn auch ziemlich erstaunt gewesen zu sein, als aus dem Verfasser des Alcibiades nun plötzlich ein Universitäts-Professor geworden war.[185]) Besonderes Bedauern wird ihm ob des Ortes seiner Anstellung gezollt; und so weit wir die Prager Universitätsverhältnisse überblicken können, mögen sie für den Ausländer, Protestanten und Litteraten nicht die angenehmsten gewesen zu sein.[186]) Meißner kam, wie später in Fulda, gerade in eine Zeit des Ueberganges. Schon seit 1760 hatte die eigens ad hoc eingesetzte, unter van Swietens Vorsitz stehende Hofcommission, einen langsamen, aber stetigen Kampf gegen den vornehmlich an der philosophischen Facultät, übermäßigen Einfluß der Jesuiten begonnen. Das Prager Organ der Hofcommission, die Provincial-Studiencommission, auch Universitätscommission genannt, deren Vorsitzender der Graf von Wěžnik war, hat diese Angelegenheit auch mit dem größten Eifer betrieben, wobei allerdings mitunter ganz absonderliche Anomalien verordnet wurden. Wenn beispielsweise in dem Bestreben alle wichtigeren Aemter dem Einflusse der Jesuiten zu entziehen, die Universitätsprofessoren von den akademischen Ehrenämtern ausgeschlossen und diese ausschließlich jenen in Prag promovierten Doctoren und Magistern eingeräumt wurden, die kein Lehramt bekleideten, so wird uns eine solche Maßregel ziemlich verkehrt vorkommen. Hand in Hand mit diesen Bestrebungen, die sich vorerst hauptsächlich mit der Zweitheilung der akademischen Aemter, des Senates und der Studiendirectorate befassen, geht nun die Berufung nichtjesuitischer Professoren der philosophischen und theologischen Facultäten. An beiden Facultäten wurde zunächst das Studiendirectorat den Jesuiten genommen und Weltgeistlichen anvertraut; daran schloß sich an der theologischen Facultät die Berufung zweier, dem Augustiner- und Dominikanerorden an gehöriger Professoren; sie durften indeß ihre Collegien nicht im Clementinum abhalten, sondern nur in eigens dazu bestimmten Räumen und Göpfert, der Dominikaner, mußte durch ein Hof-

decret vom iuramentum de conceptione immaculata befreit werden; endgiltig wurde dieser Eid erst 1781 nach Verkündigung des Toleranzpatentes abgeschafft. 1763 wurde der erste Nichtjesuit, und zugleich der erste Laie an der philosophischen Facultät zum Professor ernannt. Es war dies der Schlesier Karl Heinrich Seibt, der sich an Maria Theresia mit der Bitte gewendet hatte, schöne Wissenschaften docieren zu dürfen. Obwohl zum Theile in Leipzig, also an evangelischer Stätte, gebildet, wurde ihm die Bewilligung auffallend rasch zu Theil; er gelangte zu hohen Ehren, wurde bald Studiendirector der Philosophen, später k. k. Rath und Ritter, 1783 auch Rector der Universität. Er hat sich durch einige Dramen (Gabriele Montaldo u. a.), auch durch wissenschaftliche Schriften, wie Klugheitslehre, Akademischer Blütenkranz 2c. bekannt gemacht und versuchte seine Schüler durch einschlägige Arbeiten in Gottsched'scher Manier zu Dichtern heranzuziehen. Sein Einfluß war lange ein dominierender.[187]) Nach ihm kam, schon 1768, Jos. Jgn. Bučck, ein Schüler von Sonnenfels, weltlichen Standes, an die Universität. Er wurde keiner Facultät zugetheilt und las in gemietheten Räumen über politische Wissenschaften für Rechtshörer. Einen neuen Schritt in der Entwickelung bedeutete die vom Papste Clemens XIV. 1773 verfügte Aufhebung des Jesuitenordens. Diese hatte eine völlige Umgestaltung der theologischen und philosophischen Facultät zur Folge. An der ersteren wurden die vacant gewordenen Lehrstühle mit Angehörigen anderer Orden und Weltgeistlichen besetzt, an der philosophischen wurden von nun an in großer Anzahl Professoren weltlichen Standes angestellt; so schon 1774 Schöpel und Meißler, der erstere Ethik, der letztere Logik tradierend. So entstand endlich 1784, durch Jahrzehnte vorbereitet, die neue Studienordnung Josef des II., zufolge derer der Prager Universität jene wissenschaftliche Grundlage zu Theil wurde, auf der sie im großen und ganzen noch heute basiert. Nicht weniger als 10 neue Lehrstühle wurden an der philosophischen Facultät errichtet, die sich auf Weltgeschichte, Naturgeschichte, Mathematik, Astronomie und

Philologie vertheilten; die Zahl der Jahrgänge wurde auf drei festgesetzt, als Unterrichtssprache an Stelle der lateinischen die deutsche erklärt. Ein großer Zuzug weltlicher Professoren erfolgte: unter diesen waren die bedeutendsten Ignaz Cornova, der gewesene Jesuit, bekannt als Odendichter in Klopstock'scher Manier und Verfasser einiger Lustspiele, seit 1784 Professor der Geschichte und August Gottlieb Meißner, der erste Protestant, dem freilich jedes nennenswerte akademische Amt ebenso versagt blieb, wie die Gunst der aus der jesuitischen Zeit übrig gebliebenen Collegen, von denen Chladek und Wydra als die am meisten fanatisierten genannt werden.

Streitigkeiten und Angriffe. Akademische Antrittsrede.

Gleich im ersten Jahre seines Prager Aufenthaltes wurde ihm seine, ohnedem unsichere und prekäre Stellung durch eine Reihe von Streitigkeiten, deren Ursachen noch in der Leipziger Zeit zu suchen sind und die er nicht selten leicht hätte vermeiden können, vergällt. Gewöhnlich ist er der Angreifer, muß sich aber bisweilen auch eine besonders kräftige Abfertigung gefallen lassen. In für ihn günstiger Weise endet der Streit mit Schröder.[188]) Meißner beschuldigt jenen in ziemlich vehementer Weise, im „Vetter von Lissabon" ein Plagiat an einem im Manuscript ihm vorgelesenen Meißner'schen Lustspiele „Charlotte" begangen zu haben. Gerade die beste Scene sei diesem entnommen und es ergebe sich für alle „Brüder in Apoll" die Lehre, niemals vorzulesen, wenn sie nicht vorher den Handschlag empfangen hätten, daß der Zuhörer nur hören, nicht nachschreiben und übertragen wolle. Darauf erwidert Schröder sehr zahm, er bestreite Meißnern keineswegs, daß dieser ihm ein solches Stück vorgelesen, das nicht nur einzelne Scenen, sondern möglicherweise den ganzen Plan des „Vetters von Lissabon" beeinflußt hätte, allein sein schlechtes Gedächtnis verschulde es, wenn er sich der ganzen Angelegenheit nicht zu erinnern vermöge und so könne von einem wissentlichen Plagiate keinesfalls die Rede sein. Zum Schlusse fordert er Meißner auf, seine „Charlotte" nicht länger dem Publikum vorzuenthalten,

er wolle dann gern seinen „Vetter von Lissabon" einziehen. Das Meißnersche Stück ist aber nie erschienen. Da es sich bei Meißner wohl, wie gewöhnlich, um eine Uebersetzung oder Bearbeitung gehandelt hat, so dürfte sich wohl dieser Autorenstreit aus der Benützung einer und derselben Quelle erklären. Schlimmer ist es ihm mit dem Verleger Weygand in Leipzig gegangen, den er beschuldigt, er habe widerrechtlich einen zweiten Theil seiner „Geschichte der Familie Frink" verfassen und im Buchhandel erscheinen lassen, und ihm schon früher, während ihrer buchhändlerischen Verbindung so viel Verdruß bereitet, daß er und Mylius mit ihm gebrochen hätten.[139]) Darauf erwidert Weygand äußerst grobkörnig:[140]) „Eigendünkel", „kleinlicher Autorstolz", „traurige Verfassung des Kopfes, Herzens und Gedächtnisses", „Mangel an Logik", „Verachtung" und „Verleumder," das sind die Schlagwörter, mit denen die Weygand'sche Entgegnung fast auf jeder Seite operiert. Meißner muß sich ganz klägliche Daten über den Absatz seiner Bücher vorhalten, muß sich sagen lassen, daß nicht er, sondern Weygand die Verbindung abgebrochen, ja Anträge Meißners abgelehnt habe und muß böse Dinge über seine Selbstgefälligkeit, seinen Geiz und seine Geldgier anhören. Er ist aber seinem Entschlusse treu geblieben und hat auf die weitläufigen und gröblichen Angriffe Weygands mit keinem Worte erwidert. Zwei Jahre später hat ihn dann das Verhältnis zu Nicolai in einen Handel mit Grossing, dem übelberüchtigten Herausgeber des Staaten-Journals in Dresden, verwickelt. Nicolai, der auf Grossing schlecht zu sprechen war, verständigt Meißner, Grossing habe sich im Staaten-Journale abfällig über Meißner ausgesprochen. Meißner, an seiner empfindlichsten Stelle verwundet, erwidert in einem geharnischten „Avertissement", in dem er sich sofort auch der Nicolai'schen Interessen annimmt. Sein Haß gegen diesen „Elenden, den sträflichsten Entweiher von Autorschaft, Preßfreiheit und angeblicher Freiheitsliebe" geht so weit, daß er in seiner Heimat unter der Hand den verschiedenen Liebesaffairen nachforschen läßt, die jener vor Jahren dort unterhalten haben soll. Grossing repliciert in einem

pöbelhaften, von gemeinen Schimpfwörtern strotzenden Briefe, auf Grund dessen Meißner in Berlin die Injurienklage erhebt.[141])

Tiefer aber, als all diese Streitigkeiten und Anfeindungen mag ihn ein Angriff verletzt haben, der aus seiner nächsten Nähe kam und für ihn, der in ganz neue Verhältnisse, in eine fremde Umgebung trat, einen höchst verstimmenden Empfang abgab. Am 26. November 1785 hat er — wie erwähnt — seine Antrittsvorlesung „Ueber die Pflichten eines Lehrers und den Unterschied von Schrift und Vortrag" gehalten, die in dem überfüllten, von Professoren und Studenten besuchten Carolinumsfestsaale vorgetragen, ihren Eindruck auf das Auditorium nicht verfehlte, von einem Blatte wie die Jenaer Litteratur-Zeitung (Bd. 86 I, 157) eine „ungemeine" genannt wurde und noch im selben Jahre bei Schönfeld in Prag in Buchform und 1786 in Archenholtz „Litteratur und Völkerkunde" erschien. Gegen diese Rede ist 1786 in Wien unter dem Pseudonym „Hermann" eine Erwiderung erschienen, die, mag man auch den einen oder den anderen Anwurf nicht unbegründet finden, doch an augenscheinlicher Niedrigkeit der Motive, Unfeinheit der Form, Haarspalterei und Spitzfindigkeit ihr vollgestrichnes Maß leistet.[142])

Meißners Rede hat folgenden Gedankengang: Ausgehend von dem gewaltigen Unterschiede, der zwischen der Stellung eines Schriftstellers und der eines Lehrers liegt, will er (Werke XXXVI, 1) völlige Klarheit in sich selbst erringen, bevor er ans Lehren geht. Wie unendlich schwer aber ist es, Wahrheit zu finden und wie häufig und schmerzlich sind die Enttäuschungen! Doch dies ist noch nicht die ganze Pflicht des Lehrers: er muß nicht nur gelehrt sein, er muß auch lehren können. Groß ist da der Unterschied zwischen Wort und Schrift; beide haben ihre Vortheile, beide ihre Nachtheile. Beherrschung des Ausdruckes also muß vom Lehrer in erster Reihe gefordert werden, Deutlichkeit muß ihm, dessen Wort ungefaßt verhallen könnte, Pflicht sein, ohne aber ins Extrem, das seine Zuhörer für blöde hält, zu verfallen. Lebhaftigkeit, die das Interesse fesselt, darf ihm nicht fehlen; denn unwirksam bleibt ohne

Wohlredenheit die Weisheit. Alle diese Eigenschaften des Vortrages zusammengenommen, bilden dann eine weitere: die Schönheit. Es folgt dann noch eine kurze Besprechung von Nebenfragen, der Dank an seine Gönner, den Kaiser und van Swieten, endlich ein Appell an die versammelte Hörerschaft.

Dies ist der auf 22 Octavseiten vertheilte, mit zahllosen, mehr oder weniger glücklichen Bildern, Figuren, Beispielen u. dgl. gezierte Inhalt einer Rede, der man wohl keine große Originalität nachsagen, wohl auch etwas Schwulst vorwerfen kann, die aber doch als ganz passend und geeignet bezeichnet werden muß. Sprachlich ist, wie dies auch die A. Litt. Ztg. nicht versäumt, gar manches auszusetzen. Wie verfährt aber Hermann mit dieser Rede? Er macht kein Hehl daraus, daß seine Fehde persönlicher Natur sei: „Es ist noch dahingestellt, ob Prag eine so große Eroberung gemacht hat, wie viele glauben." Und nun fällt er mikroskopisch geschärften Auges über die Schrift her, um an ihr seine plumpe und wenig sachkundige Kritik zu üben, die selbst von orthographischen und sprachlichen Fehlern nicht frei und an der formell nicht weniger auszusetzen ist, als an der getadelten Rede. Sein Standpunkt ist der extrem Adelung'sche: Das darf man sagen, das darf man nicht sagen. Sonnenfels und Adelung sind die Autoritäten, auf die er sich unaufhörlich beruft und denen er auch Aeußerungen zuschiebt, die jene überhaupt nicht, oder doch in ganz anderem Sinne gethan haben. Dabei verlegt er sich auf alberne Wortfängerei und Wortspalterei: Meißner sagt, (S. 2) er habe schon im Jünglingsalter den Durst nach Wissenschaft als innigsten Wunsch empfunden. Flugs macht sich Hermann diese Unbeholfenheit zu Nutze und meint: es war nur sein Wunsch? Also wirklich gedürstet nach der Wissenschaft hat er nicht? S. 3 und 9[148]) meint Meißner, der Schriftsteller müsse sich selbst verstehen und bildet ein Substantiv „Selbstverstehen". Hermann erwidert: Es wäre einfacher zu sagen, der Lehrer soll selbst verstehen, was er anderen (so!) lehren soll, „das wäre aber für diesen Schöngeist zu pedantisch gesagt". Dazwischen kommen „Witze" von erschreckender Humor-

losigkeit und Anschuldigungen gröbsten Kalibers: Meißner lobe den Kaiser einfach darum, weil ihm dieser 1000 fl., einen höheren Gehalt als allen anderen Professoren philosophiae, bewilligt habe. Für Geld aber ist dieser Mann, (sagt Hermann) der von sich (S. 3) behauptet, seine Feder erniedrige sich nie, zu allem zu haben: hat er doch gegen bogenweise Bezahlung der Wollüstigkeit moderner Leser geschmeichelt. Auch der Haß des „geborenen Böhmen" blinzelt allenthalben hervor. Es wäre ermüdend, diese Gehässigkeiten eingehend zu verfolgen;[144]) interessant aber ist, was Hermann alles als Sprachfehler hinstellen möchte und da seien noch einige Stichproben erlaubt.

„Fortan" sei ein Wort, von dem Adelung erklärt, „daß es in der Schreibweise des Hochdeutschen völlig unbekannt ist". Und trotz dieser Decretierung, die sich aber in Adelungs orthographischem Wörterbuche gar nicht findet, ist bekanntlich das „Und so fortan" eine Lieblingsschlußwendung in den Briefen des älteren Goethe. Dies unbedingte Schwören auf Adelung (Hermann selbst scheint der deutschen Sprache ziemlich fremd gegenüberzustehen) spielt dem gestrengen Richter manchen Streich: Schwierig ist — nach Adelung — so viel, wie unzufrieden. „Für schwere Sache eine schwierige Sache ist im Hochdeutschen ungewöhnlich". Eine ganz willkürliche Entscheidung, für die, wie ich mich überzeugt habe, die Litteratur des 18. Jahrhunderts absolut keinen Anlaß bietet und die sich auch bei Adelung nicht in diesem Wortlaute findet. Auf Hermanns fernere Einwürfe soll nicht weiter eingegangen werden. Nur soviel sei noch erwähnt, daß in jenen Punkten, in denen der Verfasser im Rechte ist, eine persönliche Gehässigkeit sich in gar zu vordringlicher Art bemerkbar macht. Er kann es nicht verwinden, daß ein Ausländer berufen wurde und verschmäht in seinem Grolle auch eine Denunciation nicht. „Nach einigen Jahren wird unsere Jugend nicht mehr Sonnenfelsisch, sondern Meißnerisch sprechen", meint er mit einem blinzelnden Blick nach oben. „Ein Aesthetiker wird in kurzer Zeit einreißen, was die Grammatiker durch mehrere Jahre aufgebaut haben", klagt er und grotesk-grausig ist die Zukunft,

die er — mit gutem Vorbedachte entrollt: Die jungen Leute werden in Zukunft die Sprachwissenschaft gar nicht mehr studieren wollen, da sie ja sehen, daß man auch ohne solche Kenntnisse als Gelehrter gelten könne, oder doch mit einer „ausländischen Sprechart" sich begnügen.[145])

Ueber den Verfasser dieser, für die Verhältnisse, mit denen der sächsische und evangelische Professor zu kämpfen hatte, sehr bezeichnenden Schrift gibt es nur Hypothesen. Es wurde von anderer Seite[146]) darauf hingewiesen, daß der Verfasser unter den jesuitischen Gegnern Meißners wegen der fehlenden religiösen Angriffe nicht zu suchen sei, und daß ein Prager Litterat nicht Sonnenfels, sondern seinen Lehrer Seibt citiert hätte: all diese Umstände ließen angeblich mit einiger Wahrscheinlichkeit auf den Professor Buček schließen. Eine andere Möglichkeit läge näher. Erwägt man Hermanns Gehässigkeit gegen den aus dem Auslande berufenen Professor, bezw. die immer wieder auftauchende Frage, „ob es sich wohl gelohnt habe, ‚dazu' einen Professor eigens zu berufen, und ob ein solcher Mann Professor bleiben könne", berücksichtigt man das augenscheinliche Wohlwollen, mit der des Vorgängers, des jetzigen „schöngeistigen" Lehrers gedacht wird, der den Schülern richtige Begriffe beigebracht habe, die der jetzige nun zerstöre, so drängt sich die Frage auf: Wer war Meißners Vorgänger auf der Lehrkanzel? Seibt. Wer muß aus einfachem schriftstellerischen Anstandsgefühl wohl eine andere Autorität, als seine eigene citieren? Seibt. Nun würde es ja dem „geborenen Böhmen" erst recht nicht entsprechen, wollte man in dem Schlesier Karl Heinr. Seibt, den Verfasser der Schmähschrift erblicken. Aber kann nicht Seibt der spiritus rector dieser Schrift sein, deren Abfassung er einem seiner Schüler oder jüngeren Freunde übertragen und zu der er sich aus begreiflichen Gründen nicht offen bekannt haben mag? Gründe zur Erbitterung waren ja zur Genüge vorhanden: wer weiß, ob nicht bei der Abtretung der Lehrkanzel eine vis maior mitgewirkt hat; daher vielleicht auch die beständigen spöttischen Hinweise auf den „eigens" berufenen

Professor; daher die Außerachtlassung des religiösen Unterschiedes, denn Seibt galt ja als Freidenker.

Um aber dieser Muthmaßung einige Wahrscheinlichkeit zu geben, wird es nothwendig sein, die gewöhnliche Ansicht über das Verhältnis Seibts und Meißners, das man sich ihrer gemeinsamen Abstammung wegen gewöhnlich[147]) als ein freundschaftliches vorstellt, stark zu berichtigen. Meißner und Seibt sind sich, ganz im Gegentheile, aufs schroffste gegenübergestanden. Schon im November 1787,[148]) also kaum 2 Jahre nach dem Antritte seiner Professur, sieht Meißner in Seibt den Führer der ihm feindlich gesinnten, „aus Jesuiten, Augustinern, Dominikanern, Cistercienſern" zusammengesetzten Clique. Er hält Seibt für einen Heuchler sondergleichen, der seit fünf Jahren den Rock ganz umgewendet habe und vom Freidenker, den er sonst spielte, Erbauungsprediger und Andächtler geworden sei. Er steht an der Spitze jener, mit denen er, als einziger Protestant an einer durchaus katholischen Akademie, zu kämpfen hat, die ihm den Zulauf der Studenten und die vorwiegend freundliche Gesinnung der Prager nicht verzeihen mögen, die auf „Zertrümmerung seines Credites" sinnen und denen gegenüber er den „auswärtigen Tadel" (er meint natürlich die Allg. d. Bibl.) doppelt schmerzlich empfindet. Seibt gibt sich angeblich insgeheim mit Denunciationen seiner eigenen Collegen ab.[149]) Er erzieht seine Schüler nach Maximen, wie sie „jesuitischer, Zutrauen und Herzenserguß zerstörender in der ganzen Welt nicht sein können." Die Summe aller Weisheit ist, so lehrt er, „geh mit deinem Freunde, selbst deinem besten Freunde um, als könne er bald dein ärgster Feind sein". Es ist freilich nicht unbedingt erwiesen, ob die von Meißner gegen Seibt gerichteten Vorwürfe ihre Berechtigung haben. Soviel aber geht aus diesen Anwürfen Meißners mit Sicherheit hervor: 1) Die Stimmung, wie sie zwischen Meißner und Seibt herrscht, kann ganz wohl eine Schrift wie die Hermann'sche als Ursache oder als Wirkung gehabt haben und 2) Meißner stand isoliert unter seinen Collegen und nicht, wie man annahm, zum mindesten im Einvernehmen mit Seibt.

Wie seiner Zeit in Dresden, so hat es ihm auch in der Prager Zeit niemals an Anlaß zur Klage über seine abhängige Stellung gefehlt. Die überschwänglichen Vorstellungen, die sich Meißner und nicht er allein, über Josephinische Freiheit gemacht hat, haben jetzt gar manche Enttäuschung zur Folge. War er auch — wie es in den „Beobachtungen um und über Prag von einem reisenden Ausländer" (Prag, Gerle 1787) heißt — trotz der Bemühungen seiner Neider, die ihn „wie jeden großen Mann" zu verkleinern strebten, in Prag allgemein geschätzt und bei seinen Zuhörern beliebt, so gab es doch andererseits unter den letzteren manche, denen seine etwas stutzerhafte äußere Erscheinung, sein beständiges Streben nach Witz und Zierlichkeit im Vortrage und besonders seine ausländische Mundart derartige Widerwillen einflößte, daß sie schließlich aus seinen Vorlesungen ganz wegblieben. Die Universitätsverhältnisse befriedigen ihn überhaupt in keiner Weise. Noch lange vor dem Tode Kaiser Josephs klagt er, daß die ganze böhmische Aufklärung so rasch wieder rückwärts gehe, daß man in zwei Jahren wieder auf dem Punkte stehen werde, von dem man nach dem Tode der Kaiserin-Königin ausgegangen sei.[150]) Nicht das Volk sei schuld, denn dieses wünsche den Fortschritt, sondern fortgesetzte Maßregeln von oben seien Ursache. Unglaubliches weiß er von der Neuorganisation des Prediger-Seminars zu berichten. Es ist kein Anlaß auf die einzelnen Statuten, deren Abfassung wiederum Seibt auf dem Gewissen haben soll, näher einzugehen. Nur soviel sei zur Charakterisierung angeführt, daß sich das Gubernium die weltliche Strafe gegen solche Seminaristen vorbehielt, die ihren Unglauben in irgend einer Weise documentieren, ja auch gegen jene, bei denen andere, als durch den Organisationsentwurf concedierte Bücher vorgefunden würden. Das sind aber nur Praeliminarien. Bald streckt das Gubernium und die mit ihm verbündete reactionäre Partei auch ihren Arm gegen die Universität und die Professoren aus.[151]) Der freimütige Theologe Royko wird — wieder soll Seibt die Schuld tragen — vom Domcapitel und Consistorium in einen

förmlichen Ketzereiproceß verwickelt. Den Professoren wird strengstens eingeschärft, in ihren Vorträgen alles zu unterlassen, was gegen die Achtung gegenüber der katholischen Kirche verstoße. Um der Universität Sitz und Stimme auf den Landtagen zu entziehen, versuchen es die Stände, die Professoren verdächtiger Gesinnungen zu beschuldigen. Die ein Jahr später erfolgte Resignation des Vicekanzlers Grafen Chotek bedeutet einen weiteren Schritt auf diesem Wege, sie bedeutet Wasser auf die Mühle des Grafen Cavriani, Oberstburggrafen von Böhmen (13. August 1787 bis 27. Jänner 1791), der zugleich das Haupt der virorum obsurorum im Lande bildete. Meißner charakterisiert ihn zweimal mit mehr Freimut, als Klugheit; er ist die Haupttriebfeder jener Reorganisation der Seminare, „der elendste Spreukopf, den je die Sonne beschienen," [152]) „einer der größten Bösewichter, die menschliche Form schänden und mißbrauchen".[153]) Die hübschesten Anekdoten cursieren über ihn: Einmal muß das Gubernium eine Stunde lang darüber beschließen, ob der Prager Kalender in Octav oder Quart erscheinen soll und drei Strafdecrete werden in dieser Angelegenheit erlassen. Ein andermal wird 1½ Stunde darüber disputiert, ob ein gewisses Verzeichnis Inventar oder Register zu benennen ist. Wieder einmal läßt er den ältesten Gubernialrath Stunden lang suchen und endlich vom Mittagstische zu sich rufen, um ihm zu eröffnen, daß er für den nächsten Tag einen Fußschemel benötige. Ein viertes mal ruft er ganz entrüstet, da ihm von Ungefähr ein Exemplar der Jenaer Allgemeinen Litteraturzeitung zu Gesichte kommt: was das für eine litterarische Zeitung sei, die in Prag gedruckt und ihm nicht zur Censur vorgelegt würde? Aber der Burcaukrat wandelt sich gar schnell zum Despoten, oder, um mit Meißner zu sprechen, aus dem „Spreukopfe" wird ein „Bösewicht". Die Buchladen werden wieder polizeilich revidiert. Der Oberstburggraf erklärt sich als besonderer Feind aller Protestanten, Freimaurer, Schriftsteller und sonstiger im Geruche der Freidenkerei stehender Leute und nimmt keinen Anstand, auch die praktischen Consequenzen dieser Abneigung zu ziehen, wovon

auch der Professor Meißner, als er die Eröffnung einer Buchhandlung plant, vollwichtige Beweise erhält.

Meißner als Buchhändler.

Meißner hat noch in seinen ersten Prager Jahren diesen zwar im Geschmacke der Zeit liegenden, aber für einen Universitätsprofessor doch immerhin etwas absonderlichen Plan gefaßt und auch ausgeführt.[154]) In der That dachte er dazumal ernstlich daran, der Schriftstellerei Lebewohl zu sagen.[155]) Er gieng im Frühjahr 1789 an die Vorbereitung zu seinem neuen Berufe. Göschen, der berühmte Verleger, sein vertrauter Freund, der zwar nur seine Uebersetzungen der Novellen des Ritters St. Florian verlegt hat, ihm aber durch das „Museum" u. s. w. nahe stand, ist der Führer und Leiter in dieser Angelegenheit. Meißner übernimmt nämlich die bekannte Schönfeld'sche Buchhandlung in Prag, deren Chef Johann Heinrich Edler von Schönfeld Ostern 1790 zurücktrat. Die Schönfeld'sche Buchhandlung hat, schon als Herausgeberin der Oberpostamtszeitung, in Prag eine angesehene Stellung eingenommen. Sie befand sich in der Jesuitengasse, woselbst der Chef aus drei Häusern ein einziges gemacht und zur Unterbringung seiner ausgedehnten Druckerei verwendet hat. Die Anzahl der aus seinem Verlage gekommenen Bücher ist eine große und dürfte die bei Mangold, Gerle u. s. w. erschienenen um ein ziemliches übertreffen. Ostern 1790 hat Meißner seine Handlung eröffnet, aber schon von Anfang 1789 pflog es die eifrigsten Verhandlungen, während von Neujahr 90 an die Vorbereitungen durch ein eigenes Personale geleitet wurden. Die Saam'sche Buchhandlung ist zu verkaufen und Meißner denkt daran, sie zu erwerben; das geschieht aber nicht und Meißner bleibt den mit Schönfeld angeknüpften Unterhandlungen treu. Später denkt er, von Schönfeld aufmerksam gemacht, daran, mit Rücksicht auf den Zuzug vom Lande und die dort wohnhafte Aristokratie ein Filiale seiner Buchhandlung auf die Kleinseite zu verlegen, wo nur die ihm freilich sehr feindliche Widtmann'sche Firma Concurrenz macht, während er in der Altstadt mit Calve,

Mangold, Gerle u. a. zu rechnen hätte. Dieses Project ist aber nicht zustande gekommen. Ganz besondere Schwierigkeiten macht ihm auch die Wahl eines passenden Buchhalters, mit welcher Frage er Göschen durch mehr als ein Jahr zu behelligen gezwungen ist. Er unternimmt Reisen nach Heilbronn, Augsburg u. s. w., um einen möglichst geeigneten Mann ausfindig zu machen; Göschen stellt ihm mehrere „Subjecte" zur Verfügung, mit denen aber eine Einigung sich erst nach längerer Zeit erzielen läßt. Freilich muß Meißner in der Wahl seiner Gehilfen um so vorsichtiger sein, als er selbst von dem Geschäfte nichts versteht und dazu von Schönfeld einen Buchhalter übernommen hat, der ihm in dieser Beziehung ganz gleich steht und von dem er noch obendrein fürchtet, er sei von Calve bestochen. Die von ihm selbst gestellten Bedingungen müssen als durchaus anständige bezeichnet werden. 400, bei vorzüglich geeigneten Personen auch 450 fl. (die anderen Buchhändler zahlen angeblich nur 300 fl.), dazu Logis, Mittagskost u. s. w. Nach drei Jahren Erhöhung der Gage um 100 fl., dazu die Versicherung der freundlichsten Behandlung von der Welt und, im Falle die Handlung durch 5—6 Jahre mit erweislichem Nutzen besteht, weitere Gehaltserhöhung oder — Antheil an der Handlung. Erst nach Jahresfrist ist, trotz dieser lockenden Anträge, die Sache definitiv geregelt. Viel Glück hat er aber mit seinem Personale, das aus zwei bis drei Personen bestand, nicht gehabt. Trotz der schwungvollen Circulare, die der scheidende Schönfeld, sehr gegen Meißners Willen propagiert, trotz der unbedingten Unterordnung unter die Leitung des viel erfahrenen Göschen, die bis zur Auflehnung gegen Schönfeld und dessen krumme Wege und zur Versicherung führt, sich den Kundenkreis lediglich nach Göschens Anweisung aussuchen zu wollen, trotz aller dieser Versuche ist dem Meißnerschen Unternehmen eine kurze und unersprießliche Dauer gegönnt. Unter den zahlreichen Mißlichkeiten, mit denen Meißner zu kämpfen gehabt haben mag, stehen gewiß die Hindernisse, die ihm der Landeschef, Graf Cavriani, in den Weg gelegt hat, in erster Reihe. Der Oberstburggraf will nichts davon wissen,

daß ein Staatsbeamter und Universitätslehrer nebenbei eine Handlung betreibt. Er beruft sich auf ein Rescript älteren Datums, das Staatsbeamten derartige Unternehmungen verbietet. Er zwingt Meißner, bei Hofe anzufragen, ob er seine Professur niederzulegen habe, „concludiert im Gubernium contra maiora" und berichtet nach Wien, Meißner sei im Begriffe, ein „Monopolium an sich zu bringen", vernachlässige sein Amt und wolle die Religion durch Verbreitung irreligiöser Bücher schädigen. Die Studiencommission unter Vorsitz seines Gönners van Swieten, nimmt sich zwar Meißners an, verzögert aber die Entscheidung durch mehr als ein viertel Jahr, während dessen ihn der Oberstburggraf völlig in der Hand hat; endlich kommt aber doch die Entscheidung, daß Meißners Gesuch keinem Anstande unterliege. Meißner wittert in diesem Erfolge etwas verfrüht den Sturz des Statthalters; allein für sein Unternehmen war dies völlig gleichgiltig. Seine Handlung prosperierte unter dem Grafen Rothenhan nicht besser und ist schon im Anfang der neunziger Jahre völlig verschwunden. Die Zahl seiner Verlagsartikel war eine minimale.[156]) Es ist schwer zu sagen, was Meißner dazu vermocht hat, sich in die ihm doch ganz fern liegende kaufmännische Laufbahn einzulassen, wenn es nicht etwa das Beispiel Lessings, Bürgers, Goekingks war. Pecuniäre Verhältnisse können da doch kaum ausschlaggebend gewesen sein: seine munificenten Anträge gegenüber den Gehilfen, die ja vor Eröffnung seines Geschäftes ihre Deckung einzig und allein in seiner eigenen Tasche fanden, lassen seine Lage doch nicht als eine solche erscheinen, die ihn zum Versuche Geld um jeden Preis zu erwerben genötigt hätte; auch wissen wir noch aus anderer Quelle, daß seine Verhältnisse ganz leibliche gewesen sind, ja ihm u. a. selbst die Anlegung einer kostbaren Kupferstichsammlung gestatteten! Ihn etwa als Opfer des schlauen und rücksichtslosen Schönfeld hinzustellen, gienge auch nicht recht an, denn wir sahen, daß er auch mit anderen Unternehmern Verhandlungen pflog. Kurz wir müssen — salvo meliore — annehmen, daß Meißners Unruhe, Unzufriedenheit und Projectenmacherei ihn wieder einmal einen unrechten Weg gewiesen

haben. Denn seinem Amte und seinen Arbeiten in Ruhe nachgehen, das genügt dem ewig strebenden Manne nicht. Und kaum daß das erste Unternehmen gescheitert ist, läßt er sich in ein zweites ein, das ihm, materiell wenigstens, auch wenig gefördert hat.

Apollo.

Meißner gieng mit wenig Hoffnungen an die Gründung des „Apollo". Er ist „von dem einzigen vornehmen Manne, den er in Böhmen verehrt" (den Grafen Prokop Lažansky, dem späteren Oberstburggrafen), hiezu beinahe gezwungen worden, da dieser sich selbst und seinen politischen Ansichten ein Organ schaffen wollte. Kaum aber hat sich Meißner an die Spitze des Journales gestellt, als Lažansky ihm ebenso dringend abräth, als er ihn früher angefeuert hat. So war denn Meißner gleich von vornherein entmuthigt.[157]) Für das geistige Leben Prags und ganz Böhmens aber bedeutet das Erscheinen des Apollo ein markantes Ereignis.[158]) Eine Reihe von mißlichen Umständen, unter denen die überaus strengen Censurverhältnisse in erster Reihe zu nennen sind, bewirkte, daß Böhmen in der Entwicklung der deutschen Litteratur dem übrigen Deutschland gegenüber stets um einige Jahrzehnte zurück war. Erst der freiere Zug der achtziger und neunziger Jahre, die Gründung des ständischen Theaters, die Neugestaltung der Universität, das neu erwachte Interesse des Adels für Kunst und Litteratur brachten allmälig einen Fortschritt. Böhmen erhielt seine erste belletristische im Sinne der deutschen Aufklärung redigierte Monatsschrift: Diese Monatsschrift war Meißners Apollo. Meißner hatte 1787 dem Publicum das Versprechen gegeben, die durch die bekannten Verhältnisse eingegangene Quartalschrift von einer anderen periodischen Zeitschrift in wenigen Monaten ablösen zu lassen. Diese wenigen Monate wachsen aber bis zu sechs Jahren an. Erst 1793 erschien in Prag und Leipzig bei Albrecht und Comp. der erste Band des „Apollo", in dem man den versprochenen Nachfolger des Dresdener Unternehmens er-

kennen kann. Das Januarheft 1793 bringt „Ein paar Worte zur Einleitung von Herrn Prof. Meißner", von der Meißner selbst zugibt, sie sei nur für Böhmen passend und obendrein im ersten Mißmuthe geschrieben.[159]) Nach einer mehr oder weniger glücklichen Erklärung des Namens Apollo weist er auf die große Concurrenz in deutschen, auf die geringe in österreichischen Landen hin und legt dar, warum er dem Ruf der „verdientesten Gelehrten des Landes" und der Verlagshandlung nachgekommen sei und sich an die Spitze der Zeitschrift gestellt habe. Viel Schönes weiß er über Böhmens talentvolle Männer, „die immer tiefer und tiefer ins Mark der Wissenschaften eindringen", zu sagen und über jene jüngeren Kräfte, „die mit Macht einer rühmlichen Aufklärung entgegeneilen". Ohne Zweifel wird er da jüngere Universitätscollegen wie Mader, Meinert, Wolf u. a. im Auge gehabt haben. Von einem ordentlichen Programm ist diesmal kaum die Rede: Es sei denn, man wollte die Aufzählung jener Disciplinen (schöne Wissenschaften, Naturkunde, Geschichte), die dem Scepter des Gottes Apollo unterthan sind, als solches gelten lassen. Dafür fehlt natürlich nicht der gereizte Ausfall gegen jene Tadler, „die im Sonnenstäubchen feuerspeiende Berge entdecken, die nur die Titelblätter lesen und den Inhalt nicht verstehen,[160]) oder wohl gar die Fehler ihres eigenen Intellectes auf andere übertragen möchten." Die richte Apollo, zwar nicht wie er einst den Marsyas, wohl aber, wie er den Midas gerichtet. Der Verlauf dieses neuen journalistischen Unternehmens ist ähnlich dem der Quartalschrift: Die angebliche Theilnahme des Publicums wird als Entschädigung für die apathische Haltung der Presse angeführt, die in der That nur sehr spärliche Notizen von dem Prager Unternehmen einfließen läßt. Häßliche Unterstellungen, denen man Perfidie nicht absprechen kann, tauchen in Meißners nächster Nähe auf; dazu haben Umstände, über die er sich im Reichsanzeiger, Januar 1796, und im Apollo, 2. Jahrgang, Decemberheft mehr weitläufig, als eingehend ausgesprochen hat, den Jahrgang 1794 wieder durch volle drei Jahre hingezogen, so daß er erst im October 1796 vollständig

erſchienen iſt. Der Wechſel in der Verlagshandlung — Neureutter in Prag und Leipzig hat den Verlag übernommen —, wie auch eine etwas regere journaliſtiſche Agitation (das Intelligenzblatt der Allg. Litt.-Ztg. Jahrg. 1796 Nr. 171 S. 1461 brachte u. a. eine von guten Vorſätzen durchdrungene Voranzeige des Verlegers), all dies konnte ebenſowenig, wie die Verſprechungen des Herausgebers der Zeitſchrift ein längeres Daſein friſten.

Die alte Unregelmäßigkeit war nicht mehr zu bannen: trotzdem man, um endlich ins Laufende zu kommen, die Jahrgänge 1795 und 96 einfach ausfallen ließ, erſchien das Novemberheft 1797 erſt Anfang April 1798, der December erſt im Mai 98. An Klagen über dieſe Verſchleppung hat es ebenſo wenig, wie bei der Quartalſchrift gefehlt (darunter Reichsanzeiger 1795 Nr. 220 und Allg. Litt.-Ztg. 1705 Nr. 183). Auch die Xenien ſprechen ſich gegen dieſe Verſchleppung in einer Weiſe aus, die freilich ihren Stachel nicht minder gegen das öſterreichiſche Abſperrungsſyſtem, als gegen die geringe Bedeutung des Unternehmens richtet:

Meißners Apollo.

„Warum fährſt du nicht zu? Es warten die Götter die Menſchen."
Lieber Himmel, ich kann über die Mauth nicht hinaus.[161])

Endlich gibt Meißner, ſo lange er es noch freiwillig thun kann, das Unternehmen auf; doch ſein Plan, ſpäterhin eine ähnliche Zeitſchrift mit mehr eigener Arbeit und ausgewählten Aufſätzen einiger weniger Mitarbeiter herauszugeben,[162]) iſt nie realiſiert worden.

Apollo iſt in der bekannten Form (wie die Quartalſchrift) erſchienen und liegt in fünf Bänden vor. Mitarbeiter ſind neben dem Herausgeber die Univerſitätsprofeſſoren Cornova, der bekannte dichtende Ex-Jeſuit, Meinert, der claſſiſche Philologe und Nachfolger Meißners, deſſen Fachgenoſſe Mader, der Philoſoph Löhnert, dazu Mittelſchulprofeſſoren vom Lande, wie der Lyriker Schmidt in Pilſen, der Philologe Titze in Leitmeritz; ferner der kunſtſinnige Strahower Bibliothekar P. Bauſchek, und andere Männer der Prager Geſellſchaft, ſo der k. k. Land-

rath Graf Auersperg, der Kreishauptmann von Bienenberg, Dr. Franz O'Reilly, der Arzt und Freund Meißners, u. m. a. Von den Männern der Quartalschrift sind ihm die bewährtesten auch hier treu geblieben: Rupert Becker, A. F. Langbein und Kretschmann.

Von bekannten Namen finden wir nur Spieß, den Verfasser der „Clara von Hoheneichen," der Ritter-, Räuber- und Schauerromane und der Selbstmörderbiographien, den nachmals berühmten Orientalisten v. Hammer, den Criminalisten Feuerbach, dazumal noch Student, den Fabeldichter Spielmann. Der Inhalt selbst kann als ein gediegener bezeichnet werden, der in keiner Weise um die Sympathien des großen Publikums buhlt. Der Herausgeber selbst hat in diesen drei Jahren fünfundfünfzig Beiträge beigesteuert, durchaus Originalien, die aber später in den letzten vier Sammlungen der Skizzen, im Taschenbuche Aglaja u. s. w. neuerlich verwertet worden sind. Erzeugnisse der verschiedensten Richtung hat er da abdrucken lassen: vor allem historische Arbeiten, wie die „Schlacht bei Pavia" (Februar 93), „Anekdoten den Zug Karl VIII. 2c. betreffend" (December 1793), „Jason von Pherä" (Januar 94) und „Pacuvius Calavius (ibid.); „Anekdoten aus der Anhalt'schen Geschichte" (April 94), „Masiniſſa" (Februar 97), „Thebens Wiederbefreiung" (Juli 97). Ferner populär wissenschaftliche Essays: „Ueber Lesen und Belesenheit" (April 1793), „Ueber den im jetzigen Kriege neu eingeführten Gebrauch aerostatischer Maschinen" (Juni 94). Dann Skizzen und Novellen, zumeist später noch einmal abgedruckt: „Alexander und der Quell der Unsterblichkeit" (Januar 93, vergl. Skizzen XII), „Josefine" (Mai 93, Skizzen XI), „Die Stecknadel" (Juli 93, Skizzen XI), „Almenon und Don Alfonso" (Mai 94, Skizzen XII), „Falschmünzer 2c. dem Scheine nach" (Du Moulin, September 94, Skizzen XV). Dann Gedichte und Fabeln: „Der Sommerabend" (März 93), „König Dionys und sein Unterthan" (September 93), „Der Fels der Liebenden" (November 93), „Volkslieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert" (März, April, Juni 94); dann „Das Streitroß und die Ackergäule" (Fabel,

September 93), ein ganz harmloses Stückchen, das ihm aber den Vorwurf des Adelshasses eintrug. Endlich noch weitere Fabeln, wie „Die Freundschaft des jungen Wolfs“ (Juli 97), die „Wurmstichige Nuß“, die „Bildsäule und der Neid“, der „seltene Kupferheller“ (September und Oktober 1797) u. s. w. u. s. w. Für österreichische Verhältnisse neu waren die von Meißner eingeführten statistischen Arbeiten, betitelt „Ueber Prags Mortalitäts- und Zählungsliste“, mit denen er schon im März 1793 begann. Angeregt dürfte ihn Gedikes und Biesters „Berliner Monatsschrift“ haben, der er schon seit 1783 als Mitarbeiter angehörte und die 1787 „Berlinische Monats- und Mortalitätslisten“ gebracht hatte; ähnliche Arbeiten hat er übrigens schon in der Quartalschrift veröffentlicht. Meißner begann, wie erwähnt, im März 93 mit diesen Aufzeichnungen, setzte sie im December desselben Jahres fort, pausierte aber dann bis zum März 97, wo die Statistik der letzten drei Jahre nachgeholt wurde. In einer kurzen Einleitung wird auf den Wert solcher statistischer Darstellungen hingewiesen und betont, daß selbst in den guten Werken eines Süßemilch und Riegger Prag und Böhmen nur unzulänglich behandelt sind. Das unmittelbare Muster zu diesen Arbeiten ist aber in Rieggers „Materialien zur alten und neuen Statistik Böhmens“ gegeben, woselbst von 1788 an einschlägige Zusammenstellungen vorgenommen wurden, in denen allerdings Prag dem übrigen Böhmen gegenüber einigermaßen zu kurz kam. Immerhin hat er die wichtigsten Eintheilungspunkte, wie die Gliederung in Christen und Juden, die Gruppierung nach Ständen, Stadtvierteln u. s. w. im Anschlusse an Riegger durchgeführt. In vielen Punkten ist er weiter gegangen. Er hat einen längeren Zeitraum zum Vergleiche herangezogen, hat den verschiedenen Lebensaltern in höherem Maße Rechnung getragen, kürzere Beobachtungsperioden abgegrenzt und durch möglichst übersichtige Zusammenstellung und den einzelnen Tabellen folgende Erklärungen weiteren Kreisen das Verständnis ermöglicht. Die Bevölkerungszahl wird mit 71.302 angegeben, so daß Prag hinter Wien, Berlin und Hamburg, vor Dresden und Breslau rangieren würde. Die Bevölkerungsziffer ist in stetiger Abnahme begriffen (1787 be-

trägt sie 74.000, 1786 noch 72.874), die Zahl der Todesfälle übersteigt die der Geburten um 3.700. Im übrigen sind die Resultate der einzelnen Rubriken mit vielem Fleiße herausgehoben, in jeder möglichen Richtung verwendet und alle Consequenzen gezogen; eine Statistik nach Procenten, nach Ständen, Geschlechtern, Religionen, Lebensalter, Monaten, Städten, kurz nach jeder Richtung wird da betrieben. Die 1797 erschienenen, auf die Jahre 1794—96 bezogenen Tabellen gehen um einen Schritt weiter: Meißner faßt die Ergebnisse der letzten zehn Jahre zusammen, legt mit Recht besonderen Wert auf Krankheit und Sterblichkeit im Kindesalter, berührt die infectiösen Krankheiten, besonders die Pocken und gelangt zu einem Resultate, dem man eine gewisse „actuelle" Bedeutung nicht wird absprechen dürfen. In vier Monaten sind 2366 Kinder gestorben, davon 1600 an den Pocken. „Heilsame Einimpfung" ruft da der Günstling van Swietens aus, „wie viele hättest du davon zu retten vermocht, wenn nicht die Ethiopier — Ethiopier blieben!" [168]) Und das Schlußergebnis: Prag ist eine Stadt von „ausgezeichneter Sterblichkeit". In einem Decennium, in dem keine Seuche, keine Theuerung, keine besondere Naturerscheinung sich abgespielt hat, wird die Zahl der Geburten von der der Todesfälle um etwa 500 übertroffen. —

Neben dieser, wie wir gesehen haben, umfassenden und verdienstvollen Thätigkeit des Herausgebers, hat aus dem Stabe der Mitarbeiter jeder das seine beigetragen. Stark, für eine „populäre" Monatsschrift vielleicht zu stark, ist die classische Philologie vertreten. Ignaz Cornova, der auffallenderweise seine lyrische Mappe ganz verschlossen hält, führt sich zwar mit einem interessanten, dem Italienischen entnommen Briefe über die Hinrichtung des Hieronymus von Prag ein, geht aber bald auf die antiken Classiker über, interpretiert bald Livius, bald Juvenal, spricht über Cato und die Quiriten, bringt eine „Vorlesung für Nichtakademiker" über Griechenlands älteste Philosophen, und begibt sich nur dann und wann auf neuere historische Gebiete, vorzüglich auf das böhmischer Geschichte. Aehnliche Bahnen werden von den Philologen Mader und Meinert

eingeschlagen, die das Publicum mit Anekdoten aus dem Leben des Pythagoras, mit Denkwürdigkeiten aus dem Herodot, mit Biographien des Totilas und des heiligen Sebaldus, ab und zu wohl auch mit leichteren philosophierenden Essays, hie und da auch mit Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen zu unterhalten versuchen. Daran schließen sich die deutschen Renaissancebestrebungen, die gewiß auf Meißners Anregungen zurückzuführen sind. Da ist es besonders P. Bauschek, der in der Anzeige und Ausgabe „altdeutscher" Gedichte und namentlich in der Erneuerung dreier äußerst interessanter Lieder, die angeblich den König Wenzel zum Verfasser haben, viel Fleiß und Verständnis bekundet. Dieselbe Richtung schlägt Rupert Becker ein, der Geiler von Kaisersberg excerpiert und einen ganz lesenswerten Beitrag zur Geschichte der Spielkarten der Oeffentlichkeit vermittelt. Einen Nachdruck von Minneliedern „aus dem schwäbischen Zeitalter" hat auch der Prediger zu Werneuchen, Fr. Wilh. Aug. Schmidt, das wohlbekannte Original der „Musen und Grazien in der Mark", beigesteuert. Nehmen wir nun die zahlreichen historischen Arbeiten Meißners, Kretschmanns, Titzes und vieler anderer, die halbwissenschaftlichen Aufsätze Hammers, die — übrigens ziemlich spärlichen — juristischen und medicinischen Beiträge hinzu, so müssen wir zugeben, daß die Zeitschrift einen ernsteren und wohl auch weniger anregenden Charakter trug, als es dem Geschmacke der großen Masse entsprochen haben mag. Immerhin kann man nicht sagen, daß die Belletristik zu kurz gekommen wäre. Im Vordergrunde dieses Theiles steht die Klopstock'sche Elegie „Die Epoken", die — nicht als erster Abdruck — im Juni 94 erscheint und gleichsam die pièce de resistance bildet.[164]) Hier wären neben den einschlägigen Arbeiten Meißners in erster Linie die bereits aus der Quartalschrift bekannten Beiträge R. Beckers, Langbeins, Kretschmanns, zu nennen. Der erstgenannte hat viele seiner, nicht immer kurzweiligen Erzählungen veröffentlicht, im Allgemeinen aber mehr auf Reinlichkeit gesehen, als zehn Jahre früher. Langbein hat einzelne versificierte Schwänke geliefert, während Kretschmann mehr das

„Wie" als das „Wieviel" im Auge behalten hat. Neben der einen oder der anderen Kleinigkeit hat er — und zwar in den letzten Monaten des „Apollo", also vermuthlich wie Hammer, über dierectes Ersuchen des Herausgebers — zwei größere Arbeiten geliefert. Im December 1797 erschien „Hermann und Flavius, ein Fragment des Barden Rhingulph", während schon zwei Monate früher ein Aufsatz erschienen war, dessen Verfasser den Schild des germanischen Barden mit der Toga des Römers vertauscht hatte. „Capuas Abfall und Strafe" nach Silius Italicus, heißt diese Arbeit, die Kretschmann durch seinen Annäus Florus stofflich nahe lag und durch deren Aufnahme Meißner sich wohl mehr seinen „ehrwürdigen Landsmann", als seine Leser verpflichtet hat, zumal er selbst ein Jahr früher in seinem Pacuvius Calavius dasselbe Stoffgebiet weitläufig tractiert hatte.[165]) Neu trat Spieß hinzu, der sich mit Eifer seiner journalistischen Pflichten annahm. Gleich die ersten vier Monate bringen eine Rittergeschichte „Der Marienthurm", die all die wohlbekannten Ingredienzen der Ritterromane und -Dramen enthält. Dann folgen in verschiedenen Nummern zerstreute Anekdoten, von denen die im October 1793 enthaltenen: „Ueber Träume und Visionen, drei sonderbare Beispiele", besonderen Eindruck auf Meißner gemacht haben. Diese drei Anekdoten gehören ins selbe Gebiet, wie Spieß' Selbstmörderbiographien und behandeln wunderbare Beziehungen der Träume zur Wirklichkeit, die an eine überirdische Gewalt glauben machen wollen. Um nun, wenn auch nicht Sicherheit, so doch „Wahrscheinlichkeit zu schaffen", fordert Meißner den Leserkreis auf, verbürgte ähnliche Geschichten durchaus wahrheitsgetreu und thunlichst mit Angabe von Namen an ihn gelangen zu lassen. Obgleich er sich zu jenen zählt, die lieber „schwer, als leicht glauben", hat er mit einer ihm aus Bekanntenkreisen zugekommenen Mittheilung „eines sonderbaren Lottotraumes" (Werke XI, 294) den Anfang gemacht. An sonstigen, der Unterhaltungslectüre zugehörigen Beiträgen wären noch zu erwähnen: Gedichte von Schmidt-Werneuchen, von Sophie Albrecht und den Professoren Meinert und Schmidt

in Pilsen, ferner Erzählungen und Gedichte von theils ungenannten, theils weniger bekannten Autoren. Den Bohemicis ist ein weit geringerer Raum offen gelassen worden, als man nach dem Vorberichte hätte erwarten sollen. Einige kleinere Aufsätze Cornovas, Bauscheks, Bienenbergs, Jahns, Richters und Löhnerts sind alles, was in diesen drei Jahren vom „Apollo" gebracht wurde; im Vergleiche zu den anderen Publicationen eine verschwindend kleine Anzahl.

Litterarische Thätigkeit.

Neben dieser Thätigkeit als Lehrer, Buchhändler, Redacteur u. s. w. ist Meißner doch seinem Schriftstellerberufe treu geblieben und hat in den zwanzig Prager Jahren eine nicht viel kleinere Bändezahl zu Tage gefördert. Er hat, wie schon erwähnt, die letzten Hefte seiner „Skizzen" und „Erzählungen und Dialoge" erscheinen lassen. Seine Uebersetzerthätigkeit hat einen besonderen Aufschwung genommen und hat sich in gleicher Weise auf kleinere novellistische Darstellungen, wie auf mehrbändige Romane französischer und englischer Provenienz erstreckt. Er ist mit Erfolg durch die glückliche Zusammenstellung seiner Aesopischen Fabeln in die Reihe der pädagogischen Schriftsteller getreten, hat sich mit sehr viel Glück und unleugbaren Geschick als Biograph bethätigt und hat vor allem jene, die Mitte zwischen historischer Forschung und compilatorischer Gewandheit haltende Thätigkeit[166]) begonnen, die bei der zeitgenössischen Kritik einer so glänzenden Aufnahme sich erfreute. Die Uebersetzungen von Sallusts Catilinarischem Kriege, des Spartakus, des Epaminondas, des Julius Cäsar sind hier entstanden, desgleichen „Capuas Abfall" und die „historisch malerischen Darstellungen aus Böhmen". Einmüthig sprach die Kritik diesen „Meisterwerken" ihren vollsten Beifall aus. Man begrüßte es aufs wärmste, daß „einer der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller", den man aus diesem Anlasse gar mit Schiller in einem Athem nannte, sich nun der ernsten kritischen Forschung zugewendet habe; man freute sich, seine auf anderen Gebieten erprobten glänzenden

Eigenschaften nunmehr auch hier verwertet zu finden und betonte, daß der Ruhm eines classischen Schriftstellers, den Meißner schon auf der früheren Bahn zu erreichen nahe gewesen sei, ihm nunmehr keineswegs entgehen könne; man ermahnte die „Schaar" seiner blinden Nachahmer, diese wohlthätige Wandlung ihres Meisters mitzumachen und sich gleichfalls einer ernsten Thätigkeit zuzuwenden;[167]) wollte man besonders boshaft sein, so gab man wohl auch zu verstehen, Meißner sei dem Publicum diese Entschädigung für das Unheil schuldig, das er mittelbar und unmittelbar durch seine historischen Romane angerichtet habe.

Litterarische Verbindungen.

Mit dieser vielseitigen und erhöhten Thätigkeit wuchs naturgemäß auch das litterarische und sociale Ansehen, dessen sich Meißner zu erfreuen hatte. Namentlich seine Stellung in der litterarischen Welt hatte sich seit den Dresdener Tagen in einer für Meißner höchst vortheilhaften Weise verschoben. War er damals noch der Werbende, Bittende, Nehmende gewesen, so durfte er nun häufig genug in gewissen Litteraturkreisen die Rolle des Umworbenen, Gebetenen, Gebenden spielen. Karl Friedr. Cramer, der Klopstockbiograph und Rousseauübersetzer, Sohn des Andreas Cramer der Bremer Beiträge, war einer der ersten, die den Einfluß des jungen Prager Professors für ihre eigenen Zwecke anriefen. Er bezeigt ihm in einem Briefe vom 18. Juni 1787 jene „ergebenste Hochachtung", die er einem Manne von Meißners Verdiensten um die Litteratur schon lange auszudrücken gewünscht hat. Er bittet sich Meißners Interesse für die von ihm projectierte Klopstockausgabe aus und zweifelt nicht an dem guten Gelingen, wenn ihm ein Einfluß, wie der Meißners gesichert sei. „Daß Sie Klopstock schätzen und ehren, weiß ich gewiß — wär's auch nur aus seinem eigenen Zeugnisse". Aehnlich empfiehlt Franz v. Kleist, der Mitherausgeber der „Deutschen Monatsschrift" und Verfasser der „Phantasien auf einer Reise nach Prag" die Tiedge'schen Episteln dem Einflusse Meißners. Voß in den Jahren 1789 und 90 dankt für die

große Subscriptionsliste, die ihm Meißner zusammengebracht, und die er lange nicht so hochgestellt, wie „das Wohlwollen eines Mannes, dessen steigender Ruhm ihn (Voß) so lange schon erfreut" und der „zu den wenigen gehört, die nach Lessing wissen, was Darstellung und Schreibart sei und wohin unsere vorzügliche, aber in mancher Hinsicht noch spröde Muttersprache gelenkt werden müsse." Nur einmal war ihm, wie wir da erfahren, eine kurze Begegnung mit Meißner gegönnt. Aehnlich schreibt Eschenburg am 1. Februar 1789 aus Braunschweig, welch großen Wert er auf Meißners Urtheil über sein Lehrbuch der schönen Wissenschaften, nach dem Meißner docierte, zu legen geneigt sei. Was aber mehr als dies alles sagen will, ist das ehrende Vertrauen, das einer der größten unter der jüngeren Schriftstellergeneration, Jean Paul Richter, in Meißners Urtheil gesetzt hat.[168]) Am 7. März 1786 schickt ihm Jean Paul Satiren ein und ersucht ihn, nachdem er ihn in echt Jean Paul'scher Weise zu seiner Ernennung beglückwünscht, das Eingeschickte einer Beurtheilung zu würdigen und ihm, wenn möglich, in Prag einen Verleger zu schaffen. „Kein Verleger, das bin ich überzeugt, nimmt sie auf das Wort seines eigenen Geschmackes an, weil diese Leute insgesammt nur für eine possenhafte Kranzsche Satire stimmen, aber vielleicht thut es einer doch, wenn er sieht, daß sein Geschmack dem Ihren widerspricht." Meißner aber, wahrscheinlich von seinem an anderer Stelle mitgetheilten Vorurtheile gegen Jean Paul verleitet, hat das Manuscript („Ueber die menschliche Tugend") mehr als drei Jahre bei sich behalten und erst eine eigene sehr witzige Reclamation abgewartet, bevor er es dem Verfasser, der es später unter den „Papieren des Teufels" edierte, rücksendete. Von sonstigen litterarischen Verbindungen wären Pfeffel und Alxinger zu erwähnen.[169]) Meißner hat bei seinem Besuche zu Colmar im Sommer 1789 Pfeffel zum ersten- und zugleich letztenmale gesehen. Meißner verehrt in ihm den liebenswürdigen Dichter und Menschenfreund, den lauten Verkünder der Wahrheit, mit dem er in einer gewissen Seelenverwandschaft zu stehen glaubt. Eine Aeußerung Pfeffels, die sich

sympathisch über seine Dialoge, besonders über den „Besuch nach dem Tode" (IV, 9) ausspricht, ist für ihn besonders erfreulich und veranlaßt ihn, die zweite Auflage (1790) dem Blinden zu Colmar zu dedicieren. Pfeffel hat ihm dann in liebenswürdigster Weise geantwortet und namentlich viel Sorgfalt für Meißners immer angegriffene Gesundheit an den Tag gelegt. Auch gegen Alxinger hat er jenen Act litterarischer Courtoisie begangen und seinen Namen der dritten (1792er) Auflage seiner Skizzen vorgesetzt. Mit Alxinger scheint er in einem leidlich intimen Verhältnisse gestanden zu haben. Alxinger hat Meißnern einige seiner Gedichte zugeeignet (Nisus und Euryalus, aus dem Vergil); Meißner hat sich dafür in der erwähnten Weise erkenntlich gezeigt. Er scheint auch die schriftstellerischen Pläne Alxingers einigermaßen gekannt zu haben; das bei Meißner seinen „theuersten Freunden" gegenüber übliche Uebermaß an Lob wird auch im Verkehre mit Alxinger nicht vergessen. Dreimal hat er (Brief vom 1. November 1788) Alxingers Gedichte 2. Theil gelesen und gefunden, daß sie seinem Geiste und Herzen gleiche Ehre machen; auf einen Ovid, von Alxinger verdeutscht, hatte Deutschland stolz zu sein mehr Ursache, als auf zehn Stolbergsche Iliaden. Aber schon damals klagt er über Vernachlässigung von seiten Alxingers, der seine Briefe unbeantwortet lasse; auch ein wohl in das Jahr 90 zu verlegender Brief Alxingers [170]) spricht in etwas kühlem Tone von Meißners „in vieler Beziehung schätzbarer Sallust-Uebersetzung." An der Oesterreichischen Monatsschrift hat sich Meißner, der freilich in den Jahren 93 und 94 mit seinem Apollo genug zu thun hatte, nicht betheiligt. Dagegen war Alxinger, wie wir uns erinnern, fleißiger Mitarbeiter an Meißners Quartalschrift. Meißnern mag die Anregung zu seinen Florian-Uebersetzungen von Alxingers Bliomberis und Numa Pompilius gekommen sein. Von den Wiener Schriftstellern ist er Ratschky und Blumauer näher getreten, mindesten hat er deren Wiener Musenalmanach von 1788 ein Gedicht „Am Geburtstag meiner Braut" überlassen [171]). Blumauer war auch einer der Mitarbeiter an der Quartalschrift;

sein Tod hat Meißnern ziemlich kühl gelassen. Blumauers Tod thue ihm leid, schreibt er am 17. März 98 an Hammer. Was er noch geschrieben hätte, wäre wohl nichts mehr gewesen, aber er hätte von früher noch so viel Verdienste gehabt, daß er wohl wert gewesen wäre, etwas später in Galls Schädelsammlung zu kommen. Von Interesse ist Meißners Verkehr mit Kotzebue. Er ist öfter mit ihm zusammengekommen und hat ihn nicht abstoßend, sondern nur „nicht anziehend" gefunden;[172]) während einer solchen Zusammenkunft mag wohl jener Vorfall sich abgespielt haben, den Kotzebue in der Einleitung zu seinem Theaterstücke „Die Stricknadeln" erzählt. Er habe mit Meißner einen durch ästhetische Gespräche gewürzten Spaziergang unternommen und in dessen Verlauf die Behauptung aufgestellt, es lasse sich über jedes Ding ein Drama machen. Da habe Meißner eine Stricknadel vom Boden aufgehoben und verlangt, jener solle dem Worte die That folgen lassen und ein Stück verfassen, dessen Inhalt die Stricknadel bilde. Und so beim Worte genommen, habe Kotzebue die Ausarbeitung der „Stricknadeln" unternommen. Von vielen Seiten wird Kotzebue direct als „Schüler" Meißners hingestellt, ja die Allg. d. Bibl. (Bd. 90, S. 121) sagt ganz unverhohlen von den „kleinen gesammelten Schriften des Herrn v. Kotzebue" (1787): „ . . . . Im Stile und in der Art zu erzählen scheint sich der Verfasser Herrn Meißner zum Muster genommen zu haben". In der That ist es in diesem Bande vorzüglich die Zaide, die schon in der Wahl des orientalischen, mittelbar vom Marmontel und Wieland übernommenen Costumes lebhaft an Meißner erinnert. Außerdem hat sich Kotzebue veranlaßt gesehen, in seinen Gedichten (Wien 1818; 2, 29) die Meißnersche, stark von Engel beeinflußte Parabel „Der Springbrunnen" (VIII, 215) poetisch zu verwerten; in „Erwin und Athelstan" hat er die bei Meißner „Helva und Docken" benannten Freunde umgetauft. Die Anknüpfung dieser Bekanntschaft kann möglicher Weise auch Wiener Ursprungs gewesen und von Alxinger, dessen Nachfolger als Hoftheaterdichter Kotzebue bekanntlich gewesen ist, im Anfange der achtziger Jahre dort vermittelt

worden sein. Noch 1793 forderte Meißner, durch eine gemeinsame Freundin, die Gräfin Pachta, von Kotzebues fortdauernder freundschaftlicher Gesinnung unterrichtet, diesen in wärmster Weise auf, am Apollo mitzuarbeiten. Entschieden verwahrt er sich dagegen, den in der öffentlichen Gunst gesunkenen jemals in Wort oder Schrift angegriffen zu haben, spricht aber andererseits mit vieler Energie sein Mißfallen an der Tendenz mancher Kotzebueschen Arbeiten, wie des Werkes vom Adel, des weiblichen Jacobinerclubs u. a. aus. Fruchtbringend gestaltete sich auch eine schon in den letzten Dresdener Monaten geknüpfte, dann aber durch Jahre außer Acht gelassene Verbindung — die mit Hofrath Schütz, dem Herausgeber der Jenaer Allg. Litt. Zeitung. Schon im Gründungsjahre der Allg. Litt. Ztg., 1785, hat Schütz den damals noch in Dresden domicilierenden Registrator unter das Fähnlein der ständigen Recensenten und Mitarbeiter aufgenommen, ein Verhältnis, das indessen nicht von langer Dauer war. Meißners Empfindlichkeit hat bald zur Auflösung der Verbindung geführt; er hat wohl einzelne Recensionen veröffentlicht, darunter einige recht interessante über Törrings Kaspar Törringer, in welchem er selbst auf die Aehnlichkeit dieses Stückes mit seinem Johann von Schwaben hinweist, trennte sich aber 1789 von Schütz, weil ihm dieser ein Manuscript (den Auszug einer übersetzten Reisebeschreibung) zurückgeschickt hatte, ein Vorgehen, das er ihm noch nach 14 Jahren nicht vergeben konnte. Im Vorfrühling 1800 ist er bei der Litt. Ztg. wieder angestellt worden. Freilich war auch diesmal Schütz nicht eben auf Rosen gebettet. Unaufhörliche Klagen und Beschwerden über verspätete Antworten, besonders aber über allzuspäte Verwendung seiner Beiträge kehren fast in allen Briefen wieder.[178]) Ab und zu tritt sogar trotz der mehr als anerkennenden Haltung gegen seine Person, eine kleine Gereiztheit gegenüber den von der Litt. Ztg. an seinen Büchern geübten Kritiken zu Tage. Dagegen wird wohl Schütz mit dem Fleiße und Eifer seines Mitarbeiters vollauf zufrieden gewesen sein. In einem Zeitraume von wenig über zwei Jahren sind an Schütz ungefähr

sechzig Recensionen eingegangen, die aber schwerlich alle zum Abdruck gelangt sind. Mit einem wahren Taglöhnerfleiße bespricht Meißner alles, was man von ihm begehrt; ja einmal recensiert er aufs gewissenhafteste eine ganze lange Reihe von Romanen durch, die ihm Schütz lediglich zur Auswahl aufgezeichnet hatte. Als treuer Diener seines Herrn verschmäht er es auch nicht, in den gereizten Ton gegen den „ehrenwerten Herrn Schlegelius" mit einzustimmen. Eins nur darf man von ihm nicht verlangen: Das ist die Besprechung eines Jean Paul'schen Werkes, dem er es offenbar nicht verzeihen kann, daß er auch ohne Meißners Protection ein berühmter und, was noch schwerer ins Gewicht fällt, ein beliebter Schriftsteller geworden ist. Der Wurm aber, der unter all diesen Rosen lauerte, war die unselige Empfindlichkeit Meißners. Obgleich er sich angelegentlich dagegen vertheidigt, als ob es „iuvenilis pruritus" sei, der den beständigen Wunsch sich gedruckt zu sehen, in ihm wachrufe, so hört er doch nicht auf, den vielgeplagten Schütz wegen der seinen Arbeiten gegenüber „gehaltenen Quarantäne", wegen ungebührlich langen Zögerns mit der Drucklegung u. s. w. u. s. w., ja auch mit Honorarfragen so lange zu quälen, bis endlich um die Mitte des Jahres 1802 das ganze Verhältnis in die Brüche geht.

Noch soll er in der Prager Zeit mit zwei geistigen Führern in Berührung gekommen sein: mit Beethoven und mit Schiller. Wir haben einen Brief Beethovens an den Maler Macco in Prag vom 2. November 1803,[174]) der in der denkbar verbindlichsten Weise sich über Meißner äußert. Es könne ihm nichts erwünschter sein, als von Meißner, der als Schriftsteller so sehr geehrt werde und die musikalische Poesie besser als einer der Schriftsteller Deutschlands verstünde, den Text zu einem Oratorium zu erhalten. Meißner möge nur Beethovens Besuch in Prag abwarten, dann werde sich die Sache am besten ordnen. Seine Ergebenheit und Hochachtung läßt er Meißnern schon jetzt vermelden. Der Brief soll sich angeblich auf ein von Meißner geplantes großes Oratorium „Die Christen" beziehen.[175]) Ueber Schillers

Aufenthalt in Prag und seinen Verkehr mit Meißner sind wir in nicht völlig verläßlicher Weise orientiert.[176]) Schiller hielt sich 1791 auf der Rückreise von Karlsbad in Prag auf, wo er der Gegenstand zahlreicher Ovationen war. Es wird erzählt, Graf Lažansky, der Gönner Meißners, habe Schillern bei dem damals berühmtesten Prager Professor eingeführt, der sich anfangs ziemlich kühl betragen habe, bald aber aufgethaut sei und Schillern auf seinen Spaziergängen begleitet habe. Eine gewisse Verstimmung mag ja durch die Affaire mit Siedentopf noch bestanden haben. Auf der Schützeninsel, einem Prager Belustigungsorte, soll dann Meißners kleiner Sohn Eduard durch die Ungeschicklichkeit Schillers eine Verletzung erlitten haben, deren Narbe durch sein ganzes Leben an ihm sichtbar war. Schiller hat später in den Xenien nicht in der freundlichsten Weise Meißners gedacht.

Gesellschaftliche Verbindungen.

Auf der socialen Leiter hat Meißner mittlerweile auch manche Stufe erklommen. Am 21. Oct. 1796 wählte ihn das Professorencollegium der philosophischen Facultät in Prag, nachdem Dr. Noë am 17. Oct. gestorben war, zum Universitätshistoriographen der philos. Facultät.[177]) Mit dem ihm eigenen Thatendrange ließ er sich jedoch an dem bloßen Titel nicht genügen, sondern stellte am 30. Juli 1797 das Anerbieten, eine fortlaufende Universitätsgeschichte zu verfassen, wobei er nur die gewiß berechtigte Bedingung stellte, es sei ihm der von der philosophischen Facultät als Universitätshistoriograph ausgeworfene Gehalt von 24 fl. (monatlich?) auch von den drei anderen Facultäten zuzuwenden. Es ist mir nicht bekannt, ob diese Bedingung oder ein anderer Umstand seinen Plan vereitelte. Sicher ist nur, daß eine derartige Geschichte nicht verfaßt wurde. Nach Meißners Abgang übernahm der Universitätsactuar Jos. Ottenburger das Amt. Nach und nach hat sich Meißner, wie seinerzeit in Dresden, so auch jetzt in Prag einer angesehenen und gesicherten gesellschaftlichen Stellung zu erfreuen gehabt. Ob er wirklich gar so innig mit dem Hochadel verbunden war,[178]) ist fraglich. Sicher ist jedoch,

daß er diesen Kreisen nicht ganz fern stand. Nicht wegen seiner gelegentlichen Beziehung zur Gräfin Clam, zur Gräfin Pachta, zum Grafen Auersperg, zum Grafen Franz Hartig u. a. soll dies behauptet werden. Interessanter Weise lehrt aber ein in den Tagen der Krönung Leopolds verfaßtes „Tagebuch der böhmischen Königskrönung,“[179]) eine Art officielles, die täglichen Festlichkeiten verzeichnendes Diarium, daß der grimme Hasser von Hof und Höflingen an der Loyalität des Tages starken Antheil genommen hat. Auch die, auf Veranlassung der Stände von Joh. Debrois Prag 1818 verfaßte „Urkunde über die Königskrönung Leopolds des II.“ erzählt manches, was recht überraschend wirkt. Die großen Festlichkeiten, die die Stände dem gekrönten Könige gaben, erreichten ihren Höhepunkt in dem Freiballe im ständischen Theater am 12. Sept. 1791. Während nun die Majestäten an der Tafel Platz nahmen, wurde von einem verstärkten Orchester, die von dem böhmischen Componisten Leopold Koželuch, bekannt als Mozarts Nachfolger in der Stelle eines kais. Hofcomponisten, gesetzte Krönungscantate angestimmt. Den Text dazu hatte der „allgemein bekannte und geschätzte Schriftsteller, Herr Aug. Gottlieb Meißner, ordentlicher Professor ꝛc.“ verfaßt. „Ihre Majestäten verließen den Saal mit sichtlicher Zufriedenheit.“ Die Cantate (V, 20) hat auch beim übrigen Theile des Publicums solchen Anklang gefunden, daß sie bei der am 23. Sept. vom Leipziger Musikdirector Thomas veranstalteten musikalische Akademie abermals zur Aufführung gelangte. 1796 verfaßte er zur Feier des Namensfestes des Erzherzogs Karl ein nicht minder loyale „Böhmens Dankgefühl“ (V, 34) betitelte Cantate, die gleichfalls von einem verstärkten Sängerchore zur öffentlichen Aufführung gebracht wurde. Sie erschien 1797 bei Calve in Prag. Vincenz Maschek hatte die Musik dazu geschrieben. Die Erzherzogin-Aebtissin Maria Anna und der ganze Hochadel hatte auf dieses Werk subscribiert; darunter finden sich Namen wie Auersperg, Bouquoi, Clam-Gallas und Clam-Martinitz, Clary, Colloredo, Fürstenberg, Kinsky, Mannsfeld, Nostiz, Paar, Schlick, Schönborn, Spork, Taxis, Waldstein — zugleich die höchsten Würden-

träger des Landes und Reiches. Von einer wirklichen Mißliebigkeit des Verfassers konnte sonach keine Rede sein. Endlich wurde auch hier dem Verdienste die Krone gezollt: am 6. Jänner 1797 konnte die Prager Neue Zeitung berichten, daß Componist, wie Textverfasser der letztgenannten Cantate, Maschek und Meißner, durch die Verleihung einer goldenen Tabatière mit dem kais. Bildnisse ausgezeichnet worden seien. Es muß aber zugestanden werden, daß Meißner trotz dieses zeitweiligen Bestrebens, sich mit den oberen Regionen in ein gutes Einvernehmen zu setzen, nicht irre an seinen gewohnten Ansichten geworden ist. Auch kann man seinen Cantaten einen eigentlichen Byzantismus nicht zum Vorwurfe machen. Die Leopold dem II. gewidmete beginnt beispielsweise mit den Worten:

Heil dem Monarchen, der auf goldnem Throne
Die große Wahrheit nie vergißt:
Daß seine Königskrone
Geschenk des Unerschaff'nen ist!

Sie führt weiter das Bild eines grausamen und kriegerischen Monarchen in den schwärzesten Farben aus und hält das Gute daneben, das ein anders gesinnter Fürst stiften kann. Ebenso gilt die Cantate „Böhmens Dankgefühl" weniger dem kaiserlichen Prinzen, als dem Sieger von Rastatt, Teissing, Amberg und Würzburg, der Deutschland vor einer verheerenden französischen Invasion befreit hatte und so immerhin mit Hermann dem Cherusker vergleichbar war. Das Hauptgewicht wird auch hier auf die glückliche Bewahrung Böhmens vor den Schrecken des Krieges gelegt. Dasselbe Thema behandelt die 1797 für die Akademie der Witwe Mozart verfaßte Cantate.[180a])

Der beste Beweis dafür, daß Meißner in seinen Gesinnungen der alte geblieben, liegt wohl darin, daß er der den leitenden Kreisen durchaus nicht genehmen Freimauerei unentwegt treu geblieben ist. In der Loge „zur Wahrheit und Eintracht" hat er seine besten Freunde gefunden. So den Arzt Dr. Franz O'Reilly, einen seiner liebsten Freunde in Prag, dem er „Capuas Abfall und Strafe" gewidmet hat,[180]) den er seit Jahren als Arzt schätzte, als Menschen ehrte, als Gesellschafter liebte. In der That war ihr Verhältnis ein anderes, als das

gewöhnliche zwischen Arzt und Patienten. In seinen nur zu häufigen Krankheiten suchte ihn O'Reilly auf alle Art zu erfreuen, und schickte ihm einstmals, als er ihm Sprechen und Lesen verbieten mußte, ein sogenanntes Gedankenspiel, Klötzchen und Steinchen, die bei richtiger Zusammenstellung das Bild der Teufelsbrücke ergaben. Meißner schickte ihm zum Danke ein witziges Gedicht,[181]) das mit den Worten schließt:

Morbonens Finger scheint
Mir jetzt zur nächsten Reise
Ein weit entferntres Land
Großgünstig anzuweisen.
Meintwegen angespannt!
Nur bitt' ich dann, Herr Schwager,
Der dort so ernst und hager
Vom Bock herab visiert
Und ganz nach eig'ner Nase
Wohin er will kutschiert,
Daß mich nicht seine Straße
Zur Teufelsbrücke führt .....

O'Reilly war, wie wir wissen, auch Mitarbeiter des Apollo; er ist Meißner im Tode voran gegangen und starb, noch nicht 39 Jahre alt, an einem Blutsturze. Ein anderer ihm im Tode vorangeganger Freimauerergenosse war der Graf Franz Hartig, ein bekannter Mäcen der böhmischen Kunst und Litteratur. Meißner hat ihm eine im Apollo 1797 erschienene, von Maschek für die Harmonika vertonte Elegie (V, 247) gewidmet. Ein weiterer Ordensgenosse war der freisinnige geistliche Rath und erste Universitätsbibliothekar, P. Raphael Ungar. Diesen hat er schon, vielleicht in Folge seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, in Dresden gekannt und Goekingk an ihn empfohlen. Sie sind einander in Prag gewiß recht nahe getreten, wie schon der Umstand beweist, daß Meißner dem Buchhändler Göschen eine ziemlich mühevolle und zeitraubende Commission für Ungar zu übernehmen ersucht. Auch den Grafen Prokop Lažansky, den Statthaltereivicepräsidenten und späteren Oberstburggrafen, den „vortrefflichsten Mann Böhmens", seinen Gönner und Förderer, hat er in der Loge persönlich kennen

gelernt. — Eine weitere gesellige Vereinigung aber, die gleichfalls Anstoß nach oben erregte und besonders das argwöhnische Auge des Polizeidirektors Grafen Wratislaw auf sich zog, war das sogenannte Freitagskränzchen. Programm und Zusammensetzung der Gesellschaft war so harmlos als möglich: jedes politische Gespräch war verpönt, Gesellschaftsspiele, Lösung von Charaden und ähnliche von Meißner schon in der Dresdener Zeit gern durchgeführte geistige Uebungen dienten zur Zerstreuung der Anwesenden. Teilnehmer waren Aristokraten, wie Graf Auersperg und Graf Lanjus, bekannt durch seinen Aufenthalt in Paris zur Zeit der ersten Schreckenstage, Geistliche wie Abbé Natter, Universitätscollegen, wie der Chemiker und Botaniker Mikan und der als Lyriker bekannt gewordene Dambeck, Beamte, wie Magistratsrat Christian, Justizdirector Schneider endlich ein junger Maler, namens Berger, und einer oder der andere von Meißners Schülern.

Veränderungen.

Faßt man das Gesagte zusammen, nimmt man noch hinzu, daß Meißner offenbar in behäbigster Weise lebte, gesellschaftlich ein „Haus machte", behagliche Wohnungen — im Winter erst in der „schwarzen Rose" am Graben, dann im Schönfeld'schen Hause in der Jesuitengasse, Sommers auf der „Hasenburg",[182]) inne hatte, auch Reisen machte, so 1789 nach Erfurt, Weimar, Jena, Halle, Augsburg, Heilbronn, Heidelberg, Colmar, Berlin, Leipzig, 1787 und 99 nach Dresden, 1787 nach Karlsbad, 1798 und 1801 zu längerem Aufenthalte nach Teplitz und fast alljährlich kleinere Excursionen durch Böhmen unternahm, daß er sich eine allgemein bekannte, wertvolle Sammlung von Kupferstichen anlegen konnte,[183]) kurz, daß er wie er am 6. Febr. 1800 an Schütz schreibt, „den Nordswindhauch der Göttin Penia keineswegs so schneidend durch seine Dach- und Giebelrippen pfeifen höre, wie dies in Folge der Ungunst der Zeitverhältnisse bei so manchem kreuzbraven Gelehrten der Fall sei", so werden wir uns einigermaßen wundern, daß der all-

gemach alternde und jedenfalls höchst kränkliche[184]) Mann in beständiger Unruhe nach einem neuen Wohnorte und einer neuen Stellung sich umsah. Verschiedenes wird da wohl maßgebend gewesen sein: fürs erste haben wir bereits, als wir Meißner nach Prag geleiteten, darzustellen versucht, wie wenig erfreulich sich die Universitätsverhältnisse für den Protestanten und Ausländer gestalteten und wie sehr man bestrebt war, die Josephinischen Freiheiten einzuschränken. Daran hat sich auch nichts geändert, als jener lichtfeindliche Burggraf Cavriani gestürzt war und nach ihm Rothenhan (1791), Lažansky, der besondere Protector Meißners (23. November 1792), Stumpach (1794) und Chotek (1802) zur Stellung des Landeschefs gelangten; wenigstens nicht so viel, als Meißner gewünscht haben mochte.

Besonders im Jahre 1802 schreibt er an Schütz sehr bitter über die großen Veränderungen, „die die armen Akademiker in den k. k. Staaten" theils schon betroffen haben, theils zu betreffen bedrohen, Maßregeln, auf die hier näher einzugehen nicht geboten erscheint; freilich muß zugegeben werden, daß Meißnern eine Eigenschaft für eine höhere Beamtenstellung ganz abgieng: und das ist die erforderliche Discretion. Es macht einen häßlichen Eindruck, wenn heute an Nicolai, morgen an Schütz, übermorgen an Göschen oder Becker das Anerbieten ergeht, „Pikantes" über die politische oder akademische Lage — selbstverständlich unter Wahrung der Anonymität — berichten zu wollen. Auch andere, allgemeine österreichische Verhältnisse haben ihm viel Aerger bereitet; die Kriegs- und sonstigen Steuern, das unselige theuere Postgeld, das Verbot Silbergeld einzuführen und die bei dem Mangel an sächsischem Papiergelde, herrschende Nothwendigkeit, im Reiche einen eigenen Eincassierer für ausländische Honorare anstellen zu müssen, die lästigen Censurverhältnisse, die mit der Herausgabe aus dem Reiche zugeschickter Bücher stets einen Aufwand von Geld und guten Worten verknüpften und von denen auch der „wandernde Hypochondrist" (Sturz) im Deutschen Museum erbauliche Dinge zu berichten weiß,[185]) dann eine gewisse Unbe-

haglichkeit, die er am 18. Juni 1799 treffend Becker gegenüber ausdrückt,[186]) vielleicht auch gerade die beständige Kränklichkeit, mögen den Mann veranlaßt haben, sich nach einer „Verbesserung", am liebsten außerhalb Oesterreichs, umzusehen, um dereinst seine Familie so gesichert, wie möglich zu hinterlassen. In der That haben die Freunde Recht behalten, die vor 20 Jahren ernstlich bezweifelt hatten, ob Prag den richtigen Aufenthaltsort für Meißner abgeben werde.

„Wenn kein Frohsinn diese Stirn' erhebt,
„Kaum ein Lächeln noch um diese Lippen schwebt,
„Ist dies Wunder, da von Freund und Vaterland
„Mich fast gänzlich das Geschick getrennt?"

sagt er in seinem öfters erwähnten Gedichte an die Mutter aus dem Jahre 1804. Da war es denn der alte und erprobte Freund Goekingk, dem er die Erlösung aus all diesen Nöten und eine neue Anstellung zu danken hatte.

Goekingk befand sich damals in der einflußreichsten Stellung.[187]) Preußischer Oberfinanzrath und Mitglied der Generaldirection erfreute er sich eines derartigen Vertrauens, daß ihm neben manch anderer politischer Mission, auch der Auftrag des Prinzen von Oranien zu Theil wurde (1803), die Organisation des saccularisierten Bisthums Fulda durchzuführen.[188]) Vom Anfang des Jahres 1804, vielleicht auch schon von 1803 an, giengen nun die Verhandlungen zwischen Goekingk und Meißner hin und her. Wie wir aus einem Briefe Meißners an die gemeinsame Freundin Elisa wissen[189]) — Goekingk war ein alter Freund Elisas und der Vormund ihrer verwaisten Kinder —, ist Goekingk Meißnern auf die freundlichste, selbst den stets verletzten Meißner vollauf befriedigende Art entgegengekommen. Meißner scheint allerdings die Sache eingeleitet zu haben; doch hat Goekingk gleich auf Meißners ersten Brief in einer Weise erwidert, die Meißner „dem edlen Schreiber aufs neue verpflichtet hat." Anfangs war Meißner dem ganzen Projecte nicht so recht geneigt, ja einen Augenblick glaubte er es als gescheitert ansehen zu müssen.

Einzelne weitere Nachrichten Goekings aber sprechen mit

solcher Entschiedenheit für die Annahme, daß die Neue allg. d. Bibl. noch im Jahre 1804 Bd. 91 melden konnte, „der im Fache der Geschichte und Belletristik bekannte Herr Professor A. G. Meißner verlasse Prag und gehe mit dem Charakter eines weltlichen Consistorialrathes nach Fulda als Director des dort neu zu organisierenden, die Stelle der bisherigen katholischen Universität vertretenden Gymnasii illustris." Der Abschied von Prag war ein äußerst herzlicher. Zwei Bankette, das eine am 23. December 1804 mit vorwiegend akademisch-studentischer, das andere am 4. Januar 1805 mit mehr bürgerlicher Gesellschaft wurden zu Ehren des Scheidenden abgehalten. Gutgemeinte Abschiedscantaten,[190]) die eine „gebracht von den Hörern der Philosophie", die andere, von K. A. Schneider verfaßt und von J. Wittasek in Musik gesetzt, preisen übereinstimmend Meißners aufklärendes Wirken in Böhmen, und den mächtigen Einfluß, den er auf seine Hörer genommen, und versichern den Abberufenen der Liebe und Verehrung der Zurückbleibenden. Freundliche Abschiedsworte werden ihm von der fremden und einheimischen Presse (ganz besonders vom Berliner Freimüthigen 1805 S. 154) nachgerufen.

Fulda.

Und so tritt denn A. G. Meißner in den Januartagen 1805 seine dritte, letzte und — kürzeste Stellung in der alten, gewaltsam modernisierten Bischofsstadt Fulda an. Durch mehr als 1000 Jahre war Fulda Sitz eines höheren kirchlichen Würdenträgers und ist fast ausschließlich vom Katholicismus beherrscht gewesen; auf eine ausgezeichnete Vergangenheit blickt es zurück. Vom Friesenapostel Bonifaz 744 als Abtei gegründet, blieb es ihm vorbehalten, in der deutschen Litteratur eine hervorragende Stelle einzunehmen. Sitz des berühmten praeceptor Germaniae Hrabanus (Abt von Fulda 822—842) wurde es durch seine weitgekannte Klosterschule und Bibliothek bald die Bildungsstätte der bedeutendsten Männer des 9. Jahrhundertes, der Sammelpunkt seltener weit hergeholter Litteraturdenkmäler. Diese wissenschaftliche Stellung hatte naturgemäß einen immer

steigenden Einfluß in politischer und kirchlicher Beziehung zur Folge. Von Haus aus mit gewissen Prärogativen versehen, wuchs die Fuldaer Abtei, die seit dem 14. Jahrhundert die Erzkanzler der Kaiserin beistellte, allgemach bis zum Bisthume hinauf. Der geistliche Hofhalt, die vorwiegend von geistlichen Einflüssen erfüllte Bevölkerung, die unverhältnismäßig große Anzahl geistlicher Orden, das alles gab der Stadt ein ganz eigenes Gepräge. Und dieses mehr als ein Jahrtausend alte Städtebild sollte nun in seinen Grundfesten erschüttert, sollte hinweggefegt werden durch jenen vom linken Rheinufer herüberbrausenden Weststurm der neuen Zeit, der hart an Fulda vorübertoste und mit sich nahm, was alt und morsch war. Wohl erst 1802, aber immerhin als Folge der französischen Vorgänge, wurde, trotz der Proteste des letzten Fürstbischofs Adalbert, Fulda säculariſiert und dem protestantischen Fürsten Friedrich Wilhelm von Nassau-Oranien zur Regierung überantwortet (Reichsdeputationshauptbeschluß zu Regensburg).

Die neue weltlich evangelische Herrschaft hatte ganz natürlich eine Reihe von Reformen auf allen Gebieten im Gefolge; so ganz besonders auf dem Bereiche der Schule. Die vor etwa 70 Jahren gegründete sogenannte „Universität" wurde aufgehoben und an ihre Stelle ein dreiclassiges Lyceum gesetzt. An Stelle der geistlichen Lehrer traten jüngere, modern gebildete meist protestantische Kräfte; und als Director dieses Lyceum oder Gymnasiums illustre war A. G. Meißner mit ansehnlichem Gehalt berufen worden. Wie in Prag zählte er zu den ersten protestantischen Pionieren auf strenggläubigem Boden, wie in Prag galt er gewissermaßen als Fremder, und wie in Prag hatte er aus diesen Ursachen und nicht zuletzt auch hier wieder wegen seiner unentwegt nationaldeutschen Gesinnung, die von einer großen franzosenfreundlichen Clique scheel angesehen wurde, manche Feindseligkeit zu erdulden. Er ließ sich aber von der hier gegen ihn auftretenden Gehässigkeit ebensowenig abschrecken, wie je zuvor; trotz Reibereien mit der Geistlichkeit, trotz schlecht verhehlten Widerwillens der älteren Professorengeneration, an deren Spitze, wie einst Seibt in Prag, der Gymnasialdirector

Pfister stand, trotz all dieser Mißhelligkeiten hatte Meißner rasch einen, freilich vom Fuldaer Spießbürgerthum gemiedenen, meist von Berufsgenossen besuchten Kreis um sich versammelt. Petri, der Professor der deutschen Sprache und Geschichte, ein geborener Bautzener, somit Meißners engster Landsmann, dann Christian Weiß, Professor der Philosophie, waren die vornehmsten Stützen dieser Vereinigung und haben Meißnern noch nach seinem Tode wahre Freundestreue erwiesen. Seine Wohnung, früher zu Lazarethzwecken benützt, war ganz nach den Gewohnheiten eines eleganten Welt- und Lebemannes eingerichtet. Dem Schüler Heinrich König imponierte es gewaltig, als er seinem Director aufwartete und da parfumierte Zimmer, goldumrahmte Bilder, schöngebundene Bücher vorfand; nicht minder imponierte ihm der Mann, der à quatre épingles gekleidet, freilich schon durch sein welkes und leidendes Aussehen die ihm innewohnende Todeskrankheit verrieth; denn diese war die Ursache seines kränklich und leidend scheinenden Aeußeren, nicht aber, wie König heinesierend bemerkt,[191]) „seine außerordentliche schriftstellerische Fruchtbarkeit oder die Lebensstudien zu seinen Skizzen und Romanen". Im übrigen konnte auch er sich der hinreißenden Persönlichkeit des neuen Directors nicht entziehen und weiß über seine geselligen Talente, über seine gemüthlichen und geistigen Eigenschaften nur das beste zu berichten. Ob er wirklich[192]) der Verfasser der populär gewordenen Nassau'schen Hymne „Wachse hoch, Oranien!" gewesen ist, kann ich nicht sagen. Seine Lehrthätigkeit scheint sich vorwiegend auf classische Philologie beschränkt zu haben und noch seine letzten Vorträge im Herbste 1806 waren der griechischen Litteratur gewidmet. Schon waren aber die Stunden Meißners gezählt.

Krankheit und Tod.

Die Katastrophe von Jena (14. Oct. 1806), unter der auch ein Größerer unter den deutschen Schriftstellern zu leiden hatte, brachte für Meißner die schrecklichsten Folgen. Friedrich Wilhelm von Nassau, stets ein Gegner des Rheinbundes, hatte

eine Oberbefehlshaberstelle im preußischen Heere angenommen. Zum Entgeld rückten die Franzosen am 27. Oct. unter General Mortier in Fulda ein und ob sie dort auch im Großen und Ganzen sich nicht unhuman benahmen, so brachten sie doch einen Gast mit, der furchtbarer würgte, als dereinst die Söldner des 30jährigen Krieges: den Typhus. Dieser schien ausersehen die Familie Meißner, soweit sie in Fulda war — Eduard, der Sohn, war als Studierender der Medicin in Prag geblieben — in entsetzlicher Weise auszurotten. Getreue Schilderungen dieser schrecklichen Tage enthalten Familienbriefe. Als erste wurde Elvira,[198]) die etwa 13jährige Tochter, von der Seuche erfaßt und ist ihr vermuthlich noch 1806 erlegen. Ein Brief des Vaters an Eduard vom 3. Februar 1807, der letzte, den er überhaupt geschrieben, schildert die furchtbare Pein dieser Wochen. Der kranke und schwache Vater vermochte diesen schweren Schlag, der ihm die Lieblingstochter raubte, nicht lange zu widerstehen. Gefördert durch die verpestete Luft des neuerdings zum Offizierslazarethe umgewandelten Wohnhauses, durch die Plage und Aufregung der beständigen Einquartierung, durch Schwäche des Körpers und Bedrückung des Gemüthes, brach die Krankheit, nachdem sie seit Wochen an ihm gerüttelt, zu Anfang Februar 1807 in tötlicher Weise aus. Schrecklich sind die Wochen, die die unglückliche Witwe nun durchmacht, wahrhaft erschütternd der Brief, der die Katastrophe an die fast 80jährige Mutter Meißners in Löbau berichtet. Abwechselnd bemächtigt sich der Umgebung Verzweiflung und wieder neue Hoffnung. Auch der Arzt, Prof. Gutgesell, ist unsicher. Meißner, auch als Patient zärtlich und liebevoll, tröstet die Seinen und sucht Zerstreuung im Verkehre mit den treuen Freunden Weiß und Petri. Noch in seinen letzten Stunden entwirft er jenes rührende, so häufig abgedruckte Gedicht an die ihm vorausgegangene Elvira (u. a. im N. dtsch. Merkur 1807, in der N. Berl. Monatschr. 1807, 18, 58, in den Werken V, 262)

„Bald vielleicht, geliebtes Mädchen,
„Werden wir uns wiedersehen . . . .!"

Prof. Weiß zeichnet das Dictat des Sterbenden auf. Wenige Stunden später ist August Gottlieb Meißner eine Leiche. Er starb — laut Auszug aus dem Totenbuche der evang. Gemeinde zu Fulda Bd. I, Jahr 1807, Nro. 2 — am 20. Februar 1807,[194]) Mittags nach 1 Uhr, am schleichenden Fieber und Entkräftung; die Section ergab, wie wir dem angeführten Briefe der Witwe entnehmen, eine völlige Zerstörung der Eingeweide. So erklärten sich die beständigen Klagen Meißners über seine Gesundheit in traurigster Weise.

Am 22. Februar 1807 fand, Morgens um 7 Uhr, das Begräbnis statt. Wie bei so vielen hervorragenden deutschen Schriftstellern, war auch dieser Leichenzug ein einfacher, beinahe dürftiger. Wenige Leidtragende folgten dem Sarge, darunter in Folge der stürmischen Zeitverhältnisse ein einziger Student, Heinrich König. Professor Weiß drückte ihm eigens den Dank aus. Petri hielt die Leichenrede und dann ward der Sarg hinabgesenkt in das einfache, doch würdige Grab. Eine Marmortafel, geschmückt mit dem Namen des Verblichenen, von den Sinnbildern der Poesie, der Weisheit und Ewigkeit umrahmt, bezeichnet die Stelle, wo die Gebeine des vielbeschäftigten und viel bewegten Mannes zum letzten Schlafe gebettet sind.

2. Persönliche und litterarische Charakterisirung.

Charaktereigenschaften. Gesellschaftliche Talente.

Suchen wir uns nun in einigen knappen Zügen ein Bild von der Person des Mannes zu machen, dessen Leben und Streben wir im Vorstehenden darzustellen versucht haben, so werden wir Licht und Schatten ohne Voreingenommenheit zu vertheilen haben. Meißner war ohne Zweifel ein Mann von viel Talenten und vorwiegend guten Charaktereigenschaften. Uebereinstimmend rühmen Leute, die ihm näher gestanden,[195]) „daß sein Herz warm für Menschen- und Bürgerglück geschlagen, für Licht und Freiheit geglüht habe, daß er kein Opfer gescheut, um Heuchler und Tartuffes zu entlarven, weil er selbst großherzig und brav jede Schlangenwindung verabscheute." Daß

er, wie es in der Allg. Ztg. weiter heißt, ein zärtlicher Vater, ein dankbarer Sohn gewesen, wissen wir bereits. Auch daß er „treu und standhaft zu jenen gehalten, die er einmal seine Freunde genannt," können wir bestätigen; wir sahen, wie er stets zur Ueberschätzung seiner Freunde geneigt war, wie er es nicht versäumte, ihrem Ruhme mit kräftigen Trommel-Schlägen zu Hilfe zu kommen und — besonders, wenn für ihn selbst ein kleiner Nutzen abfiel — sie auch thatsächlich zu fördern. Denn von dem Do, ut des war sein ganzes Handeln beeinflußt; Gegenseitigkeit hielt er für selbstverständlich. Wer ihn förderte, wer sich günstig gegen ihn stellte, der war sein Freund, und wer sein Freund war, den förderte und begünstigte er wieder. Dies war so seine Moral: vom praktischen, realen Nutzen konnte er sich schwer emancipieren. Das schloß natürlich nicht aus, daß er sich von einem Gewitzigteren auch einmal gründlich dupieren und wohl auch von dem einen oder anderen tüchtig ausnützen ließ. So schrieb er zu Beckers Uebersetzung „Ueber Frauenzimmer und Ehe", zu Schillings „Elise Colmar" aus wirklicher Gutherzigkeit Vorreden, von denen er, in Folge von Weygands Angriffen, viel Aerger und Verdruß gehabt hat. Seine hervorstechendste Eigenschaft, von der mit großer Einstimmigkeit alle Quellen zu berichten wissen,[196]) waren seine hervorragenden gesellschaftlichen Talente. In der That sprechen schon die zahlreichen an Damen gerichteten Gedichte (Werke V, 96, 155, 221, 237, 238, 253, 254 ꝛc.) für ein starkes gesellschaftliches Leben. Er liebt es, in Gesellschaft vorzulesen und ist mit der Rücksichtslosigkeit des verwöhnten Schöngeistes im Stande, mitten im Satze abzubrechen und sich zu entfernen,[197]) sobald nicht die erforderliche Ruhe herrscht. Er übersetzt auf Wunsch einer Dame das „Gaudeamus igitur" während einer Tafel ins Deutsche.[198]) Er schreibt fleißig Stammbuchblätter[199]) und unternimmt in größerer Gesellschaft Kahnpartien, spielt Gesellschaftsspiele u. dgl. Kleine gesellige Kunststückchen hat er gern vorgenommen. So hat ihn einst eine Dame mit böser Zunge verspottet, weil er eine andere reizendere „Venus" genannt hat und in „einer höchstens zwei Minuten" hat er ein

Epigramm fertig, das mit den ziemlich schwach pointierten Worten schließt:

Ist auch die Göttin nicht mehr auszuspenden,
Die aus des Hirten Hand den goldnen Apfel nahm,
Doch ist es jene noch, aus deren Händen
Zuerst der Apfel kam.

Mit Stolz hat er das Epigramm (Werke V, 237) an Becker, den Herausgeber der „Erholungen" (28. Juli 1798) geschickt, der es indessen nicht angenommen zu haben scheint. Sein Aeußeres ist in der That zum Salonhelden völlig geeignet gewesen; sein Oelbild[200]) zeigt, entsprechend den Angaben der biographischen Versuche, einen hohen schlanken und eleganten Mann mit schmalem klugem Gesichte, starker Nase und intensiv blauen Augen. Angethan ist er mit weißem Reitermantel und Zweispitz; das Bild ist häufig mit einem Jugendbildnisse Friedrichs des Großen verwechselt worden. Wir besitzen überhaupt — Dank der Eitelkeit Meißners — ziemlich viele Bilder seiner Person. Er hat sich u. a. vom Hofmaler Schmid, von Schenau, Krüger, Graff (vgl. Kuffner I), mit Vorliebe in Pastell, malen lassen. Auch dem 47. Bande der Neuen Bibl. d. schön. Wissensch. und dem Jahrgange 1787 der Olla potrida ist ein Bild Meißners beigegeben. Mit diesem gefälligen Aeußeren verband er Geschick für körperliche Uebungen und war u. a. ein guter Reiter, der sich sein eigenes Pferd halten konnte und selbst im strengen Winter Nachtritte nach Berlin unternahm.[201]) Dazu kamen mehr als gewöhnliche Kenntnisse in fremden Sprachen und Litteraturen; das Französische, Englische, Italienische und die classischen Sprachen hat er in hervorragender Weise beherrscht — dagegen beispielsweise tschechisch nicht gekonnt.[202]) Sein besonderes Studium hat er aber dem Englischen zugewendet; das freie Britannien ist ihm das glücklichste aller Länder (VII, 334 geschr. 1779), es ist ihm das Land, das auch „im Kerker sogar die Rechte der Menschheit in Ehren hält" (VII, 184). Die Stoffe seiner Skizzen sind in unverhältnisgroßer Zahl der englischen Geschichte entnommen. Sinnsprüche, Swift und Owen nachgedichtet, Citate aus Swift,

Sterne, Fielding sind in seinen Schriften an der Tagesordnung: Gulliver besonders wird gern (VII, 281, V, 297), auch in einem Briefe an Dora Stock (11. October 1781) und an anderen Stellen angeführt, Tom Jones u. a. V, 274 herangezogen. Hogarth gilt ihm als der mächtigste Darsteller menschlichen Lebens in der bildenden Kunst (VIII, 223). Seltener zeigt sich eine Verwendung der Franzosen. Interessant ist die Bekanntschaft mit Rabelais, die sich aus den von ihm einmal (Brief an Willmanns 18. Dezember 1802) angewendeten Ausdrucke „Gargantua-Maul" schließen ließe.[203]) Freilich kann das Citat auch auf Fischart Bezug haben; daß er sich mit der deutschen Litteratur des 16. Jahrhunderts abgegeben, wird an anderer Stelle nachgewiesen werden.

Vermögensverhältnisse. Geldgebarung.

So finden wir denn, daß Meißner, just so wie er war, jedem schöngeistigen Salon als Zierde hätte dienen können. Auch seine Vermögensverhältnisse werden ihn nicht an geselligem Leben gehindert haben; nicht blos in der Prager Zeit, wo er ja behaglich, fast üppig gelebt hat, sondern selbst in seinen jungen Jahren scheint, trotzdem er seine Mutter pietätvoll unterstützt hat, sein Auskommen eine erträgliches gewesen zu sein. Freilich ein Schlemmer ist er nie gewesen, wie er z. B. noch 1789[204]) den dazumal in Prag selbst in den unteren Volksclassen beliebten Hang zum Wohlleben verdammt und für sich selbst stets mit Suppe, Fleisch und Braten zum Mittagstisch auskommen zu wollen erklärt. Sein Ziel hat er sich in dieser Beziehung schon als Jüngling ziemlich niedrig gesteckt.

„Daß frei von drückendem Kummer
„Um Nahrung des künftigen Tages
„Mein bleibe des Mittelstands Ruh'"

hat er schon in den siebziger Jahren gewünscht (V, 89); die aurea mediocritas war damals überhaupt sein Ideal; in der Lebensweise, Lebensdauer, in Ruhm und Liebe überall will er sich mit einem mittleren Geschicke zufrieden geben, denn (V, 198)

„Mein ganzes Streben
„Sei im Thal zu leben
„Schattenvoll und still."

Dafür, so fährt er fort, möge ihm aber auch das Schlimmste erspart bleiben. Die bei einem Schriftsteller aus vermögensloser Familie so seltene günstige finanzielle Lage hat er in erster Reihe gewiß seiner Sparsamkeit zuzuschreiben. In zweiter Reihe ist sie aber auch ein Beweis für die verhältnismäßig hohen Honorare, die ihm seine Verleger (Dyk, Weygand, Breitkopf, Göschen, Mauerer, Calve, Schönfeld, Barth und Fröhlich) und die Herausgeber der von ihm mit Beiträgen versorgten Almanache und Zeitschriften bewilligt haben. Er selbst ist nicht immer liberal gegen sie vorgegangen und hat sie weidlich mit der Zeilenanzahl der Seite und der Buchstabenzahl der Zeile gequält, auch in Schrift, Druck, Papier, Lettern die höchsten Ansprüche gestellt. Man muß aber zugeben, daß seine Kargheit in Geldangelegenheiten nicht für jede Gattung von Ausgaben Geltung hatte. Während er beispielsweise fast in allen Briefen sein ewiges Klagelied über die hohen Porti anstimmt und selbst in der Quartalschrift diesem Punkte ein eigenes Aviso widmet, (3. Jahrg. 6. Heft) hat er von jeher Geld, wenn es sich um die Förderung wissenschaftlicher und litterarischer Bestrebungen handelt. Als Professor Müller in Berlin (Teutscher Merkur 1783) einen Grundstock sammelt, der zur Ausgabe „schätzbarer Denkmale der mittleren Zeiten" (an der Hand Bodmer'scher Manuscripte) bestimmt ist, finden wir unter den Spendern auch den Herrn „geheimen Canzley Rath Meißner in Dresden" mit ganz ansehnlichen Spenden: einmal mit 2 Thalern 16 Gr., ein Jahr später mit 3 Thalern 30 Gr.

Nationalbewußtsein. Gelehrsamkeit.

Mit dieser Sympathie für altdeutsche Bestrebungen gieng Hand in Hand — es wird dies gewissen Bestrebungen gegenüber festzustellen nicht von Nachtheil sein — ein äußerst reges deutsches Nationalbewußtsein.

Nicht unbekannt ist die vom Fürsten Bismarck gelegent-

lich citierte Meißner'sche Anekdote „Deutsches Schauspiel in Venedig" (Deutsches Museum 1777; Werke VII, 258), die, bis auf Frischlin zurückgehend, den übermüthigen Italienern in der Form eines Schattenspieles die ungeheueren Fortschritte des deutschen Geistes auf dem Gebiete der Erfindungen (Schießpulver, Buchdruckerkunst, Uhr) vorführt und zum Schluß das Jammerbild eines hausierenden Salamuccis als Contrastfigur anfügt. Dazu steht VI, 179 ein schwächeres, der 5. Sammlung der Skizzen entnommenes Pendant „Der Deutsche im Boulevardtheater", in dem ein gediegener deutscher Officier einen französischen Windbeutel — er könnte Riccaut de la Marliniere heißen — gründlich abfertigt.[205]) Auch die nationale Bardenpoesie hat den Jüngling angezogen und das Jahr 1778 hat ein an das Gedicht eines Skalden gemahnendes Kriegslied (V, 179) „Die Sächsin Adelheid" gezeitigt. Aehnlich, nur besser, weil mehr aus dem Herzen kommend, sind die Oden „Germania an den Frieden" (1780 V, 250) und „Epistel an Herrn Gleim" (1779 V, 234). Dabei macht sich oft eine ganz energische Stellungnahme für die deutsche Sprache angenehm bemerkbar. So wenn er noch in späten Jahren in Naumanns Biographie (XXX, 229) dem König Gustav von Schweden seine Abneigung gegen die deutsche Sprache zum Vorwurfe macht und meint, die gute deutsche Sprache wäre einem Könige, der so manches deutsche Lob erhielt, über eine deutsche Provinz gebot und sich an deutscher Kunst ergötzte, zum öfteren Gebrauch nicht unwürdig gewesen, oder wenn er, wie König berichtet, die lateinischen Ansprachen des Fuldaer Directors Pfister regelmäßig deutsch erwidert. Gern läßt er solche Figuren, die er lächerlich machen will, ein aus deutsch und fremd zusammengewürfeltes Mischmasch durcheinander sprechen; so die beiden Magister in den übersetzten Farcen „Der Alchymist" und „Die erzwungene Heirath," wo allerdings der Kern schon bei Destouches bezw. Molière vorhanden ist, dann den herzlosen Junker Alventhal in der „Familie Frink" (XI, 240) und ebendort (XI, 235) die drei dummen Doctoren, die „mit der weisesten Miene versichern, der gnädige Herr sei wirklich tot, denn

der Stich .... habe aortam magnam und den linken Herz-Ventrikel letaliter läbiert". Die Verhöhnung der Gelehrten, ganz besonders der Aerzte, bekanntlich ein altes Motiv der italienischen und französischen Komödie, von den Stürmern und Drängern wieder aufgenommen, wird von Meißner in seiner Jugend ab und zu verwendet, um seine Zugehörigkeit zur Rousseau'schen „Natürlichkeit" zu documentieren. Freilich schlägt ihm dabei die kaum durchgemachte Leipziger Universitätsvergangenheit, die ja kaum ein Lustrum nach Gottscheds Hinscheiden fiel, einigermaßen in den Nacken, wenn er (V, 169) seiner anakreontischen Geliebten im Sinne des 17. Jahrhunderts vorwurfsvoll zuruft:

„Sieh! wie tief im Staub gedrückt
Flüchtig von mir kaum angeblickt
Sie — sonst mein einziges Vergnügen —
Meine Bücher vergessen liegen!" [206])

In tyrannos!

Wenn Langbein einmal Meißners nationale Gesinnung mit den Worten anerkannt hat:

„Du denkst, wie Deutsche sollen, frei
Und fröhnest nie der Heuchelei"

so hat er ganz Recht gehabt, auf das Freidenkerthum und die Unabhängigkeit seines Freundes so großes Gewicht zu legen. Trotz der Prager Cantaten kann man wahrhaftig nicht sagen, daß es sich Meißner angelegen sein ließ, das Wohlwollen einflußreicher Kasten für sich zu gewinnen. Hat er auch in seiner Quartalschrift 1784 (vgl. V, 259) in dem Gedichte „Das Gemälde" bitter jenen „Afterphilosophen und Barbaren" getadelt, der sich herzlich freut,

„. .... wenn er so glücklich war,
Dem armen Nächsten seinen Glauben,
Und seine Seelenruh zu rauben,"

so hat er selbst sein Leben lang nach Art der Stürmer und Aufklärer, nach Art des aus Frankreich kommenden in Götz concentrierten Freiheitssturmes, sich die ärgsten Invectiven gegen

Hof und Adel, Kirche und Clerus geleistet. Das schärfste in dieser Art ist wohl, wenn er 1795, also nachdem er 10 Jahre lang die heikle Stellung in Prag eingenommen hat im Berliner „Archiv der Zeit" eine Erzählung „Woran man sich nicht gewöhnen kann" veröffentlicht, in der in den herbsten Worten von dem „schlechten Streich" eines Mannes gesprochen wird, der „des lieben, zeitlichen Vortheiles willen" katholisch geworden ist und in der außerdem in absprechendster Weise katholische Priester geschildert werden.

Des Opportunismus kann man Meißner also nicht beschuldigen. Und was hat er sonst alles gegen die oberen Zehntausend zu sagen gewußt! Seine Angriffe richten sich gegen Fürsten und Höflinge, gegen Zeloten und Pfaffen, gegen Junker und Adel, gegen Minister und Würdenträger; er greift diese Gesellschaftsclassen Zeit seines Lebens an und bringt neben vielem Tirabenhaften und Conventionellen auch manche Mahnung zu wirklicher Aufklärung und echtem Freisinn vor. Mit Lessing ist ihm „Tyrann und Schmeichler" das schlimmste unter allen wilden und zahmen Thieren. In der Jugend ist er natürlich am radikalsten. „Haben nicht der Fürsten Töchter auch ein Herz?" fragt er (V, 93). Er beglückwünscht (VII, 130) das Land, wo der „Tyrann" nur starke Mahlzeiten, nicht aber seiner Unterthanen Schweiß und Gut zu verdauen pflegt; es ist ein seltener Fall (VIII, 213), daß ein fürstliches Gemach sich eines wahren empfindsamen Schauspieles rühmen kann, es gibt überhaupt nur wenig gute Fürsten (VIII, 214), das gewöhnliche fürstliche Mitleid besteht im Verlachen der leidenden Unterthanen (X, 117); sprichwörtlich ist der Undank der Könige (XII, 64); der Besuch einer Kirche ist ein seltenes Ungefähr bei Fürsten (vgl. Bürgers Raubgraf); ein Pastor wird pensioniert, weil er im Kirchengebete zu wenig vom „durchlauchtigsten Fürsten" spricht (XII, 291); bei Hofstellen sieht der Fürst mehr auf Reichthum, als auf Befähigung (XII, 339) u. dgl.; kurz, der Autokrat der 80er Jahre, wie wir ihn aus der Louise Millerin und der Emilia[207]) kennen und wie er von Schubart zuerst gezeichnet ist. Noch schlimmer sieht es mit dem Höfling, dem Minister

und ähnlichen Würdenträgern aus. Höfe, das lehrt die Parabel „Der Springbrunnen“ (VIII, 215) sollen ganz gemieden werden; denn für einen redlichen Mann ist dort der rechte Boden nicht. Der Höfling selbst ist immer ein Marinelli; er liebt nicht den Menschen in seinem Herrn, sondern nur den Fürsten (VIII, 176); er schmeichelt dem „fürstlichen Dummkopfe“ (!), bis dieser sich für den klügsten im Lande hält (XIII, 111); nichtige und unwürdige Spielereien, wie das Steigbügelhalten, bilden seinen Ehrgeiz (IV, 194), das „von“ macht die „Dickköpfe zu Säulen des Staates“ (IX, 83), eine Ansprache des Fürsten, ein nichtssagendes Lob der Fürstin macht den adeligen Sclaven so stolz, daß er den Redlichen, der nicht das hohe Verdienst von sechzehn Ahnen besitzt, übersehen zu dürfen glaubt (XXXII, 160); alle Throne umfließt ein Sykophantenstrom (VIII, 248); nicht wahre Verdienste, sondern die Rettung des Schoßhündchens einer fürstlichen Maitresse ebnen den Weg zur Marschallswürde (VIII, 284 ff.); die verderbtesten der Menschen sind die Höflinge, doch vermag zuweilen wahre Tugend „selbst *sie* zu bewegen“ (X, 60) u. s. w. Dem Minister und sonstigen Staatsmanne werden folgende Eigenschaften aufgehalst: er ist feige und verkriecht sich bei jedem Lärm im Vorgemache (XI, 211); er spricht nur in den seltensten Fällen in schonendem Tone, wo er befehlen könnte (XII, 305); seine Stellung hat er durch die erbärmlichste Vettern- und Muhmenwirtschaft erreicht (IV, 32), äußerst selten hängt ein Staatsmann und Hochadeliger mit Herzlichkeit an einem Bürgerlichen (XXX, 280). Noch schlimmer kommt der Junker weg. Spott über Geburt und Abstammung zählt zu den täglichen Redensarten dieses „edlen Pöbels“ (X, 64); Ungezogenheit gegen Niedrigstehende, z. B. gegen Juden, gehört zu seinen Lebensgewohnheiten (XII, 251); sobald die Junker sehen, daß man die Rücksicht gegen ihre hochadeligen Köpfe und Rücken bei Seite setzt, machen sie's wie die Minister und nehmen Reißaus (X, 125). Der adelige Gutsherr geht auf den Fang hübscher Bauernweiber aus; auch da kann er das spöttische Lächeln des „Hochwohlgeborenen“ nicht verleugnen; er schlemmt — dies ist ein oft wiederkehrender Zug —

Chocolade in Menge, liest schlüpfrige französische Romane und sinnt nach, ob er Hasen hetzen, unthätig auf dem Pferde liegen, L'Hombre spielen oder eine Kupplerin aufsuchen solle; dabei schreckt er vor Ehebruch, Nothzucht und ähnlichen Verbrechen, die gewöhnlich der teuflische Vertraute ausbrütet, nicht zurück (XII, 115 ff.); Mitleid für niedere ist ihm ganz fremd (XII, 251); wegen des unverschuldeten Umstehens eines „Jagdpudels" wird der unglückliche greise Diener an die Luft gesetzt (XV, 38); kaum glaubt der „Mann vom Stande", daß der Körper eines Bürgermädchens (die Rede ist freilich von einer Soldatenbirne) dem einer vornehmen Dame an Schönheit gleichen kann u. dgl. m. Daß auch Pfaffen und Zeloten nicht leer ausgehen dürfen, ist selbstverständlich. Schon die Quartalschrift (II. J. 3. Qu. 2. H. S. 1) bringt eine ganz wirksam satirisch gefärbte Ode an die Leichtgläubigkeit, in der es scharfe Hiebe gegen jenen Priester absetzt,

„. . . . . Dessen Geistes Auge weiblich überkleistert,
Wenn er Ketzereien auf zehn Meilen spürt;
Wenn er jeden, der nicht glaubt, wie seine Väter
Mit des Bannes Fluche, zu der Uebelthäter
Scharen in der Hölle Brudel einquartiert."

Viel, vielleicht zu viel hat Meißner aber in seinen letzten Prager Jahren in dieser Richtung geleistet; bedenkt man seine dortige Lage, so wird man die im Romankalender 1803 enthaltene Anekdote von St. Dominicus und dem Teufelchen[208]) wohl ziemlich stark finden und sich nicht wundern, wenn ihm die Sympathien seiner geistlichen Kollegen versagt bleiben. Ernster verdient Meißner mit seinem Kampfe gegen die mittelalterliche Tortur genommen zu werden. Er hat besonders in Sonnenfelsischem Geiste in seinen Kriminalgeschichten wacker gegen diese Unmenschlichkeit gekämpft und viel Zustimmung gefunden.

Recensenten und Publicum.

Den verhältnismäßig zahlreichen, erfreulichen Zügen in Meißners Charakter stehen eine Reihe von minder günstigen Eigenschaften gegenüber, die aber alle auf ein und dieselbe

Quelle zurückzuführen ſind. Seine maßloſe ſchriftſtelleriſche Eitelkeit, ſeine daraus reſultierende beſtändige Empfindlichkeit iſt es, auf welche die meiſten ſeiner Fehler ſich zurückleiten laſſen: ſeine Eitelkeit als Menſch, ſeine Kriecherei nach unten, ſeine Nachgiebigkeit gegen den derben Geſchmack des Tages, ſeine Knauſerei gegen Verleger und Drucker, ſeine bis zur Ungezogenheit geſteigerte Gereiztheit gegen Leſer und Kritiker, ſeine Aufdringlichkeit, ſobald er ſich dadurch zu fördern ſuchte, ſein Mißtrauen gegen alle und alles u. ſ. w. Zu böſen Streichen hat ihn ſeine Autoreitelkeit verführt. Wir haben gehört, wie unverblümt er von Nicolai gegen gewiſſe Gegenleiſtungen eine gute Recenſion ſeines Alcibiades verlangt hat, wir beſitzen Briefe an Bertram, den Herausgeber der Litteratur- und Theaterzeitung noch aus der Dresdner Zeit, wo er ohne alle Umſchweife eine mit Einſicht und Unparteilichkeit verfaßte Anzeige ſeines Alcibiades verlangt und ohne ſonderliche Entrüſtung den Antrag Bertrams, die Recenſion doch ſelbſt zu ſchreiben, ablehnt;[209]) wir kennen den Eifer und die Haſt, mit denen er alle ad maiorem gloriam abzielenden Anträge angenommen hat, mögen ſie ſich nun auf die Theilnahme an einer Anthologie oder auf die Reproduction ſeines Bildes in einer Litteraturzeitung beziehen,[210]) wir wiſſen ferner ſchon aus ſeinem Verkehre mit Nicolai, was er alles gegen minder wohlwollende Recenſenten zu ſagen und zu thun im ſtande war. Aber nicht nur die Nicolai'ſchen Lohndiener, ſondern die geſammte Kritik, ja auch das Publicum hat viel zu hören bekommen, ſo fern es ſich nicht ganz nach den Meißner'ſchen Wünſchen betrug. Mit deutlicher Bürger'ſcher Reminiscenz verachtet er ſchon 1779 den „Troß aus der Pfennigſchänke," die gewöhnlichen Kunſtrichter, deren ganze Stärke im Bezweifeln und Einreißen beſteht (II, 12); Tadeln iſt ja das leichteſte Ding und ſo wimmelt Deutſchland von lauter Knaben, die da richten wollen und kaum reden können (II, 235), Jünglinge die richten „zehn Wochen nach Verlaſſung des löblichen Gymnaſiums."[211]) Ergrimmter Kritikaſter Flüche wirken ſchmerzhaft auf ſein armes Hirn (V, 272, erſchien 1783). Der Gedanke, daß Tadeln leicht, beſſer machen aber ſchwer ſei,

muß ihn besonders gefallen haben; er kehrt beständig wieder. Eine drollige Selbsttäuschung macht sich bemerkbar: daß er den Kritikern wehrlos gegenüberstehe und sich nie herbeilasse, ihnen zu antworten, daß er dem Manne, der wahre Fehler „bescheiden tadelt", stets dankbar sei u. dgl. Aber nicht nur die Kunstrichter — vor denen er ehrfurchtsvoll seinen Hut vom Scheitel nimmt (VI, 3) — sondern auch die Leser, die nach der Allgemeinen deutschen Bibliothek vornehmlich Leserinnen sind, bekommen reichlich Unhöflichkeiten zu hören, besonders wenn sie sich gegen die ziemlich laue Moral Meißners auflehnen. Sonst werden sie ja gewöhnlich der bösen Kritik gegenüber als die „besseren Menschen" angeführt, die die Meißnerschen Unternehmungen zu schätzen und zu stützen wissen. Flugs werden die Ausstellungen seiner Leser aber „Sittensprüche der Tartüffe", denen seiner „Feder Scherze" viel zu frei, sie nehmen es übel

„. . . . . ach! Die gute Donne!
Daß Aspasia nicht eine Nonne,
Alcibiades nicht selbst ihr Buhler sei!"

(V, 273). Sie vergessen die stattlichen Geweihe,

„Die zur Ahnenprob' in ihrer Ehstandstreue
oft ihr Herr Gemahl in seinem Torus fand!"

Schlimmer aber noch sind

„. . . . . jene unberuf'nen Richter
Die mir weisen, wo ein Jota fehlt,
Deren rostige, bestäubte Feile,
Deren Mündlein mich bei jeder Zeile
Mit dem Dictum: Ach, so schrieb kein Gellert! quält!"

Das Auffallendste ist aber, daß dieser ganze Entrüstungssturm einzig auf ein paar kühlen Recensionen der Allg. d. Bibl. basierte; denn alle anderen kritischen Organe, die sich mit Meißner befaßten, haben, nicht ohne sanfte „Animierung" von seiner Seite, nur in den höchsten Tönen von „einem der besten Prosaisten", dem „classischen Geschichtsschreiber", dem „beliebtesten Volksschriftsteller", der sich „des Beifalls der Nation erfreut", gesprochen und so weit wir Einsicht nehmen konnten,

in keiner Weise auch nur das ruhige Urtheil der Allg. d. Bibl. erreicht. Auch über seine Leser hätte er Ursache gehabt, in recht dankbarer und milder Weise zu urtheilen; sie haben ihm die Möglichkeit gegeben, seine größeren Arbeiten in zwei bis drei Auflagen erscheinen zu lassen, und ihnen hat er es zu danken, wenn seine Romane und Skizzen ins französische, dänische, holländische u. s. w. übersetzt worden sind. Aus dem Kreise seiner Berufsgenossen ist ihm schon in frühen Jahren eine Auszeichnung zu theil geworden: eine 1782 in St. Petersburg erschienene ziemlich gute Uebersetzung des „Decamerone" Boccaccios ist Meißner gewidmet. Wollte damit der anonyme Verfasser den vorzüglichen Uebersetzer ehren, so hat diese Dedication ihre Berechtigung gehabt. Wir fürchten aber, daß diese Ehrung dem „Skizzenmeißner" also gewissermaßen einem, dem Boccaccio congenialen Novellisten gelten sollte, und da können wir sie höchstens in dem Sinne annehmen, wie es Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtung, 5, 22) thut, wenn er nämlich den Meißnerschen Skizzen den gereimten Erzählungen Pfeffels, Nicolays ꝛc. gegenüber dieselbe Stellung einräumt, wie sie der Decamerone im Vergleich zu den gereimten Fabliaux eingenommen hat.

Meißners Stellung zu den einzelnen litterarischen Schulen. Zwiespalt.

Anschließend an den vorhergegangenen Charakterüberblick und die in den nächsten Abschnitten folgende litterar-historische Würdigung, soll hier in knappen Worten die Stellung gezeigt werden, die nicht Meißners Production, sondern seine Person in der Litteratur eingenommen hat. Und da ist nun der interessante Fall wahrnehmbar, daß in seiner Jugend, etwa bis 1780, beide in directem Gegensatze stehen. Das heißt die Litteraturrichtung, an die er sich äußerlich aus guten Gründen gern anschmiegen möchte, hat mit seinem Schaffen und Wirken kaum etwas zu thun; und die Männer, in deren Geiste er schreibt und denkt, werden von ihm öffentlich mit Vorliebe übel behandelt. Dieser Zwiespalt, der bis herab zur Sprache und

Orthographie geht, währt zeitlich ja nur kurz und die Klärung tritt bald ein, aber er ist charakteristisch für den Mann selbst. Wir würden diese Zwitterstellung nicht begreifen, wenn wir uns nicht über seinen Charakter klar geworden wären. Das freundliche Entgegenkommen Boies ebensowohl, wie die kühle Haltung der Allg. d. Bibl. mag ihn veranlaßt haben, sich — bis zu einer gewissen Altersgrenze — immer und überall als den Verfechter des Göttinger Haines aufzuspielen. Wir kennen schon die mannigfachen Beziehungen, die ihn mit den meisten der Mitglieder und Beschützer des Haines verknüpfen; wir wissen von seiner lebhaften Thätigkeit beim „Museum", und werden von seiner Theilnahme am Musenalmanach noch hören. Was Wunder, wenn Meißner alles daran setzt, auch äußerlich zu dieser so förderlichen Gesellschaft zugehörig zu erscheinen. Er hat, zumal in frühen Gedichten, dem Bundesheiligen Bürger und dem hochangesehenen Mitgliede Martin Miller eifrig Lorbeerkränze gewunden und zu wiederholten Malen jene geschmäht, die sich mit „Franzenwitz und Wälschentriller" lieber abgeben, als sich an Bürgers oder Millers Gesängen zu erbauen. (V, 195, 224, 232, 240). Er verfehlt nicht, Gotter als das Muster eines Uebersetzers zu rühmen (II, 7); von Seite der Uebersetzung hängt er übrigens, wie schon erwähnt, am engsten mit den Göttingern zusammen. Er macht den Klopstock-Enthusiasmus mit und freundet sich an die eng verbündete Bardenpoesie an. Er macht auch die gemeinsamen Antipathien mit; schmäht, gegen seine innerste Ueberzeugung, auf Französierendes und Wälsches, ist auf Gellert schlecht zu sprechen (V, 274), ja widmet ihm gar eine eigene „Skizze" (X, 287),[212]) in der die traurigen Folgen der Lecture Gellert'scher Fabeln in so pathetischer Weise geschildert werden, daß selbst die zeitgenössische Kritik ihr Lächeln kaum verbeißen konnte. Ja, in seinen jüngsten Jahren und lange vor Abfassung des Alcibiades beeilt er sich, selbst an der Verbrennung Wielands durch die Göttinger theilzunehmen, Wielands, dessen großen Einfluß auf Meißner wir werden nachweisen können, und als dessen Schüler er noch heute in den Litteraturgeschichten gilt.

Schon 1778 ist ihm Wielands Charakter „mehr zuwider, als ein Extract von Chinarinde" und er plant mit jugendlicher Ueberhebung die Gründung eines neuen „teutschen Merkur" um den Wieland'schen zu Grabe zu läuten; zum Verleger wünscht er keinen anderen, als den berüchtigten Schwickert. Mit Recht aber bezweifelt er, einen genügend starken Stamm von Mitarbeitern zusammenbringen zu können.[213]) Zur selben Zeit nennt er in der gegen Gellert gerichteten Anekdote Wieland unter jenen ganz unsittlichen Autoren, von deren Lectüre völlig abzurathen sei; und in der im gleichen Jahre erschienenen Uebersetzung von Destouches' „Glorieux" wurde eine eigene Stelle, die im Originale ganz fehlt, eingelegt, um den „grenzenlosen Stolz des Verfassers der Rosamunde zu beklagen, der ein kläglicher dramatischer Dichter sei und jetzt auch noch einer von denen, der die Kritik am meisten entweihe." Und warum der Zorn? Weil der Teutsche Merkur, der sich sonst doch blutwenig um Meißner gekümmert hat, 1778 ein wenig über Meißners Vorsatz spöttelt, eine Dramatisierung des „Caesar" aufzugeben,[214]) um Goethe, der im Rufe stand ein ähnliches Thema zu bearbeiten, nicht zu stören. Hinc illae lacrimae! Deshalb entweiht Wieland die Kritik! Auch muß sich Wieland 1779 von dem 26jährigen Collegen gute Lehren über seine Uebersetzungen geben lassen: es sei höchst erbaulich, (IV, 139) daß Wieland in der Shakespeare-Uebersetzung Scenen auslasse, weil sie ihm nicht gefielen; es sei ein Glück, daß Eschenburg diese Fehler nachgeholt habe. „Denn wir verlangen nicht Shakespeare wie ihn Wieland, sondern so wie ihn die Natur gebildet, zu sehen." Glücklicherweise hat Meißner diese Albernheiten bald fallen lassen und schon 1783 ist Wieland, vielleicht infolge des Verfassers des „Teutschen Merkur," vielleicht wegen Meißners Alcibiades-Arbeiten zum Flügelmanne Bürgers vorgerückt. (V, 240.)

Eigenthümlich ist es dabei zu beobachten, wie oft ihm seine eigentliche Natur im Stiche läßt und wie oft er, ohne es zu ahnen, die Geschäfte des so arg befehdeten Herausgebers des kleinen feinen Almanachs besorgt, wie oft er die An-

regungen des „mißachteten" Wieland ausführt, ja sogar, wie besonders Gervinus mit Recht hervorhebt, der Fahne des mit obligater Geringschätzung behandelten Gottsched [215]) und der von ihm gepflanzten sächsischen Aufklärungslitteratur folgt. Wie kann man es anders nennen, wenn er im gleichen Jahre und in derselben Skizzensammlung, welche die Göttingisierende Anekdote gegen Gellert bringt, eine eigene nach Engelscher Manier gearbeitete Parabel gegen Herder und die Sprache der Originalgenies von Stapel läßt, wenn er es ironisiert (VI, 270), daß über die deutschen Landsleute jener Enthusiasmus gekommen sei, der sie alles vor 1770 geschriebene mit verächtlichem Blicke betrachten lasse, der in der Deutlichkeit das sicherste Merkmal eines seichten Kopfes erblicke und deshalb „den Periodenbau um die Hälfte verkürze und der Prosa sowohl, als der Dichtkunst einen gewissen Anstrich von Rauhigkeit gebe, den man nun Männlichkeit nenne." Vor allem sei da ein berühmter Verfasser philosophischer Schriften dessen Namen mit H* anfange. Was werden aber erst die Göttinger Freunde und der große Bürger gesagt haben, als sie die gleichfalls 1779 erschienene Vorrede zum Destouches für Deutsche lasen, die stark an Adelung und sein den Sachsen gespendetes Lob, stark an Knigge, Hermes und die andern Hasser des furor anglicanus erinnert? (II, 21). Was mußten sie von der schmachvollen Unbeständigkeit und dem Unverstande der Deutschen zu hören bekommen, denen heute nichts gefiel, als was französisch war oder aus dem französischen kam, und die morgen, kaum daß sie über einige Schwächen der französischen Kunst belehrt waren „sofort aus der anderen Seite ausschweiften." Gleich sah man nun statt „Sommersprossen Narben," statt Göttinnen Bauerndirnen".

„Shakespeare, Shakespeare! sumste es von allen Ecken her. Nur Schade, daß man dann, wenn man dieses Heer von Sumsern etwas genauer betrachtet, für eine Biene, die Honig zu sammeln versteht, tausend unnütze Wespen darunter findet." Merks Göttingen! Er selbst aber wird die Biene sein, die es versteht, Honig zu sammeln und er wird bei aller Ver-

ehrung für das englische Charakterdrama niemals des trefflichen französischen Lustspieles vergessen. Auf diesen Eklekticismus ist er sehr stolz, er hat ihn schon in ganz jungen Jahren vertreten und ihn gern als Auskunftsmittel gewählt, wenn er nirgend anstoßen wollte. Schon im Jahre 1777 im 7. Theil des „Taschenbuches für Dichter und Dichterfreunde" (S. 72 vgl. V, 139) erscheint die Epistel an Herrn R., die strenge Revue über die zeitgenössische Litteratur hält. Die mildere Qualität der Barden wird naserümpfend constatiert, das Kokettieren des „Pöbels von edlem und niedrigem Blute" mit dem „tändelnden Franzen" gerügt, die falsche Antike, die Agathon, Idris und Amadis, die Wielands wollüstige Grazienphilosophie gezeitigt, wird verspottet, die Thränen- und Blutseligkeit der ersten Wertherperiode ganz gut persifliert, den Bode, J. G. Gellius, Schummel wird in Thümmelscher Manier versichert:

„Eh' wirds zu Kamtschatka im Wintermond blitzen
„Eh' sie nur ein Fünkchen von Sterne besitzen."

Den Preis verdient nur,

. . . „wer friedlich das Leben durchschlüpft,
„Nicht schneckengleich kriechet, nicht taumelvoll hüpft,
„Von jeglicher Schönheit die Blumen sich pflückt.
. . . . . .
. . . „die Hoheit in Werthers Gemälden erkennt,
„Deß Seele für Danae willig entbrennt,
„Der segnend den friedlichen Yorik durchliest
„Doch keins von den dreien sein Schattenbild ist."

Einen ähnlichen Gedankengang verficht er, schon bedeutend geklärter, in der IV. Sammlung der Skizzen 1782 (vgl. V, 142), wo er des Volkes spottet, dessen Dichter heute schäferhaft lispeln und morgen barbenmäßig donnern, heute slavisch unter der fesselnden Formelhaftigkeit schmachten, morgen in wildester Ungezwungenheit toben, an einem Goethe nur die Sprünge, an einem G(ötz) nur die Unregelmäßigkeit preisen. So kommt er allgemach zur Klarheit und Gesundheit. Schon die XI. Abtheilung des „Taschenbuches für Dichter und Dichterfreunde" (vgl. V, 221) bringt das erste Anzeichen. Ohne Heuchelei und Gezwungenheit, ohne Schimpf und Gehässigkeit wird das deutsche Volk

und namentlich das deutsche Weib gepriesen, das sich durch den Wust des Hyperhumanismus des 17., durch die Verwälschung des 18. Jahrhunderts hindurch gearbeitet hat zu seinem Goethe, seinem Lessing, seinem Bürger! Nun beginnt der Zwiespalt in Meißners Brust allmälig zu heilen; nun ist er dort, wo er hingehört. Die Liebe zum „Stolz Lusatiens," den Deutschlands „einstimmiger Ruf für seinen ersten Dichter erklärte", zum „großen, großen Lessing, der mit ihm aus einem Samen", dessen Namen er selbst im tollen Drangjahre 1779 hochgehalten und für den er (X. Abtheilung des „Taschenbuchs für Dichter und Dichterfreunde", vgl. V, 115) damals die Worte gefunden:

„Er kam, da dämmert' es in Deutschland.
„Er sprach, — da ward es Licht.
„O Muse, die du Deutschland liebst!
„Laß, wenn er künftig schweigt
„Es nicht von neuem dämmern!
„Nicht unf'rer Dichtkunst Tag
„Mit seinem Tag entflieh'n!"

— diese Liebe hat ihm endlich den rechten Weg gewiesen.[216]) Wir haben oft gesehen, wie stark die Lessing'sche Tendenz und Manier auf Meißner eingewirkt haben; und in den folgenden Abschnitten werden wir deutlich erkennen, daß von deutschen Arbeiten keine die Meißnersche Thätigkeit mehr beinflußt haben, als: Goethes Götz, Wielands Agathon, Bürgers Gedichte und Lessings Nathan und Emilia. Meißner wird sich uns als Schriftsteller darstellen, der mit Musäus und Müller aus Itzehoe in die Nicolaischen Kreise gehört, auf den aber eine Reihe von Einflüssen, wie die der Stürmer und Originalgenies, der Göttinger und Wielands hervorragend eingewirkt haben.

II. Abſchnitt.

Romane und Biographien.

1. Der Roman.[1])

Meißner hat zwei Gattungen des Romanes gepflegt: den hiſtoriſchen und den bürgerlichen Roman. Der hiſtoriſche Roman des 18. Jahrhunderts iſt ein Ausläufer des culturellen Romanes des 17. Jahrhunderts, der es ſich zur Aufgabe gemacht hatte, eine möglichſt ausgedehnte Fülle von Kenntniſſen ſeinen Leſern beizubringen. Wir wiſſen, daß einzelne dieſer Romane im 18. Jahrhundert noch wohl bekannt waren, daß beiſpielsweiſe der junge Goethe Lohenſteins vielbändigen Arminius zu ſeiner Lectüre gezählt hat. Die erſte Hälfte des 18. Jahrhunderts hat das Epos auf Koſten des Romanes ſtark in den Vordergrund geſtellt. Als der hiſtoriſche Roman in den ſechziger Jahren wieder auftritt, hat er eine Wandlung durchgemacht: er iſt nicht mehr archaeologiſch, er iſt didaktiſch geworden, er iſt in den Erziehungs- und Entwickelungsroman übergegangen. Das gelehrte Localcolorit iſt in den Hintergrund getreten, an deſſen Stelle tritt die Tendenz. Wieland, der Hauptvertreter des hiſtoriſchen Romanes, vernachläſſigt das Coſtume nicht ohne Abſicht. Der Roman iſt ihm didaktiſch in dem Sinne, als er ſeine eigenen Ideen, ſeine Grazienphiloſophie, lehren ſoll. Das Coſtume iſt mehr Mittel zum Zwecke. Das Intereſſe an der Geſchichte als ſolche, ohne weitere höhere oder andere Zwecke, wird durch den Götz neu angefacht. Man begnügt ſich, die

nähere und weitere Vergangenheit abzuschildern; man thut sich etwas darauf zu gute, wahr zu sein, man verwahrt sich dagegen, seinen Helden besser gemacht zu haben. In streng historische Partien werden Theile eigener Erfindung eingefügt; die Grenze zwischen Roman und Geschichte wird, wie im 17. Jahrhundert, eine fließende. Einer der ersten, der in dieser Art arbeitet, ist Meißner; ihm schließen sich die Fessler, Schlenkert, Schmieder, Cramer, Albrecht in ihren historischen Romanen aus allen Zeitaltern an. Tieck hat noch 1799 im „Zerbino" („in der Mühle") diese Schule verspottet und hervorgehoben, daß besonders „Maysner", der so lange im „Apoll geruht", nicht mehr in der Mode sei.

Schon sehr früh, im 17. Jahrhundert, haben sich aber neben dieser gelehrt historischen Richtung Schriftsteller geltend gemacht, die nicht mehr über „Fürsten und Narren" schreiben, sondern mehr bei ihresgleichen verbleiben wollten (Christian Weise). Im 18. Jahrhundert, das durch den von Lessing und Goethe unternommenen Schritt ins bürgerliche Leben, für diesen Stoffkreis empfänglich war, haben die Nachahmer Richardsons die Stellung des bürgerlichen Romanes in unerwarteter Weise gefestigt und zugleich eine neue Gattung eingeführt: die Entwicklungsgeschichte.

Eine ungeheuere Flut von Romanen, die, in größerer oder geringerer Abhänglichkeit von Richardsons „Clarissa" und „Pamela", die Entwicklung einer einzelnen Person behandeln, bricht herein: Die „Zweiten Grandisons" und „Antipamelas", die „Amalien" und „Charlotten" werden Legion. Bald geht man einen kleinen Schritt weiter: an Stelle der einzelnen Personen werden ganze Familien und ihre Schicksale behandelt, denn, wie Musäus (Allg. d. Bibl. 42, I, 96) boshaft bemerkt, „von einer ganzen Sippschaft läßt sich allerdings mit leichterer Mühe ein Buch ausfüllen, als mit dem Leben und den Thaten eines einzigen." Eins der ersten Bücher dieser neuen Erzählungsart, die gleichfalls bald in hellen Haufen anschwoll, ist die 1779 erschienene „Familie Frink" Meißners.

Das Ende der siebziger Jahre hat, gewiß nicht unbeeinflußt

durch die Unterredungsform in Wielands „Araspes“ und „Diogenes“, eine Kunstform gezeitigt, die im Kreise einiger junger sächsischer Romanschreiber (Hase, Meißner, Cramer, Thilo u. a.) mit Vorliebe angewendet wurde, zunächst nur für den historischen Roman galt, bald aber für beide Gattungen Anwendung fand. Es ist dies der dialogische Halbroman, oder, wie Meißner sagt, die dialogische Geschichte, eine zwischen dem Ritterschauspiele, das seit Götz in vollster Blüte stand, und dem historischen Romane die Mitte haltende halb dramatische Form von ziemlicher Dehnbarkeit, unter der man Verschiedenartiges verstand und in die man Verschiedenes hineinpreßte. Das eine mal, wie beim Meißnerschen Johann v. Schwaben, finden wir ein Ritterschauspiel in optima forma, das aber angeblich nichts sein soll, als ein solcher „dialogierter Halbroman“ und beileibe nicht den „stolzen Gedanken“ erwecken soll, als sei es für die Bühne geschrieben. Ist das Buch in Auftritte und Acte „zerschnitten“, so geschieht dies nur, um den Lesern, nicht aber, um den Zuschauern Ruhepunkte zu weisen. Der Halbroman dieser Gattung ist also ungefähr das, was wir heute ein Buchdrama nennen. Das anderemal, wie in der ursprünglich als „Skizze“ erschienenen Bianca Capello ist der Hauptroman ein in continuirlicher Rede erzähltes Prosawerk, in dem die Personen mit Vorliebe redend eingeführt, dazwischen aber durch bogenlange Reflexionen des Verfassers unterbrochen werden; dann wird das Dialogieren gar als Kunstmittel der poetischen Darstellung der ohnmächtigen „Schilderung“ gegenüber erklärt (XVII, 79).

Diese ganze Manier, deren Häßlichkeit in die Augen springt, entstammt gewiß theils der Unfähigkeit zu componieren, theils dem Versuche, die Anziehungskraft des Ritterdramas und des historischen Romanes zugleich in sich zu vereinen. Sie ist zeitlich und räumlich beschränkt geblieben und kehrt nur hin und wieder in den späteren Romanen der Stürmer (Klinger, Giaffar und Faust) zurück. — Neben den angeblich frei concipierten oder auf gelehrten Forschungen beruhenden Romanen hat Meißner auch zwei eingestandene Uebersetzungen geliefert.

Die Ueberſetzung von Romanen aus fremden Sprachen iſt in unſerer Litteratur ſchon ſeit dem 12. und 13. Jahrhundert von Bedeutung. Sie erhebt ſich im 15. und 17. Jahrhundert zu anſehnlicher Höhe; erſt ſind es deutſche Fürſtentöchter, dann die verſchiedenen Geſellſchaften, wie die Pegnitzer und die fruchtbringende, die ſich der Ueberſetzung von Romanen mit großem Eifer annahmen. Ganz enorm iſt die überſetzeriſche Thätigkeit in der Romanlitteratur des 18. Jahrhunderts, beſonders ſeit der Einwirkung Richardſons, an die ſich der Cultus Fieldings und Sternes raſch anſchloß. Abgeſehen von den Richardſonüberſetzungen (50er Jahre), den Fieldings-, den Smollet- und Sterneübertragungen (60er und 70er Jahre), die meiſten von mehreren Verfaſſern und in häufigen Ausgaben, wurde aus dem Engliſchen mit Vorliebe Goldſmith überſetzt. Von den Franzoſen waren es Scarron,[2]) Le Sage,[3]) Voltaire,[4]) Crebillon,[5]) Marivaux,[6]) Rouſſeau,[7]) Marmontel,[8]) von den Spaniern beſonders Cervantes, deſſen Don Quixote ſchon ſeit dem 17. Jahrhundert in Deutſchland bekannt war und ſeit Bodmers „Betrachtungen" eine Anzahl von Ueberſetzungen, darunter die bekannte von Bertuch (1775—77) zu verzeichnen hatte; dazu die bekannteſten picariſchen Romane der Spanier, unter ihnen der durch Moſcheroſch berühmt gewordene Quevedo, bilden nebſt einer ganz unglaublichen Anzahl von Romanen niedrigſter Gattung, meiſt aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen genommen, die Hauptfrüchte der Romanüberſetzung des 18. Jahrhundert.

a) Der bürgerliche Roman. Die Geſchichte der Familie Frink.

Die „Geſchichte der Familie Frink", gleichzeitig mit der erſten Sammlung Skizzen erſchienen, bildet die Einführung Meißners in die erzählende Litteratur.

Ausgabe.

Die Familie Frink iſt 1779 zu Leipzig in der Buchhandlung von Friedrich Weygand in einem ſtattlichen Octavbande von 399 Seiten ohne Nennung des Autors herausgekommen;

die im Titel versprochenen „Kupfer" fehlen in einigen Exemplaren.

In den gesammelten Werken ist der Roman in zwei Erzählungen „Ehebruch aus Liebe" und „Karl Winek" zerlegt (XII, 103–348), „da beide Erzählungen nur durch einen dünnen Faden zusammenhängen und den Leser durch ihre geschlossene Form befriedigen sollen." Geändert ist fast gar nichts: blos die B. in S. datierte und A. S-z. gezeichnete Vorrede ist weggelassen. Im ersten Buch ist die Einteilung in 14 Abschnitte aufgehoben, weiter ist nichts geändert; das zweite ist mit dem Titel „Karl Winck" oder „Liebe und Freundschaft" versehen, und die sechs Abschnitte sind in einen zusammengezogen worden; ferner sind die an die Geduld der Leser gerichteten Excurse weggelassen worden. Das angehängte Druckfehlerverzeichnis blieb unberücksichtigt. Die Vorrede erklärt, der Verfasser sei ein Neuling, der zum erstenmale in den Kreis der Leser trete und er habe sich nach keinem der Modeautoren wie Miller, Hermes oder die La Roche, gerichtet; die Kritik möge nicht vorschnell urtheilen, denn manches, was hier nur episodenhaft erscheine, sei der Grundpfeiler künftiger Begebenheiten; formell wendet er sich gegen die ausführlichen Fieldingschen Capitelüberschriften.

Inhaltsangabe.

Der Junker Franz von Elwingen besucht, erfüllt von der falschen Herablassung des hochnasigen Junkers, die Hochzeit seines redlichen Unterthanen Jakob Frink. Frink hat sich aus der nächsten Stadt ein Bräutchen geholt, das durch die Verführungskünste eines Elenden um den Ehrennamen einer Jungfrau gebracht worden war. Jakob hat den Flecken auf ihrer Ehre gekannt und sie doch zu seiner Frau gemacht. Der Edelmann beschließt sofort, auf das Täubchen Jagd zu machen. Wehrmann, ein verbummelter Student, ist sein böser Genius, der abscheuliche Pläne schmiedet, um die schöne Bäuerin zu Fall zu bringen. Er umschleicht die schöne und tugendhafte Dorothea; sie aber macht ihrem Gatten von den schamlosen

Nachstellungen Mittheilung; beide vereinigen sich nun, um den Junker zu einem vorgeblichen Rendezvous zu locken, woselbst der beleidigte Gatte erscheint, um eine dröhnende Standrede über Laster im Prunkgewande und Tugend im Bettlerkleide zu halten. Der Junker ist zerknirscht und auf dem Wege der Besserung, wird aber nur zu rasch durch den teuflischen Wehrmann von allen guten Vorsätzen abgebracht. Wehrmanns Helfershelfer, der Vagabund Georg, soll die Hütte Frinks anzünden, der Junker wird dann die Rolle des reu- und edelmüthigen Gutsherrn spielen und sich die Noth des Ehepaares zu Nutzen machend, sein Ziel erreichen. Elwingen ist erst entsetzt über diesen Plan, wird aber immer geneigter, bis er schließlich, wenn auch nicht seine Billigung, so doch die Worte ausspricht: Frage nicht, und rette mich, ohne mich künftig zu fragen (Emilia Galotti 1. Act, 6. Scene). Das Bubenstück wird ausgeführt, der Junker behauptet keinen Antheil an diesem Streiche zu haben und bringt im übrigen seine Wohlthaten in möglichst prahlerischer Weise an den Mann oder vielmehr an die Frau. Schon scheint es, als sollten all die bösen Anschläge an der wechselseitigen Opferwilligkeit und Unterstützungsfreude der wackeren Dorfbewohner scheitern, da verläßt Frink seine Häuslichkeit, die er bei mitleidigen Nachbarn gefunden, um von seinen Verwandten im nächsten Flecken Hilfe zu erbitten. Diese Gelegenheit benützt Wehrmann, um das verlassene „Weibchen" neuerdings zu beschwatzen. Abermals geht sie zum Scheine auf das Ansinnen ein, ja sie besucht sogar, kokett gekleidet, den „adeligen Buben". Eine neuerliche moralisierende Ansprache (der Junker nennt sie „ein verzweifeltes gottseliges Wischiwaschi") bewirkt aber nicht blos, daß der Verführer der Unschuld, der schon seit seinem 14. Jahre verdorben ist, von seinem Opfer abläßt, sondern daß er ihr sogar gegen einen bloßen Kuß die nötigen 20 Louis d'or vorschießt. Kein Wunder, daß Wehrmann über diesen Handel wütend und andererseits auch der gute Frink einigermaßen mißtrauisch wird. Er bringt dem Gutsherrn das Geld wieder; aber gerade die öftere Abweisung mehrt die Gier des Junkers.

Ein neuer Plan wird geschmiedet: Georg und seine Spießgesellen werden zu einer großen Komödie gedungen. Am letzten Abend, bevor der durch den Brand gänzlich verarmte Frink das Dorf verläßt, wird er von dem heillosen Georg ins Wirtshaus geschleppt. Hier haben sich die anderen Vagabunden in der Uniform von Werbern eingefunden und bereden den rasch Trunkenen, im Vereine mit Georg, der zum Scheine auch Dienste nimmt, sich anwerben zu lassen. Der Rest ist dann leicht zu erraten. Dorothea setzt alles in Bewegung, um den unglücklichen Mann wieder auszulösen (ein im bürgerlichen Schauspiele nicht seltenes Motiv). Elwingen stellt die bekannte Bedingung, deren Erfüllung ihn allein bestimmen kann, die nothwendige Summe vorzustrecken. Die Frau, deren Versuch, abermals durch schöne Worte den Junker zu besänftigen, von vornhinein abgeschnitten wird, fügt sich ins Unvermeidliche und ergibt sich dem Schändlichen. Drei Tage bleibt sie ein Opfer seiner Lüste und Frink wird befreit. Dorothea gesteht nach monatelanger Qual und Reue endlich ihrem Gatten in einem Briefe das Geschehene und ersticht sich sodann. Unter einem Vorwande lockt Frink den Gutsherrn in seine Hütte und stößt ihm vor der Leiche seiner Gattin das von ihrem Blute noch warme Messer ins Herz. Die Aerzte können nur noch mit Molièreſcher Wichtigthuerei den Tod des jungen Cavaliers constatieren — von dem entflohenen Mörder hat niemand mehr etwas gehört. Die vornehme Gesellschaft medisiert in herzloser und verleumderischer Weise über das Geschehene. Die hinterlassenen Kinder des Ehepaares werden von guten Menschen adoptiert, und zwar der jüngere, der Bastard des Junkers, von einem Pfarrer und Wilhelm, der ältere, der Sohn Frinks, von einem Herrn v. Nebra, einem edelmüthigen Aristokraten. An diese letztere Adoption knüpft sich nun ziemlich lose die zweite Episode des Romanes. Diese behandelt die selbst erzählten Schicksale eines Herrn Winek, eines Freundes des Herrn von Nebra. Winek, ein tiefer Charakter und dichterisch veranlagter Kopf, hat sich als ganz junger Mann mit einem gleichgestimmten Mädchen verlobt. Unglücklicher Weise geräth sein Vater, ein gerader

und freisinniger Geistlicher, durch die Ränke eines undankbaren, fanatischen Amtsgenossen und durch die Mißgunst der fürstlichen Maitresse bei dem schwachen Fürsten in Ungnade. Er selbst, der in den Staatsdienst zu treten strebt, wird vom Minister aufmerksam gemacht, daß er auf seine Braut Verzicht zu leisten habe, da sie der Fürst einem jungen Höflinge zu verloben wünsche. Am nächsten Tage empfängt er bereits den Abschiedsbrief der schon an den Nebenbuhler vermählten Geliebten. Gebrochen durch diesen Schlag vergräbt er sich in die Einsamkeit des Landlebens. Durch eine Botschaft seiner einstigen Braut wird er aus seiner Ruhe aufgeschreckt. Er eilt zu ihr und findet sie von einer scheußlichen Krankheit entstellt, der sie wenige Tage, nachdem sie seine Verzeihung erhalten, erliegt. Nun irrt er unstät durch die Länder, ist nahe daran, in Braunschweig eine Stellung zu bekommen, die er indessen nicht erhält, weil er ahnungslos ein Gedicht seines Protectors tadelt, trifft endlich in der Postkutsche den philanthropischen Herrn v. Nebra, befreundet sich mit ihm und wird, dauernd auf Hofgunst und Frauenliebe verzichtend, für immer sein Hausgenosse. Diesem Winek nun führt Nebra den kleinen Frink zu. Beide beschließen, für seine Zukunft zu sorgen und widmen ihn einer gelehrten Carrière. Damit schließt der 1. Teil der Familie Frink. Ein zweiter ist nie erschienen; wir können also nicht beurtheilen, in wie weit Karl Winek und seine Schicksale mit der Familie Frink zusammenhängen.

Stoff.

Stoff und Tendenz des Buches läßt sich am besten wiederum mit dem Schiller'schen Motto: In tyrannos! ausdrücken. Der ganze Fürsten- und Tyrannenhaß, der seit dem Erscheinen des Götz in der Luft lag, der von Frankreich, wo die kommenden großen Ereignisse ihre Schatten vorauswarfen, zunächst durch Rousseau eingeführt und von den Stürmern und Drängern aufgenommen wurde, ist in diesem Meißnerschen Jugendwerke angesammelt. Wie in dem 12 Jahre später erschienenen

„Giaffar" Klingers stellt sich uns in der Familie Frink die grausame Willkür eines Mächtigen gegenüber seinem Unterthanen dar, die selbst vor der Einmischung in die engsten Familienbande nicht zurückschreckt und unbedenklich die ihm Untergebenen der unmenschlichen eigenen Leidenschaft opfert. Besonders Rousseauisch ist auch die überall gepredigte Rückkehr zur Natur: die bäuerliche Gesellschaft ist, im Gegensatze zu den hohlen, verderbten und mitleidlosen Vornehmen, treu, nachsichtig, opferwillig, hilfsbereit, stolz und rein. Winek, den die städtische Gesellschaft mit ihren Ränken unheilbar verwundet hat, sucht das Landleben auf; der verderbte Edelmann wird weichlich und schwelgerisch geschildert: er verbringt seine Tage auf dem Sopha, ist verzärtelt in Speise und Lectüre, ergibt sich dem Müßiggange u. s. w. Protections- und Maitressenwirthschaft bildet auch hier einen wesentlichen Punkt. Eine weitere, den Sturm und Drang stark beschäftigende Frage ist in der Vorfabel gestreift, im Verlaufe des Romanes wieder aufgenommen und der Lösung zugeführt. Es ist die Frage von der Wiederherstellung der Ehre des gefallenen Mädchens. Die Stürmer und ihre Zeitgenossen haben diese Frage fast durchgängig verneint; der Fehltritt eines Mädchens bringt traurige Folgen, gewöhnlich ihren Tod mit sich (Wagner „Kindesmörderin", Lenz „Zerbino", Bürger „Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain", Sturz „Rede einer jungen Kindesmörderin", Schiller „Die Kindesmörderin", im Anschluß hieran noch Goethe im „Faust"). Meißner hat in aufklärerischem Sinne die fehlende Jungfräulichkeit Dorotheas bei ihrer Verheirathung nicht als Hindernis betrachtet; als jedoch das Weib abermals den Lüsten eines Bösewichtes zur Beute wird, bleibt auch ihr nichts anderes als der Tod. Den Gewohnheiten der Stürmer[9]) entspricht es ferner, wenn kleine Kinder redend und handelnd auftreten. Ganz auffallend aber ist der Einfluß Lessings und ganz besonders der Emilia.

Ein schwacher Edelmann, den der Verfasser selbst an mehreren Stellen mit Hettore Gonzaga vergleicht, entbrennt in heftiger Leidenschaft für eine niedriger stehende. Sein

ſchurkiſcher Günſtling (Wehrmann = Marinelli), der allen böſen Lüſten ſeines Herrn ſchmeichelt, entwirft teufliſche Pläne, das gewünſchte Weib in die Gewalt des Wüſtlings zu bringen. Der Herr iſt ſchwach genug, ſich vor ſeinem Gewiſſen dadurch zu ſalvieren, daß er es unterläßt, eine ausdrückliche Zuſtimmung auszuſprechen; als dann das Unheil da iſt, erklärt er, keinen Antheil daran zu haben, verſchmäht es aber nicht, die Früchte dieſes Unheiles zu genießen. Der Günſtling verrichtet die Unthaten, die ihm Mittel zum Zweck ſind, nicht ſelbſt, ſondern hält ſich als Werkzeug einen Banditen (Georg = Angelo). Das unſchuldige Opfer büßt in beiden Fällen mit dem Tode. Die Sprachmengerei Alventhals iſt von Riccaut beeinflußt. Im zweiten Teile finden ſich dann ganz deutliche Reminiſcenzen an den Nathan. Wielandiſch iſt hier ſchon die lüſterne halb verſchleierte Darſtellung des ſexuellen Momentes, die Einführung ins eheliche Schlafgemach am Morgen nach der Brautnacht, die ganze ſinnliche Darſtellung des ehelichen Verhältniſſes, die Art, wie der Junker die kaum enthüllten Reize Dorotheas preist und Wehrmann die Vorzüge einer ſchönen Frau ſchildert.

Darſtellung.

In der Darſtellung und Compoſition des Romans fällt vor allem die Ungeſchicklichkeit auf, mit der der Leſer durch 200 Seiten von den Schickſalen einer Perſon unterhalten wird, die in keinem erſichtlichen Zuſammenhange mit den bis jetzt bekannten Schickſalen der Familie Frink ſteht. Durch die dialogiſche Form verleitet, hat Meißner dem Geſpräche auf Koſten der Handlung einen übergroßen Platz eingeräumt. Das einzige, was im Romane vorgeht, iſt im Grunde nur der Brand der Frink'ſchen Hütte und die Werberaffaire. Alles andere wird durch Hin- und Herreden abgethan. Daß dieſe beſtändigen langen und moraliſchen Reden im Munde von Bauersleuten dieſen ein ſonderbares Gepräge geben, liegt auf der Hand und der Umſtand, daß Dorothea in der Stadt erzogen wurde und viele Bücher geleſen hat, macht die Art der Ausdrucksweiſe für ihre

Person kaum plausibler. Merkwürdig ist es auch, daß der abgefeimte Lüstling durch diese beständigen Reden, die kaum etwas Charakteristisches, sondern lauter conventionelle Redensarten von Tugend und gutem Gewissen, vom Heiligthume der Ehe, von den Segnungen eines stillen und bescheidenen Glückes enthalten, auch noch gerührt und von seinen Plänen abgebracht wird. Wie die Bauern, so reden auch die Kinder: ganz abstract, ohne eine Spur von Charakterisierung in allgemeinen, jeder Kindlichkeit entbehrenden Phrasen. Meißner meint (im Alcibiades), es gelinge nur wenigen Schriftstellern, Kinder redend einzuführen; aber den Klinger, Hahn und Gerstenberg — von Goethes Karl ganz zu schweigen — ist es doch weit besser gelungen, als ihm. Ihre Kinder haben wie solche gefühlt und gesprochen. Der 2 ½jährige Wilhelm Meißners aber hat schon ganz bestimmte Vorstellungen von Tod und Todeskrankheit: „Sie (die Mutter) war noch so frisch und gesund, als sie mich zur Muhme hinführte." Er apostrophiert die tote Mutter: „O liebe Mutter komm und hilf deinem Wilhelm!" Kindlich soll es offenbar anmuthen, wenn er vom Essen spricht: „Wie gern will ich künftig geduldig warten, bis das Essen kommt! Will nie wieder dich ärgern." Und auch hier geschieht das unerwartete: Der edle Nebra ist von diesem kindlichen Geplauder tief gerührt. Einmal macht Meißner einen schwachen Ansatz zur Charakteristik: Der hochmüthige Junker Alventhal wird durch beständiges Einstreuen französischer Phrasen lächerlich gemacht. Der Junker spricht aber wie ein Mensch, dem einzelne Ausdrücke in deutscher Sprache nicht gegenwärtig sind und der sich deshalb nothgedrungen französisch ausdrücken muß, nicht aber wie einer, der, um mit seiner Bildung zu prunken, französische Brocken einwebt: „Das ist nicht declaré!" „Das kann ich Ihnen sur mon honeur nicht sagen." Dies ist die Folge der zu großen Anlehnung an Riccaut.

Kritik und Publicum.

Die Familie Frink hat wenig Glück beim Publicum gemacht. Der brave Kretschmann freilich hat in dem schon erwähnten Briefe vom 21. Januar 1789 Meißner angefleht, sich nicht durch Zeitungsgeträtsch von der Fortsetzung der Familie Frink abbringen zu lassen, „eines Buches, das einzig in seiner Art ist, auf dessen Fortsetzung ganz Deutschland mit Ungeduld wartet" und dessen Sistierung er vor der Welt und Nachwelt nicht verantworten könne. Die Zahlen, die wir über die Teilnahme des Publicums besitzen, stehen aber zu diesem schwärmerischen Erguſſe in directem Widerspruche. Es hat acht Jahre bedurft, bevor von einer Auflage von 1000 Exemplaren 669 vergriffen waren und noch 1787 waren 331 auf Lager; immerhin eine kaum mittelmäßige Ziffer. Nimmt man nun die Reclame, die für das Buch durch das anfängliche Verbot des Censors, Hofrath Böhme, gemacht wurde, nimmt man die schöne Ausstattung, die Chodowieckischen Kupfer und vor allem die Verbreitung der späteren Meißnerschen Romane, so muß man den Erfolg doch einen recht negativen nennen. Auch die Kritik, die sich überhaupt sehr spärlich mit dem Buche abgegeben hat, stellte sich der Sache sehr kühl gegenüber. Eine der gewichtigsten Stimmen, Musäus im 42. Bd., 1. St., S. 95 der Allg. d. Bibl. (1780), tadelt mit Recht den Mangel an Zusammengehörigkeit der beiden Geschichten, die, wie er meint, nur in sofern zusammengehören, als sie in einem Convolut beisammenliegen. Daß der Ton zu hoch genommen, daß die Bauersleute sich der kostbaren empfindsamen Geniesprache bedienen (gegen die doch der jugendliche Autor in einer eigenen Parabel geeifert hat), ja daß das empfindsame Bauernpaar hie und da unerträglichen Bombast spricht, daß sich die Bäuerin nach Art einer Lucretia benimmt, das alles wird da mit Recht geltend gemacht; ebenso stimmen wir bei, wenn er die Schicksale des Herrn Winek wohl etwas lesbarer, aber doch wenig interessant findet. Mit einiger Bosheit meint er, nach dem Gelesenen glaube man es dem Autor aufs Wort, daß er zum erstenmale in den Autorencirkel getreten sei.

Fortsetzungsprojecte. Uebersetzung.

Der eigentliche Grund für die unterbliebene Fortsetzung ist, so erklärt Weygand, der, daß bei den allzu hohen Forderungen des Verfassers, ferner bei dem Umstande, daß das Buch kein einträglicher Verlagsartikel sei, kein Gewinn, sondern nur Verlust und Verdruß heraussehe. Von Kopenhagen aus ist dem Verleger das Anerbieten, eine Fortsetzung zu schreiben, durch einen anderen Autor zugekommen. Meißner beschuldigt Weygand nun in dem großen Federkriege, er habe den Kopenhagener Autor zu diesem Geschäfte aufgefordert und dadurch ihn (Meißner) benachtheiligt. Nicht unlogisch erwidert darauf Weygand, daß er kaum eine Fortsetzung von fremder Feder anstreben werde, wenn er sie vom Verfasser des 1. Theiles, einem bereits bekannt gewordenen Schriftsteller, für nicht wünschenswert gehalten habe. Diese ganze umstrittene Fortsetzung ist aber ganz gewiß nichts anderes, als die zu Kopenhagen unter dem Namen Meißners im Verlage von Ole Hagelund in deutscher Sprache erschienene und angeblich in Prag gedruckte Erzählung „Karl Wineck."

Der Inhalt deckt sich völlig mit der Geschichte Wineks im 2. Abschnitte der Familie Frink und es ist ein ergötzliches Zeichen, wie rasch derartige Producte vergessen werden, wenn die Jenaer Allgemeine Litteratur Zeitung vom März 1788 I, S. 701 diesen Nachdruck wie ein ganz neues Werk Meißners, übrigens in ungünstigster Weise, recensiert, und behauptet, der Verfasser habe in diesem Romane zeigen wollen, wie manche böse Streiche der allzu frühe Hang zum Versemachen einem solchen jungen Poeten zu spielen pflege, ihm aber schließlich auch den Genuß eines arkadischen Lebens auf dieser Erde verschaffe. Das Endurtheil ist: Stil und Sprache in dieser Erzählung sind durchgehends nicht besser, als Stoff und Plan derselben. Darauf folgt eine Berichtigung Meißners, von deren Ton und Inhalt man sich wird unschwer eine Vorstellung machen können.

Die Allgemeine Litteratur Zeitung bringt denn auch im III. Bande desselben Jahrganges eine Richtigstellung, die in kleinlautem Tone bekennt, der in Nr. 65 angezeigte, auf den Namen des Herrn Prof. Meißner in Prag gedruckte Roman „Karl Wineck" sei nichts anderes, als eine halbe Episode aus seiner „bekannten" Geschichte der Familie Frink, von einem Nachdrucker herausgerissen und auf ungereimte Art aus der ersten in die dritte Person übertragen. Es könne also durchaus nicht auf Rechnung des Verfassers kommen, wenn die so verstümmelte Erzählung nichts tauge. Uebrigens wurde ihm noch die Freude, in späteren Jahren (vgl. Intelligenz-Blatt der Allgemeinen Litteratur Zeitung von 1805 Nr. 113) eine rechtmäßige dänische Uebersetzung seines Karl Winek, und zwar im Jahre 1802 durch C. Tode, zu erleben.

b) Der übersetzte Roman.

Zweimal hat Meißner sich mit der Uebersetzung fremdsprachiger Romane abgegeben — beidemale ohne nennenswerten Erfolg. Das negative Ergebnis liegt weniger in seiner Uebersetzungsthätigkeit, der man Gewandtheit und Geschick nicht wird absprechen können, als in den unglücklich gewählten Originalien.

Der unsichtbare Kundschafter. Original.

Der unsichtbare Kundschafter Meißners ist eine Uebersetzung des 1749 erschienenen zweibändigen Romanes „The invisible Spy" der schlüpfrigen englischen Schriftstellerin Elisa Heywood. In der seit Chaucer in England beliebten Manier ist durch eine Rahmenerzählung eine Reihe von Novellen verknüpft. Ein Mann bekommt durch einen Gürtel die Gabe, sich unsichtbar zu machen (Simplicianisches Vogelnest) und besitzt eine Schreibtafel, in die sich alle von ihm belauschten Gespräche dauernd eintragen. So besucht er in seiner Unsichtbarkeit Boudoirs, Gesellschaften, Theater, Wirtshäuser und behorcht eine Reihe von Abenteuern: Er erlebt es, daß ein sonst guter Vater seine Tochter aus Aberglauben von ihrem Verlobten trennt und sie so ins Unglück stürzt; daß zwei intime

Freundinnen sich um einer Toilette willen entzweien, daß ein Geistlicher durch abscheuliche Ränke sich des Vermögens einer jungen Dame bemächtigt; daß Mann und Frau einander bei der Untreue ertappen; daß ein Mädchen, um einem alten Freier zu entgehen, den Schein des Leichtsinnes auf sich lädt. Er ist dabei, wie ein Mann seine unschuldige Frau durch Eifersucht so lange quält, und umgekehrt eine Frau den Mann, bis die Ehe dadurch getrennt wird; wie eine junge Dame durch ihren Aberglauben beinahe in die Schlingen eines abgefeimten Betrügers fällt; wie ein glückliches Ehepaar dadurch unglücklich wird, daß ein Elender die Frau unter der Maske ihres Mannes in ein schlechtes Haus lockt und ihr dort Gewalt anthut (das Motiv aus Richardson, Clarissa); wie ein leichtsinniger Officier sich mit einem Bürgermädchen heimlich trauen läßt, sie aber später nicht als seine Gemahlin anerkennt und erst nach ihrem Tode sein Verbrechen einsieht. Er ist ferner Augenzeuge, wie ein Wüstling durch die Reinheit eines Mädchens von seinen schlimmen Absichten geheilt und ein junger Mann durch die Entschlossenheit und Schlauheit seiner Geliebten vor einer Bande von betrügerischen Spielern gerettet wird, ferner wie ein Mädchen durch Falschheit und Doppelzüngigkeit um seine beiden Bewerber kommt. Die Tendenz ist gegen Geistliche und Aberglauben gerichtet, die Moral oft lax: das Ehepaar, das sich gegenseitig bei der Untreue ertappt hat, lebt wieder weiter zusammen. Besonders dem Manne wird jede geschlechtliche Verirrung nachgesehen. Der Heywoodsche Roman war mir leider nicht zugänglich.[10])

Meißners Uebersetzung.

Diesen Roman zu übersetzen hat Meißner bereits in den achtziger Jahren geplant, kam aber erst 1791 dazu, in welchem Jahre (Berlin, Maurer) der erste Band erschien; 1794 folgte der zweite Band. Meißner hofft trotz mancher Schwächen des Originals ein brauchbares Lesebuch, das als Sammlung kleiner Erzählungen zu betrachten sei, liefern zu können. Manche zu local gefärbte Erzählungen hat er ausgelassen; die wortgetreue

Uebersetzung von 1756 erklärt er nicht benützt zu haben. Diese Erklärung entspricht auch der Wahrheit. Wenn er aber behauptet, auch Novellen anderer Provenienz aufgenommen zu haben, so ist dies für den ersten Theil keineswegs zutreffend; alle Erzählungen gehören dem „Invisible Spy“ an, blos im zweiten Theile hat er eine Erzählung (XXIV, 249), ich weiß nicht aus welcher Quelle, neu aufgenommen. Der geplante 3. Band ist nie erschienen. Meißner hat sich — soweit wir orientiert sind — enge ans Original angeschlossen. Neu gebildet hat er sich die Eigennamen. Sie sind in der Manier des bürgerlichen Schauspieles gebildet: Sir Warhite, Mr. Belhave, Lord Wellgrave, Lady Beautish, James Walcoot, Warwill. Also deutsche Wörter in englischer Orthographie (Warhite) oder englische leicht zu übersetzende Eigenschaftswörter. Einzelne grobe Fehler schleichen sich ein: er nennt einen Bürgerlichen Sir Beechly und verbindet überhaupt den Titel Sir mit dem Zunamen. In der Titulatur ist er überhaupt schlecht bewandert: „Ein reicher Esquire“ kommt zu wiederholtenmalen vor. Er übernimmt Namen aus anderen Litteraturwerken: Miß Montague, Lady Darby (La Roche, Frl. v. Sternheim). Gern verwendet er den Namen Molly. Das Original bringt statt dessen latinisierende Schäfernamen: Flaminio, Adrio, Melissa, Lesbia, Alinda, Amasis, Celadon, Marcella, Atalanthe, Arist, Cleora. Bisweilen hat er diese Namen beibehalten, besonders XXIV, 189 Merovius, Deidamia, Eutracia. Sonst scheint noch Meißnerisch zu sein: die Art, wie der spätere Besitzer des unsichtbar machenden Gürtels in die Gunst des Zauberers gelangt (XXIII, 10 ff.). Dann verschiedene Erläuterungen, wie sie die Gewissenhaftigkeit Meißners liebt: Die Witwe tritt dem Kundschafter deshalb ihr Kind ab, weil sie arm ist und noch sieben andere Kinder hat; eine verlassene und betrübte Jungfrau sitzt zwar, wie im Original, beim Frühstück, doch ist sie nicht im stande, einen Bissen hinabzuwürgen. Eine auffällige Abwesenheit wird durch eine Reise motiviert, eine plötzliche Flucht durch das Mitnehmen von Geld und Juwelen glaublicher gemacht, eine merkwürdige Begegnung wird auf einfache

Weise erklärt. Ein Gemütston ist hineingebracht: der „Unsichtbare" beweint den Tod des Zauberers, Isabella fügt sich anfangs der Willkür ihres abergläubischen Vaters und verschwendet dann Bitten und Liebkosungen an ihn; der schurkische Priester erregt Verdacht, weil er nicht weint; die Entzückungen eines Liebespaares werden ungleich empfindsamer geschildert, als im Originale. Bilder und passende Redensarten werden eingefügt; z. B.: So sicher wie einst mein Grab; die zwei alten Herren haben Niesewurz von Nöten (sind nicht ganz gescheidt); ein alter Wolf hat keinen Zahn; sie wusch einen Mohren; das Weib ist der Hexe von Endor leibliche Schwester. Eine kritisierende Zusammenfassung des Erzählten wird einmal vorgenommen (XXIII, 148, 180); XXIV, 46 wird ein befriedigender Schluß angefügt, XXIV, 215 eine längere Einleitung gegeben. Ausfälle gegen die Frauen werden eingestreut (XXIII, 171), auch einige besonders scharfe Hiebe gegen die vornehme Gesellschaft und den Adel (XXIV, 87, 91, 191). Die Scene, in der einer Frau Gewalt angethan wird, schildert Meißner mit der ihm eigenen breiten und behaglichen Wohllust. XXIV, 227 ist ein anakreontisches Liedchen von Zephrys und Orosman und XXIV, 228 ein längeres Gedicht eingefügt. Ueber die Form bin ich nicht völlig orientiert. Ob die Dialogform Meißners, die in der Uebersetzung von 1756 sich noch häufiger findet, auch im Original vorkommt, läßt sich dermalen nicht feststellen. In den langen Capitelüberschriften nach englischer Manier, wird Meißner wohl dem Originale folgen. Die Uebersetzung von 1756 hat nur kurze Aufschriften.

Zeitgenössische Kritik.

Meißners Uebersetzung hat nur eine Auflage erlebt. Ob die 1797 in Glarus erschienene, von der Neuen allg. d. Bibl. sehr getadelte Uebersetzung des „Invisible" auf Meißner zurückgeht, steht dahin. Die Kritik (Allg. d. Bibl. 108, I, 151 und Neue allg. d. Bibl. 26, I, 121) wundert sich darüber, daß Meißner, ein Mann, der durch seine eigenen Werke so viel von sich reden gemacht, einen so mittelmäßigen Roman über-

setzt habe, zumal ja bereits eine ziemlich gute Uebersetzung vorhanden sei. Daß seine Uebertragung aber an Schönheit und Leben der Darstellung die ältere weit übertreffe, wird anerkannt, dagegen werden sprachliche und orthographische Eigenheiten getadelt.

Clara von Alben. Original.

Noch weniger Glück hat er mit der Uebersetzung des empfindsamen Brief-Romanes Claire d'Albe von Madame de Cottin (1773—1807), einer französischen Schriftstellerin für Frauen und Kinder, gehabt.

Die Claire d'Albe, 1799 unter dem Pseudonyme la C* erschienen, bringt in 45 Briefen und einem Schlußworte der Verfasserin die Geschichte einer tugendhaften Frau, Claire d'Albe, die ihren weit älteren Gatten verehrt und ihre Kinder anbetet, aber doch von einer unglücklichen Leidenschaft zu Friedrich, dem Neffen ihres Gemahles, einen unverdorbenen Naturmenschen, befallen wird; nachdem die Liebenden alle Opfer gebracht, sich auch von einander getrennt haben, wobei beide in eine schwere Krankheit verfallen, werden sie im Augenblicke des Wiedersehens die Opfer ihrer Sinne. Clara kann diese Schande nicht überleben, sie stirbt an gebrochenem Herzen. Von Friedrich hat man nie wieder etwas gehört. Man erzählt, er habe am Grabe Claras gelobt, ihr bald nachzufolgen. Die Briefe sind an Elise, die Freundin Claires gerichtet. Die Verfasserin erklärt in der Vorrede, der Stoff sei ihr während eines Landaufenthaltes, den sie gewählt habe, um sich vor den Gefahren der Welt zu retten, von einer der betheiligten Personen mitgetheilt und sei von ihr in 14 Tagen ausgearbeitet worden. Sie kenne wohl die Fehler ihrer Arbeit, hoffe aber bei einem Theile des Publicums Würdigung zu finden. Der Roman gehört zu den Ablegern Rousseaus und der empfindsamen französischen Frauenlitteratur; die Briefform läßt auf Richardsonschen Einfluß schließen. Wir finden die aus der deutschen Litteratur bekannten empfindsamen Situationen und Schlagworte: die Reize des Landlebens werden gepriesen, Unschuld,

Thätigkeit, Reinheit, Aufopferung und Empfindsamkeit als Ideal hingestellt; geweint wird fast auf jeder Seite. Direct Rousseauisch ist es unter anderem, wenn immerfort betont wird, die Frau säuge ihr Kind selbst.

Meißners Uebersetzung.

Ueber Meißners Uebersetzung, noch 1799 vorgenommen und 1800 in Prag erschienen, ist sehr wenig zu sagen. Sie richtet sich Wort für Wort nach dem Originale. Von Abweichungen wäre nur zu verzeichnen, daß der Sprachreinheit halber aus der „cousine" eine „Nichte" wurde, so daß die beiden vertrauten Freundinen Clara und Elise sich gegenseitig „Nichte" nennen; dann wurde aus „salon" Saal, „asile" Schutzort. Einzelne französische Ausdrücke hat er im Deutschen mit mehr Pathos wiedergegeben: que des droits — welche Gerechtsame; la cause — der Urquell; — andere in gebräuchliche deutsche Wendungen übertragen: je me plais — ich finde ein Vergnügen darin; tout emerveillée — staunst du nicht herzlich? lever les yeux sur une autre — die Augen auf eine andere werfen; j'étais sur un ton extraordinaire — ich war auf einen ganz eigenen Ton gestimmt. — Die im Französischen üblichen Perfect-Formen überträgt er bisweilen in das Deutsche Imperfect (XXII, 23 ff. 26, 37, 55, 61, 70). — Es ist charakteristisch für den Erfolg des Buches, daß sich auch nicht eine kritische Stimme mit ihm befaßt hat.

c) Der historische Roman. Bianca Capello. Inhalt.

Bianca Capello ist die Tochter eines alten und vornehmen Venetianer Geschlechtes. Durch die vorzüglichen Gaben ihres Körpers und Geistes bildet sie den Stolz ihres Hauses, den Stolz Venedigs. Ein junger, schöner und in der Gesellschaft wohlgelittener Mann, Pietro Bonaventuri, der aber nur die Stelle eines Ladendieners in dem vornehmen Hause der Salviati bekleidet, entbrennt in heftiger Leidenschaft für die schöne Aristokratin. Nach langen Kämpfen spricht er endlich unter nichtigem Vorwande Biancas „Hofmeisterin" an, die ihm eine Zusammen-

kunft mit ihrem Zöglinge gewährt. Sie hält ihn für einen jungen Salviati und auch Bianca geht, als sie ihm das verabredete Stelldichein in einer Gondel gewährt, von dieser Meinung aus, verliebt sich aber sofort in den schönen Mann.

Er erklärt seine Liebe, die Amme wird bestochen und die so rasch entstandene Leidenschaft verleitet Bianca, den Geliebten zu einem Besuche zu laden. Hier entdeckt Bonaventuri seinen wirklichen Namen und Stand, worauf Bianca ihn mit blutenden Herzen verabschiedet, da ihr nunmehr jede Verbindung unmöglich erscheint. Lange aber hält dieser Vorsatz nicht an, bald entspinnt sich eine lebhafte Correspondenz zwischen beiden und schließlich wird ein Wiedersehen um Mitternacht im Zimmer Bonaventuris verabredet. Bianca scheidet von diesem Rendezvous rein, wie sie gekommen, findet aber zu ihrem Entsetzen bei ihrer Rückkehr das Thor des väterlichen Hauses verschlossen. Nun sind die Würfel gefallen. Sie kehrt zu Bonaventuri zurück und beredet ihn, zur Vermeidung sicherer Entdeckung, mit ihr gegen Bologna zu fliehen. Vier Tage und vier Nächte leben sie wie Bruder und Schwester, bis sie endlich von einem dem Bonaventuri befreundeten Priester getraut werden. Aus Furcht vor Verfolgung ziehen sie nunmehr die rauhesten Gebirgspfade, wo sie mannigfache Gefahren zu überwinden haben, aus denen sie ein Hirte rettet. Endlich erreichen sie Florenz und werden bei den alten Bonaventuris aufs liebevollste aufgenommen, müssen sich aber mit einer ärmlichen Lebensweise begnügen. Wie dem Priester, so wird jetzt auch dem Elternpaare eine Fabel über Biancas Abstammung aufgebunden. Beide leben nun ganz ihrer Liebe, bis Bianca einmal vom Großherzoge (es ist Franz von Medici, der Sohn des großen Cosmo) am Fenster gesehen wird. Der Großherzog, in unglücklicher Ehe mit Johanna von Oesterreich lebend, entflammt sofort für Bianca und sein abgefeimter Höfling Mondragone schwört, ohne ausdrücklichen Befehl vom Herzoge zu haben, ihm die schöne Frau zu verschaffen. Er wird von seiner noch abgefeimteren Gattin unterstützt, die es versteht, mit der alten ehrlichen Bonaventuri Bekanntschaft anzuknüpfen

und sie durch scheinbare Herablassung zu bezaubern. Durch sie wird Bianca in Mondragones Palast gelockt und hier durch den Großherzog überrascht; er muß aber unverrichteter Dinge das Feld räumen. Ein Hofamt, das dem Bonaventuri zugleich angeboten wird, macht diesen taub gegen alle Warnungen seiner Gattin. Bianca bleibt, trotz aller Ränke und Anfechtungen auch im Getriebe des Hofes ihrem Gatten treu; nicht so dieser, der bald in die Netze einer eleganten Buhlerin Cassandra Bongiani fällt, Netze, die natürlich Mondragone gestellt hat. Weder die Klagen der noch immer geliebten Bianca, noch die Vorstellungen des aus Venedig herbeigeeilten treuen Freundes Martelli vermögen den Schwächling auf die recht Bahn zurückzuleiten. So rennt er in sein Verhängnis: Mörder, die ein eifersüchtiger Verwandter jener Cassandra, Robert Ricci, vielleicht auf Mondragones Antrieb, gedungen hat, überfallen den Bonaventuri eines Nachts und töten ihn nach heldenmüthiger Gegenwehr. Sein italienischer Diener ist feige geflohen, sein deutscher Begleiter aber mit dem Rufe: „Ich bin ein Deutscher", für ihn gefallen (Fiesko). Auch jene Buhlerin wird ermordet. Bianca setzt nun alles in Bewegung, um den Großherzog zur Verfolgung der Mörder zu bewegen, was indeß, da sie weit entfernt ist, nunmehr seiner Liebe Gehör zu schenken, nur in lauer Weise geschieht. Ihr Benehmen bei dieser Gelegenheit trägt ihr den Besuch der eifersüchtigen, kranken Großherzogin ein, die versöhnt und mit einem Kusse von ihr scheidet. Endlich, da der Großherzog auf keine andere Weise ihre Gunst zu erringen vermag, da er inzwischen Witwer geworden ist und Kenntnis von Biancas hoher Geburt erlangt hat, machte er sie zu seiner Gemahlin und zur Großherzogin von Toscana. Ihr Vater, der bis jetzt nichts von ihr wissen wollte, wird versöhnt und besucht sie in Florenz, der Venetianische Senat ernennt sie zur „Tochter der Republik", sie ist die beste, mildeste, gütigste und gerechteste Herrscherin, beschenkt Arme, pflegt Kranke, versöhnt den Großherzog mit seinen Todfeinden u. s. w. Trotzdem bildet sich eine feindliche Partei am Hofe, an deren Spitze Cardinal Ferdinand, des Großherzogs Bruder, steht

und zu der natürlich auch der Schurke Mondragone übergegangen ist, der nun abwechselnd den Cardinal und den Großherzog verräth. Der Cardinal wird, sobald er Bianca kennen lernt, milder in seinem Hasse, ja er faßt schließlich auch seinerseits eine wahnsinnige Leidenschaft für Bianca und ist nahe daran, seine schwarzen Pläne aufzugeben, wird aber von Mondragone durch die allerschlauesten Ränke dermaßen in seinen wildesten Instincten aufgestachelt, daß er schließlich, um nur der Schmach zu entgehen, als der abgewiesene Liebhaber Biancas zu gelten, den Mundkoch durch 10000 Zechinen zur Vergiftung beider anstiftet. Nach einer Jagd wird eine kühlende Speise serviert. Der Cardinal weigert sich mit angenommenem Mißtrauen als erster zu nehmen; nun ißt das großherzogliche Ehepaar gleichzeitig, um jenen zu beruhigen: beide sterben eines grauenvollen Todes. Sterbend klagt Bianca den Cardinal in flammenden Worten an. Auch noch ihren Leichnam schändet der Cardinal, indem er ihn auf ärmlicher Bahre den Blicken aller ausstellt.

Die von Meißner dargestellten Begebenheiten sind im wesentlichen historisch. Die Katastrophe gieng vor sich im October 1587, nachdem Bianca 1563 nach Florenz gekommen war.

Ausgaben. Entstehungsgeschichte.

Die Bianca liegt uns in mehreren Abdrücken vor: Zuerst erschien sie bruchstückweise in der ersten Sammlung der Skizzen bei Dyk in Leipzig 1778; dieser Theil reicht bis zur Entdeckung von Bonaventuris wahrer Abkunft und der ersten Trennung. Sie wurde fortgesetzt in der 3. Sammlung, Leipzig 1780, und kam hier bis zu den ersten Werbungen des Großherzogs und Bonaventuris Anstellung; abgebrochen wurde die Erzählung in der 4. Sammlung, ebendort 1783, nach der Vermählung Biancas und Versöhnung mit ihrer Familie. Diese Ausgabe bezeichnen wir mit S. Die Darstellung war schon hier die bekannte dialogisierende. Der Umstand, daß diese fragmentarische Bearbeitung dem Nachdrucke nicht entging, hat den Verfasser veranlaßt, mit Beschleunigung an eine vollständige Buchausgabe der Bianca zu schreiten. Ursprünglich wollte er

den Schluß der Bianca in der 5. Sammlung der Skizzen erscheinen lassen, um in der 2. Auflage der Skizzen Bianca stark vermehrt und fortlaufend in zwei Bändchen zu bringen. Die erste Buchausgabe erschien mit der Jahreszahl 1785 im Dykschen Verlag und ist Goekingk gewidmet; thatsächlich kam sie schon im October 1784 heraus (Brief an Goekingk vom 7. Oct. 1784). Wir nennen sie B_1. 1798 brachte 2 Ausgaben im gleichen Verlage, von denen die zweite (bezw. die 3. überhaupt erschienene) als gänzlich umgearbeitet bezeichnet wird (B_2 und B_3). Nicht weiter berücksichtigt sollen hier die Nachdrucke der Skizzen und damit auch der Bianca werden, die von dem Karlsruher „priviligierten Straßenräuber", dem Buchhändler Christian Gottlieb Schmieder ausgiengen, der sich in schlauer Weise ein kaiserliches Privileg für die Skizzen von „Adam Georg" Meißner verschafft hatte. Uebrigens sind seine Nachdrucke wortgetreu.

Die verschiedenen Ausgaben (auch die „gänzlich umgearbeitete" macht keine Ausnahme) unterscheiden sich nur sehr unwesentlich von einander.

S ist in 10 Auftritte getheilt, welche Eintheilung aber mitten im Texte wieder aufgegeben ist. S hat ferner den Briefwechsel der beiden Liebenden noch nicht und setzt an dessen Stelle eine kurze Vertheidigung der Bianca wegen ihres Vorgehens; es fehlt ihr das hölzerne Lied, mit dem Bianca ihren eifersüchtigen Gatten (XX, 96) zu beruhigen sucht; sie weiß nichts von dem Besuche Martellis in Florenz (XX, S. 185 ff.) und von dem Besuche der Großherzogin bei Bianca (XXI, 12 ff.). Auch einzelne sonstige Scenen sind um ein weniges kürzer, als in den folgenden Ausgaben. S schließt mit dem Besuche Capellos in Florenz (XXI, 48). Noch unwesentlicher ist der Unterschied der einzelnen Buchausgaben. B_2 und B_3 bringen B_1 gegenüber einzelne starke Erweiterungen, so namentlich in der Scene, in der der Verräther Mondragone den Großherzog neuerlich für sich gewinnt (XXI, 64 ff.); ferner ist die etwas läppische Fußnote (XX, 23), Bonaventuri habe das der Hofmeisterin geschenkte Gold in ehrlicher Weise verdient, da er eben „avanciert" sei,

weggelassen. Dafür ist auch ein kleiner Lapsus widerfahren: Bianca, die sich den Mondragones als „Martella Albani" vorstellt, wird schon vorher (XX, 123) von der Signora Mondragone als „liebe Bianca" angesprochen; früher sagte sie doch „liebe Bonaventuri", obwohl das ganze Geheimnis ihrer Abkunft auch da nur sehr schlecht gewahrt war. Alles in allem: die einzelnen Ausgaben unterscheiden sich wohl durch einzelne kleine Erweiterungen, doch ist es lediglich ein Kniff, wenn Meißner von einer „völligen Umarbeitung" und die allezeit getreue Allg. Litt. Ztg. von Aenderungen auf jeder Seite spricht. Das galt den bösen Nachdruckern.

Quelle.

Die Bianca Capello Meißners ist nicht, wie er uns glauben machen möchte, die Frucht archivarischer Studien und es ist nicht die Folge historischer Arbeit, wenn er über die Bianca ein anderes Urtheil fällt, als dies in der sonstigen einschlägigen Litteratur geschehen ist.[11]) Die Meißnersche Bianca ist nämlich die geschickte und genaue Uebersetzung eines 1776 bei Mylius in Berlin zugleich in französischer und italienischer Sprache erschienenen Buches: Storia della vita e tragica morte de Bianca Capello von Sanseverino. Der Gang der Meißnerschen Erzählung stimmt in folgenden Punkten mit Sanseverino genau überein: Bonaventuri lernt die Bianca dadurch kennen, daß er ihre Hofmeisterin anspricht. Beide halten ihn bei der ersten Zusammenkunft für einen Salviati. Er wird von Bianca zu der zweiten Zusammenkunft berufen, bei diesem Besuche entdeckt Bonaventuri seine wahre Abkunft, er wird verabschiedet; die Trennung dauert nicht lange. Bianca sucht ihn Nachts in seiner Wohnung auf und findet bei der Rückkehr ihr Hausthor geschlossen, es bleibt ihr deshalb nur die Flucht, sie fliehen auf Seitenwegen, ein Hirte zeigt ihnen den Weg und rettet sie vor den Gefahren der rauhen Gegend, ein alter Pfarrer traut sie in Pistoja,[12]) sie kommen nach Florenz, werden von Bonaventuris Eltern aufgenommen, Bianca verrichtet die täglichen häuslichen Arbeiten, endlich gewahrt sie der

Herzog am Fenster, die Frau seines Günstlings, Signora Mondragon, sucht die Bekanntschaft von Biancas schlichter Schwiegermutter und lockt beide in ihr Palais. Der Herzog überrascht Bianca dort, gesteht ihr seine Liebe und wird abgewiesen, hierauf beruft er Bonaventuri an seinen Hof, dieser wird bald üppig, geräth in die Schlingen der Cassandra, hat deshalb einen heftigen Auftritt mit ihrem Verwandten Ricci,[18]) die Warnungen seiner Bianca fruchten nichts, in einer Nacht werden beide — Bonaventuri und Cassandra — ermordet. Die Ermordungsscene ist dermaßen bis ins kleinste Detail übereinstimmend, daß auch bei Sanseverino Bonaventuri sich beinahe glücklich durchgeschlagen hätte, wenn nicht aus einer zweiten Gasse andere Banditen herausgedrungen wären, die ihn dann durch den Wurf in die Kniekehle töteten (Meißner XX, 216). Schon Sanseverino deutet an, daß der Mord von Ricci inspiriert worden sei.

Auch das weitere stimmt genau mit Meißner überein: Bianca bewirkt durch Mondragone eine Audienz beim Herzog, setzt ihm heftig wegen der Verfolgung der Thäter zu, diese aber wird lau betrieben, endlich nimmt sie seine Werbung an, sie wird mit Ehren überhäuft, der Venetianische Senat krönt sie aber nicht zur Tochter des Republik, sondern zur „Königin von Cypern", der versöhnte Vater besucht sie, die Partei des Cardinals ist gegen sie, sie wird viel verleumdet und findet endlich durch die vergiftete Speise ihren Tod. Gegen die Leiche verhält sich der Cardinal pietätlos. Interessant ist, daß auch Sanseverino sich ab und zu des Dialoges bedient, wenn auch unvergleichlich seltener als Meißner. Eine Uebereinstimmung im Dialoge schien mir weniger auffallend. Was also ist Meißners Eigenthum? Die kleinen Episoden des Freundes Martelli und des deutschen Dieners, die plötzliche Leidenschaft des Cardinals und die sehr complicierten Ränke Mondragones, durch die er den Cardinal wieder feindlich stimmte, die Episode von dem durch Bianca versöhnten Todfeinde der Medici, allenfalls einige Gespräche mit der Kammerfrau. Die Abweichung von Sanseverino bezüglich der Krönung Biancas zur Tochter

der Republik erklärt sich dadurch, daß S überhaupt nicht bis zu jenem Punkte im Leben der Bianca reichte und Meißner, als er an die Herausgabe von B_1 schritt, die mittlerweile erschienenen Hilfsmittel zu Rathe zog.

Verhältnis zu den Arbeiten von Galuzzi und Siebenkees.

Meißner hat in der Vorrede von S mit so vieler Entschiedenheit erklärt, seine Bianca sei längst vollendet gewesen, als die Sanseverinosche erschien und er habe mit der Veröffentlichung nur so lange gezögert, um die Wirkung der Sanseverinoschen abzuwarten, daß es geboten erscheint, das Verhältnis seiner Arbeit zu der übrigen Litteratur über die Bianca festzustellen. Wenn Meißner sich den Anschein gibt, als habe er auf Grund selbständiger Studien eine eigene Anschauung über die Bianca gewonnen und sich in B_2 und B_3 in Polemiken mit Galuzzi und Siebenkees (vgl. Anm. 11) einläßt, so ergibt sich die Frage, woher er seine Information eigentlich bezogen haben kann. Die gedruckten Quellen kennen wir aus dem 1789 erschienenen Siebenkeesschen Buche. Es sind dies: Muratoris Anali d'Italia, die nur eine flüchtige Erwähnung bringen, eine frivole kleine Novelle Celio Malespinis, unmittelbar nach der Katastrophe abgefaßt und feindselig gegen Bianca, dann die 1781 erschienene Toscanische Geschichte Galuzzis (vgl. Anm. 11), hiezu kommt das Siebenkeessche Buch. Außerdem gibt es ein sehr reiches und wichtiges Actenmateriale, das dem Florenzer Staatsarchive und dem Handschriftencabinete von Amadeo Schweiher entnommen ist, und daß Meißnern — wie er gelegentlich selbst zugesteht — in Dresden unmöglich zugänglich sein konnte. Es hat keinen Sinn, wenn er beispielsweise in B_3 von den Aufzeichnungen des Franz Molino spricht, von denen er nichts wissen konnte, als den Namen und diesen gewiß nur aus Siebenkees.

Es ist nun zur Beurtheilung seiner Behauptungen von Wert, festzustellen, wie sich die historische Forschung zu Sanseverinos und Meißners Bianca verhält, was von den bei Sanseverino und Meißner übereinstimmenden Einzelnheiten der Ge-

schichte angehört, und was lediglich diesen beiden Autoren eigen ist.

Galuzzi, von dem Meißner selbst sagt (XXI, 198), es sei dies das erste Werk, das in ausführlicher Weise die Geschichte der Bianca erzählt, gab 1781 seine Florentinische Geschichte heraus, von der schon 1782 eine französische Uebersetzung vorhanden ist. Das Buch ist der Bianca äußerst feindselig und es ist daher natürlich, daß seine Darstellung anders klingt, als die Meißners; sehen wir daher von jeder Tendenz ab. Pietro Bonaventuri befindet sich (nach Galuzzi) in Venedig als Begleiter seines Oheims Jean Baptiste, der Leiter des Salviatischen Geschäftshauses ist. Die Anknüpfung erfolgt wieder durch Vermittlung der „suivante", aber die Liebenden haben Doppelschlüssel und die Calamität mit dem Hausthore fällt ganz weg. Vielmehr ergreifen sie die Flucht, als die Folgen des Verhältnisses an Bianca sichtbar werden. Erst auf der Flucht erfährt Bianca, daß ihr Geliebter kein Salviati ist — dadurch wird sie ja beinahe noch entlastet. Von der Trauung, den Mühsalen unterwegs, dem Hirten u. s. w. hören wir überhaupt nichts. Dafür aber von einem furchtbaren Lärm, den die Verwandten in Venedig erheben, an deren Spitze Biancas Stiefmutter steht, und der zur Verhaftung des Oheims Jean Baptiste Bonaventuri führt, der auch im Gefängnisse stirbt. Auch die jungen Bonaventuris werden verfolgt und nur der Schutz des Prinzen Franz von Medici, den Bonaventuri angerufen hat, bewahrt sie vor ihren Verfolgern. Wie sich das Verhältnis zwischen Franz und Bianca angeknüpft hat, das weiß Galuzzi nicht und er führt einen Hieb gegen die kühne Phantasie der Romandichter, von denen er aber nur den Celio Malespini nennt, die darüber orientiert zu sein vorgeben. Jedenfalls, meint er, wird er dazu nicht der Winkelzüge seines Kammerdieners (!) Mondragon und seiner Gattin bedurft haben.[14]) Der Prinz ist noch ledig als er das Verhältnis mit Bianca anknüpft.[15]) Die Capellos schicken dem Bonaventuri einen Mörder nach, dem er nur mühsam entgeht. Ueber die Ermordung Bonaventuris fehlen hier alle Details,

die wir bei Meißner-Sanseverino gefunden haben. Es heißt nur, er sei 1570 von seinen Feinden nicht ohne Antheil des Herzogs ermordet worden. Von Cassandra, Ricci u. s. w. kein Wort. Dagegen wurde die vielleicht bekannteste Episode aus Biancas Leben, die Geschichte mit dem unterschobenen Kinde,[16]) die doch überall, z. B. in Heinses Ardinghello, so ausführlich behandelt wird, von Meißner-Sanseverino völlig verschwiegen. Ueber das Ableben der Herzogin, die zuvor noch einen Sohn geboren, kurz über die ganze staatsrechtliche Nachkommenschaftsfrage finden wir bei Meißner-Sanseverino keine Andeutung. Für B_1 aber hat Meißner Galuzzi zu Rathe gezogen und statt der ihm wohl nicht recht wahrscheinlichen Krönung zur Königin von Cypern, mit Galuzzi die Krönung zur Tochter der Republik eingeführt. Was die Todesart des Fürstenpaares anlangt, so giebt zwar Galuzzi die feindliche Stellung Ferdinands zu, erklärt aber doch alle Gerüchte über eine Ermordung für eine Fabel und versichert, der Großherzog sei, laut Section, an einer durch Alkoholgenuß entstandenen Lebervergrößerung verschieden, Bianca aber, die zufällig gleichzeitig unwohl gewesen, an den Aufregungen über den Tod des Gatten, denen ihr durch beständige operative Eingriffe geschwächter Körper nicht mehr gewachsen gewesen sei. Ihre Leiche sei vom Cardinal allerdings ziemlich „prunklos" beerdigt worden. Entschieden weist Galuzzi auch die von extremer Seite erhobene Anschuldigung zurück, Bianca habe den Cardinal vergiften wollen, habe sich aber in ihrer eigenen Schlinge gefangen.

Das Siebenkeessche Buch, das durch die lichtvolle und erschöpfende Besprechung der Frage und die treffende Anordnung der Quellen einen würdigen Eindruck macht, schließt sich, auch im Detail, fast gänzlich an Galuzzi an.[17]) Interessant ist, daß auch Siebenkees das schon durch Malespini an Sanseverino gekommene Motiv, der Herzog bezw. der Prinz habe Bianca durchs Fenster gesehen und die Mondragone habe die weitere Bekanntschaft vermittelt, als Fabelei verwirft. Die Ermordung Bonaventuris bringt er genauer. Auch Cassandra und die Ricci kommen vor. Die Affaire mit der Unterschiebung

des fremden Kindes ſtimmt ganz mit Galuzzi überein. Gegenüber jenen Verleumdungen, die Bianca zur Zauberin und Mörderin kleiner Kinder machen wollen, wendet ſich Siebenkees mit der Entrüſtung des aufgeklärten Mannes. Das Ende des Paares erklärt er ſo: der Großherzog ſei erkrankt, habe ſich weder an die Vorſchriften der Aerzte, noch an Diät und dgl. gehalten, (was auch Galuzzi angibt) und ſei ſo zu grunde gegangen; bei Bianca hätte die Obduction Waſſerſucht und beſondere Geſchwächtheit durch gebrauchte Geheimmittel ergeben. Sie habe noch wenige Augenblicke vor ihrem Hinſcheiden dem Cardinal für ſeine Freundſchaft gedankt; die Verſionen von den Vergiftungsplänen bezeichnet er, welche Partei auch immer als Thäter gedacht ſein mag, als Fabel.[18])

Gegen das Siebenkeesſche Buch hat Meißner in B_2 eine weitläufige Polemik begonnen, in der er aufs gerathewohl die Unverläßlichkeit der von Siebenkees angeführten Documente darzuthun ſucht. Der Grund für den flammenden Zorn, in den er ſich hineinredet, liegt aber darin, daß Siebenkees in ſeiner Einleitung zwar in den anerkennendſten Worten des Meißnerſchen Romanes gedenkt, aber doch feſtſtellt, daß Meißners Arbeit eine Ueberſetzung des Sanſeverino ſei: Zu klug um dieſe Aufklärung aus einem wenig geleſenen wiſſenſchaftlichen Werke in ſeinen viel geleſenen Roman herüberzunehmen, hat er ſich auf eine weitere Widerlegung nicht eingelaſſen, ſondern ſich durch anderweitige Invectiven ſchadlos gehalten. —

Die Bianca Meißners iſt alſo zweifellos eine Ueberſetzung des Sanſeverino; darin und nicht in eigenen Forſchungen liegt der Grund, wenn Meißner, im Gegenſatze zu den übrigen Bearbeitern des Stoffes, eine der Bianca günſtige Stellung einnimmt; er hat ſich eben nach ſeinem Originale gerichtet. Seine Verſicherungen haben übrigens einen guten Boden gefunden; ſeine Recenſenten, wenngleich ſie Sanſeverino kannten, haben doch in der Meißnerſchen Bianca keineswegs eine Ueberſetzung vermuthet.

Stoff. Darstellung.

Meißner, der die Bianca ungefähr gleichzeitig zu übersetzen begann, als er die Familie Frink concipierte, hat sich einen Stoff ausgesucht, der mit seinen Stürmer- und Drängergesinnungen genau in Einklang stand. Wie in der Familie Frink wird ein schwacher Fürst von einem schändlichen Vertrauten überredet, eine schöne und tugendhafte Ehefrau seinen Lüsten zu opfern. Die umworbene tugendhafte Frau nimmt wiederum ein frühes und unnatürliches Ende. Es ergiebt sich reichlich Anlaß, auf Hof und Höflinge, sittliche Verderbnis der höheren Gesellschaft, Protectionswirtschaft, Banditenthum und dergleichen nachdrücklich hinzuweisen. Das Sanseverinosche Buch ist zweifellos weit besser, spannender und und wirksamer, als die Familie Frink und insofern bedeutet die Bianca auch einen Fortschritt gegenüber Frink. Der Roman hat Handlung, es geht in ihm etwas vor, die auftretenden Personen beschränken sich nicht wie die Frinks auf die Phrase, sondern haben Thatkraft und Leidenschaften genug, um das auszuführen, was sie anstreben. Meißner macht über das Original hinaus kleine Ansätze zur Charakteristik. Der deutsche Begleiter stirbt für seinen Herrn, der italienische flieht; der Höfling liebt es, sich Verdienste um das Glück einer Person anzumaßen, die ihm gar nicht zukommen (auf diesen Kunstgriff macht er in einer eigenen Fußnote XX, 163 aufmerksam).

Meißner hat in der Bianca dem Publicum eine Entschädigung für die vielen dialogierten, langweiligen Romane bieten wollen. Ursprünglich wollte er den Stoff zu zwei Schauspielen verarbeiten, deren erstes mit der Flucht nach Florenz, das zweite mit Biancas Tode schließen sollte. Dann hat er aber „aus einiger Liebe zur Neuheit" die romantisch-dialogische Form gewählt, d. h. er brachte in Dialog, was leicht dazu tauglich war, „machte durch kleine Erdichtungen undramatische Scenen dramatisch und verband mittels kleiner Zwischensätze, geschrieben in erzählendem Tone, Scene mit Scene." Der

Dialog gewinnt mehr und mehr an Raum und verdrängt im zweiten Theile zusehends die erzählende Form. Im ersten Theile (bis zur Ankunft in Florenz) sind die einzelnen dialogischen Scenen der Liebenden häufig durch erzählende Abschnitte abgelöst, die theils die Vermittlung der einzelnen Dialogscenen zur Aufgabe haben, theils allgemeine Reflexionen enthalten. Die Dialoge halten sich inhaltlich ganz an Sanseverino, nur sind sie etwas breiter, ausgeführter, wortreicher. Eingelegt ist XX, 96 ein 5strophiges Lied, das das Glück der Armen gegenüber dem Prunke des unzufriedenen Reichen preist.

Kritik und Publicum.

Der Eindruck, den die „Bianca" auf die Zeitgenossen gemacht hat, war von vornhinein ein vorwiegend günstiger. Charakteristisch für den Wert der Recensionen ist es, wenn ziemlich gleichzeitig mit der Bianca (S) Meißners auch Sanseverinos Buch in der Allg. d. Bibl. recensiert wird, ohne daß dem Recensenten irgend ein Zusammenhang aufgefallen wäre. Und selbst der verketzerte Recensent der „Skizzen" in der Allg. d. Bibl. begrüßt die Bianca (Anhang zum 25.—36. Bd. 2. Abth. 718 ff.) ganz freundlich. Er findet „die dramatische Form mit eingestreuter Erzählung" einen „ganz guten Einfall", sieht einen feinen Zug darin, daß Bianca ihren Liebhaber erst für einen Salviati hielt und so eine ganz „unschuldige" Liebe faßte; die dramatische Form mache die Erzählung lebhaft und anschaulich — kurz, die offenbar „zur Uebung im Dialogieren dienende" Skizze würde ihm ganz wohlgefallen, wenn nicht Bianca Ausdrücke gebrauchte, die sich für eine vornehme Jungfrau nicht ziemten und andererseits Hang zum Declamieren hätte; im Verlaufe (Bd. 43, II, 461) äußert er den Wunsch, die Geschichte auch vollendet zu sehen, die gerade jetzt — d. i. nach dem Eintreffen in Florenz und dem Beginne der fürstlichen Leidenschaft — besonders interessant sei und wohlerfundene Situationen biete; nur die Hirtenscene und den Besuch der Frau Mondragone bei der alten Bonaventuri will er zum mindesten nicht dialogiert, am liebsten ganz weggelassen haben.

Diese wohlwollende Haltung gibt die Allg. d. Bibl. bis zum Schlusse nicht auf und zollt der Geschichte wegen „der lebhaften Darstellung der Charaktere, der Leidenschaften und Handlungen allen Beifall“ (66, 80). Ein „Meisterzug von Großmuth“ wird die Scene genannt, in der Bianca einen Brief, der ihr die Untreue Bonaventuris verrathen soll, ungelesen vernichtet; ebenso gelobt wird die Ermordungsscene Bonaventuris. Ein Einwurf, Bonaventuris Charakter nehme allzu unvermittelt eine abstoßende Färbung an, wird von Meißner sofort mit großer Gereiztheit aufgegriffen und mit vieler Umständlichkeit widerlegt. Er führt realistische und historische Gegengründe an. In einer Welt, wo sich Tugend und Schwäche so treulich gatten, zieme es sich für den Dichter nicht, „eine personificierte Vollkommenheit und auf Erden wandelnde Götter aufzustellen“; auch zeichne die Geschichte den Charakter Bonaventuris so und nicht anders, endlich gereiche es der Bianca weit mehr zum Ruhme, einem wankelmüthigen, als einem tadellosen Gatten die Treue zu halten.

Bei weitem günstiger noch, spricht sich, wie gewöhnlich, die Allg. Litt. Ztg. aus. Sie recensiert schon in ihrem ersten Bande auf S. 210 die Ausgabe B_1. Sie ist des Lobes voll über die außerordentlichen Verbesserungen, die diese neue Ausgabe aufzuweisen hat, über die starken Vermehrungen und über den Fleiß und Eifer, der kaum eine Seite ohne Emendierung gelassen hat. Ebenso habe die ganze Erzählung nunmehr an Rundung, Form und Zielbewußtsein gegen früher, wo nur einige besonders merkwürdige Situationen bearbeitet werden sollten, gewonnen. Auf eine nähere Zergliederung wird nicht weiter eingegangen, da es ja schon allbekannt sei, Herr Meißner sei „einer unserer besten Prosaisten,“ er verbinde Sinn für Politur und Correctheit mit einer warmen Phantasie und nicht gemeinen Kenntnis der Welt und des menschlichen Herzens, ziehe es aber stets vor „idealistische Charaktere“ zu zeichnen und die Natur zu verschönern, als sie in ihrer gewöhnlichen Gestalt vorzutragen. Nur thue er ab und zu in der künstlichen und symmetrischen Abfassung

seiner Perioden des Guten zu viel. Auch ins „Preciöse" verfalle Herr Meißner bisweilen; einige unglückliche und schwülstige Bilder werden zur Illustration herangezogen. Dies alles aber sei nur erwähnt, um Herrn Meißner auch von den letzten kleinen Mängeln zu befreien, da er ja die trefflichsten Anlagen zu einem — classischen Prosaisten unverkennbar besitze. Die Allg. Litt. Ztg. treibt aber das Entgegenkommen gegen ihren Mitarbeiter denn doch zu weit, wenn sie sich dazu hergibt, in seinem Namen vor dem Ankaufe der Nachdrucke zu warnen und sich in jeder Weise salviert, um nur seine Empfindlichkeit zu schonen. Ja, sie versteigt sich bis zu der Abgeschmacktheit im Jahrg. 1787 I, 97, Müller, dem Verfasser des Siegfried von Lindenberg, Lessings „Emilia Galotti" und „als ein anderes Meisterstück" vorzüglich Meißners vortreffliche „Bianca Capello" als Vorbild für die Darstellung schwieriger Charaktere zu empfehlen. Andere Leute waren übrigens lange nicht so begeistert von der Bianca. Wir haben schon einmal erwähnt, daß die Allg. d. Bibl. noch nach Jahren (44, I, 154) sehr energisch auf den Schaden hingewiesen hat, den Meißner, angeblich der „erste Tonangeber" des historischen Romans, durch seine Arbeiten, darunter auch durch die Bianca, angerichtet hat. Auch das deutsche Museum bringt (Jahrg. 1786, I, 182) einen „Gedanken- und Sprachfehler" betitelten Aufsatz, in dem Meißner „einer von den Lieblingsschriftstellern des deutschen Publicums, der Mann, der zu viel wahre Vorzüge an sich hat," der „sich der Vollkommenheit in seinem Fache am meisten nähert", doch recht viel Unangenehmes über seine „Bianca" in sprachlicher Beziehung zu hören bekommt. Nicht minder rührt es sich im Freundeskreise. Halem wünscht am 16. November 1785 vor allem die Uebergänge zwischen Dialog und Erzählung minder auffallend, „verschlungener," ohne den ausgesprochenen Satz: Nun will ich sie reden lassen. Ein Vorwurf, der mehr für den Alcibiades, als für die Bianca zutrifft. Archenholtz am 27. November 1786 wettert ganz besonders gegen die „blaue Gondel" Biancas, die auch in den

späteren Ausgaben weggeblieben oder in eine schwarze verwandelt worden ist.

Nachwirkung. Uebersetzungen.

Trotz dieser Einschränkungen kann aber nicht geleugnet werden, daß der Erfolg der Bianca, über den sich ja selbst der Verfasser schon in B_1 befriedigt äußert, ein nachhaltiger gewesen ist. Uebersetzt wird die Bianca zweimal ins Französische von Rauquil Lieutaud 1788 und 89 und vom „Auteur du Vicomte de Barjac" 1780), zweimal ins Dänische (Muntrebibliotek Kopenhagen 1787 und von C. Tode 1800 vgl. Allg. Litt. Ztg. Intllgz. Bl. 1805 Nr. 113) und einmal ins Holländische (Haarleem 1790).

In Deutschland wurde sie eine Zeit lang viel besprochen und nachgeahmt. Wenn Heinse beispielsweise von der „berühmten Bianca", ohne weitere Erklärung spricht, so muß er offenbar von einer Vertrautheit mit dem Stoffe überzeugt sein, die sich in Deutschland doch zum größten Theile nur auf die Meißner'schen Arbeiten gründen konnte; auch Siebenkees und andere stellen fest, daß sich die Meißner'sche Bianca bereits in den Händen eines jeden „empfindsamen" Lesers befinden müsse. Von Nachahmungen,[19]) Bearbeitungen und dergleichen wäre das Schauspiel Bianca Capello von Soden (Leipzig bei Baumgärtner ohne Jahreszahl) zu nennen. Es ist offenbar nach Meißner gearbeitet, beginnt mit der Entführung der Bianca, welcher Bonaventuri eine frühere Geliebte opfert und schließt mit der Ermordung Bonaventuris und der Vermählung Biancas mit dem Herzoge. Cassandra, die florentinische Geliebte Bonaventuris, tritt auf, die dem Sanseverino entnommene Hirtenscene kommt in ausgeführter Gestalt auf die Scene. Das Drama ist höchst ungeschickt abgefaßt. Außerdem führt Jördens noch ein 1786 in Leipzig erschienenes fünfactiges Trauerspiel „Bianca Capello" nach A. G. Meißner frei bearbeitet von F. J., Leipzig und ein gleiches von Essich, Dinkelsbühl 1792 an, die ich beide nicht kenne.

Alcibiades.

Kommst du aus Deutschland? Sieh mich
doch an, ob ich wirklich ein solcher
Hasenfuß bin, als bei euch man in Ge-
mälden mich zeigt!
(Schiller—Goethe.)

Inhalt.

Alcibiades, Sohn des Klinias und der Dinomache, wird uns schon als fünfjähriges Kind vorgeführt. Er bringt den Phidias durch seine „Kunstkritik" in Erstaunen, zeigt, wie seine „Amme" behauptet, schon sehr früh Züge von Herrschsucht, ergeht sich in Spitzfindigkeiten gegen seinen Vater, kurz, zeigt sich als „Wunderkind"; als Klinias in den Krieg zieht, denkt das Söhnlein nur an Sieg und Beute und übernimmt es, als jener vor dem Feinde gefallen ist, der Mutter hievon Mittheilung zu machen. Er bringt selbst rohe Fuhrleute durch seine Liebenswürdigkeit dazu, ihm zu Willen zu sein. Er läuft seiner Mutter davon, um sich einem reichen Knabenliebhaber hinzugeben, wird von seinem Vormunde Perikles durch List zurückgeholt und in dessen Haus aufgenommen; er lernt sehr gut, ist bald ein kleiner Sophist, hat aber einen besonderen Abscheu gegen das Flötenspiel, was er mit viel mythologischer und ästhetischer Gelehrsamkeit rechtfertigt. So wird Alcibiades ein Jüngling, d. h. er dürfte etwa das 12. Lebensjahr erreicht haben. Sein Ehrgeiz verwindet es schwer, wenn er bei einem Kampfspiele nicht den ersten Preis erhält, er ist durchdrungen von seiner großen Zukunft und wird beim Volke durch seine tollen Streiche rasch bekannt: er macht jeden Nebenbuhler durch seine Freigebigkeit unmöglich, wählt sich den Antiochus, einen Jüngling aus niederem Stande, deswegen zu seinem Busenfreunde, weil er eine entflogene Wachtel wieder eingefangen hat, schneidet seinem Hunde den Schwanz ab, um seinen Feinden dadurch Befriedigung ihrer Schmähsucht zu gewähren, ohrfeigt einige Gelehrte, die den Homer entweder nicht besitzen oder ihn zu verbessern wagen, beschenkt die ihn umringenden mittellosen Schmarotzer mit den Gütern der besser gestellten, kurz,

lebt das Leben eines jungen reichen Nichtsthuers. Da führt ihn das Glück mit Sokrates zusammen, der ihm in der bekannten dialektischen Methode das Abscheuliche vieler seiner Fehler zu Gemüthe führt. Seine Heftigkeit, sein Stolz, seine Schwelgerei, sein Hang zur Verschwendung, zur Weichlichkeit und zur Buhlerei, alles das wird ihm in seiner ganzen Häßlichkeit theils in Gesprächen dargestellt, theils auch in praktischen Beispielen vorgeführt. Wenn auch nicht geheilt, so wird Alcibiades doch in manchen Stücken gebessert. Am wenigsten wohl in Betreff dessen, was seine Wohllust angeht. In den verschiedensten Lagen finden wir ihn. Das einemal in innigen Beziehungen zu Aspasia, seiner Pflegemutter, das anderemal in den Armen einer Jungfrau, in deren Schlafgemach er sich in ganz niedriger Weise Zutritt verschafft hat; ein drittes mal bei der berühmten Buhlerin Timandra, dann wieder bei einer Geliebten, die er eben verabschiedet, und wieder ein anderesmal bei einem armen jungen Geschöpfe, das ihm schändlich verkuppelt werden soll und auf das er edelmüthig verzichtet, endlich bei einer Ungetreuen, die ihn verrathen hat. Diese Abenteuer nehmen den ganzen 2. Band der ersten Auflage ein.

„Alcibiades, der junge Mann", tritt dann endlich mehr ins öffentliche Leben hinaus. Er versöhnt den tief gekränkten Perikles mit den Athenern, zieht sich jedoch beim Herannahen der Pest auf sein Gut zurück, wo er im Kreise seiner Zechgenossen heitere Stunden verlebt. Der Tod des Perikles ruft ihn in die Stadt zurück. Nun erst tritt er in das eigentliche politische Leben ein, sorgt aber vorher noch durch ein an dem Maler Agatarch ausgeführtes Gewaltstück dafür, daß auch genugsam von ihm gesprochen wird. Seine politische Laufbahn leitet er durch die Versöhnung mit seinem Rivalen Nicias ein, um so die durch den Ostracismus drohende Gefahr von beiden abzulenken. Dies gelingt ihm, er muß aber, wie einst in seiner Kindheit, einen Zusammenstoß mit dem Menschenfeinde Timon durchmachen. Durch die sehr schlaue Ueberlistung der spartanischen Gesandten macht er sich rasch populär, eine Popularität, die er, seiner Gewohnheit nach, durch ein neues Husarenstückchen,

das schließlich zu seiner Vermählung mit Hipparete führt, zu festigen weiß. Der Dichter Hegemon von Thasos, den er eigenmächtig von allen Geldverpflichtungen lossspricht, bietet ihm willkommenen Anlaß, seine Volksthümlichkeit zu erproben. Der Verlauf des peloponnesischen Krieges gibt dem zum Manne herangereiften Alcibiades Gelegenheit, sich auch im Kriege zu bewähren. Mit flammender Beredsamkeit bringt er das Volk dahin, selbst gegen die priesterliche Mahnung die Sicilische Expedition zu beschließen. Vor seiner Abreise vereinigt er seine Kriegsgenossen zu einem Bunde, dem er als Hierophant vorsteht und dessen dunkle Ceremonien ihm später die Anklage wegen Verhöhnung der Mysterien eintragen. Da auch in jener letzten Nacht seiner Anwesenheit in Athen die viel berufene Hermenverstümmlung vorfällt, so wird es seinen Feinden, die ein ganzes Heer von Spionen, Sykophanten und falschen Zeugen aufgeboten haben, nicht schwer, den Alcibiades vor die Volksversammlung zu bringen. Dank seiner glänzenden Beredsamkeit und der mangelnden Begründung der Anklage wird ihm hier seine Freisprechung und volle Genugthuung zu Theil. Der Haß seiner Feinde ruht aber nicht und während er die Dinge in Sicilien einem gedeihlichen Ende zuzuführen im Begriffe steht, wird das Salaminische Schiff um ihn gesendet. Unter dem Anscheine besonderer Fügsamkeit gelingt ihm die Flucht und, nachdem er sich selbst von der getreuen Hetäre Timandra getrennt, begibt er sich nach Sparta, wo er sich mit verblüffender Schnelligkeit in die neuen ihm theilweise so wenig zusagenden Verhältnisse eingewöhnt. Die guten Rathschläge, die er den Spartanern betreffs der Sicilianischen Expedition ertheilt und die außerordentlichen Erfolge, die ihm Sparta während des Dekeleischen Krieges zu danken hat, würden wohl seine Stellung zu einer völlig gesicherten gemacht haben, hätte er nicht mit Timäa, der Gemahlin des Königs Agis ein sträfliches Verhältnis unterhalten und so dessen unversöhnliche Eifersucht auf sich geladen. Bevor ihn der gedungene Mörder noch erreichen kann, flieht Alcibiades, von Antiochus, seinem Jugendfreunde, begleitet, an den Hof des persischen Sa-

trapen Tissaphernes nach Sardes. Auch hier bezaubert er Männer und Frauen und übertrifft, wie früher den abgehärtesten Spartaner an Stählung des Körpers und Selbstüberwindung, so jetzt den weichlichsten Perser an Raffiniertheit der Genüsse und Bedürfnisse. Er steht hoch in Gunst bei Tissaphernes, der nach ihm einen Garten benennt und ihn zum Bevollmächtigten in allen griechischen Angelegenheiten macht. Die Athener, in ihrer mißlichen Lage, rufen den Alcibiades zurück und überhäufen ihn mit Ehren. Eine Frau, fasciniert von dem Rufe des Helden, erscheint bei ihm, um ihm ihre Tochter anzubieten, die er aber ausschlägt, um sie selbst zu wählen und lange Jahre, bis zur Wiedervereinigung mit Timandra, mit ihr zu leben. (Eine unsagbar widerliche Scene!) Bevor er noch das versöhnte Athen betreten kann, geräth er in die Gefangenschaft seines einstigen Gastfreundes Tissaphernes, entkommt aber bald, verrichtet für Athen gegen Persien Wunder an Tapferkeit, dictiert dem Pharnabaz Friedensbedingungen und feiert endlich seinen Einzug in Athen, wo er sich auch mit Timandra wieder vereinigt. Athen schickt ihn neuerdings gegen Sparta; verschiedene unglückliche Umstände hindern ihn an der Ausnützung des Sieges bei Andros, andere, wie die Unüberlegtheit seines Freundes Antioch bringen ihm Mißerfolge. Aspasia, deren Liebe noch nicht erstorben ist, warnt ihn heimlich vor den neuerlichen Rache- und Mordplänen der Athener. So entflieht er abermals, diesmal von Timandra und Diophant, dem begeistertsten seiner Jünger, begleitet und zwar nach Bisanthe, einem ihm gehörigen Bergschlößchen in Thracien. Bald aber wird er an den Hof eines Thracischen Tyrannen gezogen, wo er in herkömmlicher Weise das Entzücken aller Frauen und die Bewunderung aller Männer erregt. Er behandelt die Timandra, die ihm auch eine Tochter, die Laïs, gebiert nunmehr ganz als Gattin. Doch kann er die Sorge um Athen, das sich eben dem Entscheidungskampfe mit Sparta bei Aigospotamoi (405) nähert, auch in dieser Abgeschiedenheit nicht bannen. Er eilt, den Athenischen Anführer Tydeus auf offenkundige Fehler aufmerksam zu machen, wird aber von ihm schnöde abgewiesen:

Lysander, Alcibiades' alter Feind von Sparta her, siegt. Alcibiades fühlt sich nun nicht mehr sicher in Bisanthe und flieht — zum letztenmale in seinem Leben, diesmal geht es zunächst nach Phrygien zu Pharnabaz, der ihn in glänzender Weise aufnimmt, und dann weiter nach Persepolis an den Hof des Artaxerxes. Unterwegs wird er von den Spartanischen Mördern ereilt. Sie zünden die Hütte an, in der er mit seinen Begleitern Diophant und Timandra nächtigt, und töten den Herauseilenden mit Speer- und Bogenschüssen. Entsetzlich ist der Jammer der Timandra, die ihn nicht lange überlebt. „Athen beweint laut in ihm seiner Größe letzten Strahl, Grächen seinen ersten Feldherrn .... Alle Freunde des Alcibiades erinnerten sich dankbar seiner durch ihr ganzes Leben."

Ausgaben. Entstehungsgeschichte.

Der Alcibiades sollte ursprünglich nur durch erläuternden Text verbundene dialogische Scenen umfassen und wie die Bianca in den Skizzen erscheinen. Zuerst sind einzelne Scenen unter dem Titel „Ueber den Alcibiades nebst einigen Scenen aus seinem Leben," im Januar 1778 in Boies deutschem Museum ohne Namen erschienen. Es sind dies die Scenen mit dem ausweichenden Fuhrmanne (XVII, 50), die Geschichte mit dem Hunde (XVII, 91), die Eroberung der Timandra (XVII, 235), die Einleitungsscenen des Aufenthaltes in Sparta (XVIII, 185 bis 189 und 202) und (später stark geändert) die Erzählung des Alcibiades von seiner Abweisung durch Tydeus (XIX, 242). In Folge der Ermunterung Boies werden die Scenen im 2. Bande des Museums von 1778 mit voller Namensangabe fortgesetzt, obwohl kein Kunstrichter von den ersten Notiz genommen hat; es sind die letzten, die einzeln abgedruckt werden.

Diese Scenen sind: Alcibiades und Nikarete (XVII, 278 bis 293), Alcibiades, Hipponikus und Hipparete (XVIII, 87—93). Ein Sternchen soll die den Quellen entnommenen, zum Unterschiede von den frei erfundenen Scenen bezeichnen. Das Zeichen ist im ganzen verläßlich. Es bezeichnet nur den Kampf der Nebenbuhler um Timandra und die Abweisung des Tydeus

als erfunden. Erwägen wir, daß die einzelnen Scenen mit nicht unmittelbar fortlaufenden Nummern versehen sind und daß das Museum von 1778, 2. Bd., schon die baldige Vollendung verspricht, so scheint es wirklich, als reichten nennenswerte Theile des Alcibiades bis in den Schluß der siebziger Jahre zurück, wären also mit Frink und Bianca gleichzeitig. Meißners Productivität in diesen Jahren ist jedenfalls eine erstaunliche. Die einzelnen Scenen stimmen in ihren Grundzügen schon sehr wesentlich mit ihrer späteren Fassung überein; sie sind etwas knapper, sprachlich nicht so breit, wie in der Buchausgabe. Der Juli 1780 bringt bereits eine Subscriptionseinladung auf den Alcibiades im „Merkur" und „Museum". Er soll in 2 Bänden zu 20 Bogen mit Kupfern von Schenau und Geyser im Verlage der Breitkopf'schen Handlung erscheinen. Der erste Theil soll Michaelis 1780, der zweite Neujahr 1781 aus der Presse kommen. Für die Subscribenten werden reichliche Lockköder ausgeworfen; der Preis ist für das ganze Werk 1 Thlr. 12 gr., nach Ablauf des Subscriptionstermines auf „schlechterem Papiere" 2 Thlr. Nach einer Reihe von Städten werden die Exemplare postfrei gesendet. Der Verfasser bezeichnet selbst den Alcibiades als das beste, was er geschrieben und verspricht den Subscribenten, sie würden ihr Geld nicht zu bereuen haben. Trotz aller dieser Lockungen sah es aber mit der Subscription ziemlich trübe aus. Wenigstens äußert er sich — am 6. Juli und 29. September 1780 — sehr verstimmt gegen Goekingk. Drei Monate nach Erlaß seines Aufrufs habe er kaum 100 Subscribenten. Seine auswärtigen Freunde hätten ihr Wort, ihm Abnehmer zu werben, nicht gehalten, besonders Boie fasse die Sache schief an; vor Weihnachten 1780 könne der erste Theil nicht erscheinen. Auch mit dem Verleger Breitkopf hat er Schwierigkeiten wegen seines Honorars und der Entschädigung für Schenau, der die Kupfer entworfen und für Geyser, der sie gestochen, gehabt.[20]) Ungefähr um die angegebene Zeit, doch mit der Jahreszahl 1781, erschien der erste Band des Alcibiades. Er bringt die versprochenen Kupfer, ist in lateinischen Buchstaben gesetzt und dem „Freunde und Lands-

mann, Herrn Professor Schenau, einem der ersten unter Teutschlands Künstlern" gewidmet. Der erste Band reicht bis zu „Alcibiades der junge Mann"; buchhändlerische Gründe verhinderten die Fortsetzung bis zum Tode des Perikles — also bis XVIII, 216—17 der gesammelten Werke. 1783 erscheint erst der zweite Theil. Er bringt in seiner Einleitung die üblichen Entschuldigungen wegen der Verspätung und die Ankündigung, daß der Verfasser sich und seine Subscribenten getäuscht habe, da unbedingt noch ein 3. Theil folgen müsse, der die Subscribenten nur 1 Thlr. kosten solle. Wer aber nicht wolle, der brauche ihn ja nur — ungekauft zu lassen. Dieser Theil werde übrigens weit pünktlicher erscheinen. Der 2. Theil reicht bis Alcibiades, der Mann (XVIII, 97). Der versprochene dritte erscheint erst 1785, bringt eine Entschuldigung wegen seiner Verspätung und deduciert die aus stofflichen Gründen unbedingt erforderliche Fortsetzung in einem 4. Theile. Er reicht bis XVIII Schluß. Nach weiteren drei Jahren erscheint der 4. und letzte Theil, dem Vater Gleim zugeeignet und mit einer den Helden und den Verfasser langathmig vertheidigenden Vorrede eingeleitet. Dieser erst bringt den Schluß, auf den die Subscribenten des 1. Bandes volle sieben Jahre haben warten müssen. Die zweite Ausgabe mit Titelkupfern von Vogel, Penzel, Krüger u. a. erschien 1785—88 in Leipzig. Die Unterschiede beider Ausgaben sind, von der Orthographie abgesehen, ziemlich unwesentlich. Eine Reihe von Scenen ist in der 2. Ausgabe dazu gekommen: so die mit dem Zeichendeuter (XVIII, 82), die Unterredung des Sokrates mit der Buhlerin Theodata (XVII, 159—70), dessen Vorgehen gegenüber den Geschenken des Alcibiades (XVII, 178—80), die Geschichte mit dem eigenmächtig von den Schulden losgesprochenen Hegemon von Thasos (XVIII, 97—100) und einzelne kleinere. Antiochus heißt in der ersten Ausgabe Axiochus.

Quellen.

Die Hauptquellen, die Meißner benützt hat, sind Plutarch, Thucydides, Cornelius Nepos, Athenäus und Xenophon. Für

das Privatleben ist Plutarch[21]) die Hauptquelle: Die ganze Jugendgeschichte, all die Anekdoten, wie der Kummer des Kindes, weil die scheltende Amme es mit einem Weibe vergleicht (XVII, 26), die Geschichte vom Fuhrmanne (XVII, 50), die Abneigung gegen das Flötenspiel (XVII, 71), die Entweichung zum Wüstlinge Demokrates (XVII, 54), die Beschenkung eines Armen mit dem Tafelgeschirr eines reichen Kameraden (XVII, 103), die Anekdote mit den beiden Pächtern (106), die Annäherung an den Sokrates, der ihn vermittelst der Ohren regiert (130), die Geschichte mit den Gelehrten und dem Homer (94), sein leichtsinniger Rath, Perikles solle bedacht sein, den Athenern keine Rechnung abzulegen (69), der Feldzug in Begleitung des Sokrates (176), die Mißhandlung des Hipponicus und des Taureas (XVIII, 86 u. 220), die Hundeaffaire (XVIII, 92), die entflogene Wachtel (88), der Schmerz wegen des zweiten Preises (112), das alles ist dem Plutarch entnommen. Die Angaben des Plutarch hat er vor allem erweitert und in einen größeren Zusammenhang gebracht. Plutarch z. B. erzählt, der kleine Alcibiades habe im Ringen seinen Gegner gebissen und dieser habe gerufen: du beißest wie die Weiber. Nicht doch, versetzte er, sondern wie die Löwen. Bei Meißner ist es die Amme, die von sich erzählt, sie habe ihm diesen Vorwurf gemacht, worauf er thränenden Auges, als widerfahre ihm der größte Schimpf, erwidert habe: Wie ein Weib? du hättest wohl noch passender sagen können wie ein Löwe. Von der Fuhrmanns- und der Entführungsgeschichte wird bei Plutarch nur knapp die Thatsache erzählt. Meißner macht daraus lange Dialoge, in denen die betheiligten Personen handelnd und redend auftreten. Seinen Abscheu gegen das Flötenspiel drückt Alcibiades bei Meißner des Zusammenhanges wegen Perikles gegenüber aus, der ihm Vorwürfe wegen seines schlechten Fortganges in dieser Kunst macht. Erzählt er, wie „Alcibiades, der Mann" dem Ostracismus entronnen (56), welche Bundesgenossen er geworben (84), wie reichlich sein Lager gewesen (110), wie seinen Schild ein Bild des Liebesgottes geschmückt (XVII, 270), wie er sich im Schoße der Buhlerin Nemea habe malen lassen

(XVIII, 10), und wie er den Maler Agatarch gefangen gehalten (45—53), wie ihn Timon geschmäht (68), so ist er auch hier dem Plutarch gefolgt. Ebenso ist die Sicilische Expedition ganz nach Plutarch dargestellt. Auch sein Proceß, die Schändung der Mysterien (auch die Eigennamen stimmen überein), die Hermenverstümmelung, die Art, wie seine Feinde gegen ihn auftreten, wie die falschen Zeugen überführt werden (Mondschein), die Geschichte vom Andokides, der durch den Sturz einer vor seinem Hause stehenden Säule besonders verdächtig ist und auf Anrathen des Timäus, um sein Leben zu retten, andere, darunter Alcibiades, angibt, die Verurtheilung des Alcibiades, die Art, wie er von Sicilien heimgeholt wird, wie er selbst seiner Mutter nicht mehr traut, der Edelmuth der Theano (109—188), ist dem Plutarch entnommen. In Sparta verführt er auch bei Plutarch die Timäa, um Könige unter seinen Söhnen zu haben (203); er wird in der oben dargestellten Weise verhaßt, flieht nach Persien und wird bei Tissaphernes so beliebt, daß dieser seinen schönsten Garten nach ihm benennt (282); in Sparta ist er der Abgehärtetsten, in Persien der Weichlichsten einer. Die Bekämpfung der Griechen ist ganz nach Plutarch, selbst Details, wie die Namen der Mitfeldherrn, die Unterstützung des stimmengewaltigen Thrasybul (XIX, 40), das Aufhalten der phönicischen Schiffe (56), die Attaque bei Abydos (59), das Fackelzeichen bei Selymbria (80) stimmen überein; etwas geändert ist die Gefangennahme (62), doch findet sich auch da das Thatsächliche bei Plutarch. Ganz übereinstimmend ist wieder die Rückkehr nach Athen mit allen Details (125), die Entweihung des Plynterienfestes (130), die Feier von Eleusis (143). Nicht anders ist es mit dem Kampfe gegen Sparta: selbst Einzelheiten, wie die Namen der Collegen im Commando (150), der Kniff des Lysander mit den 4 Obolen (150) stimmen überein; nicht minder die ganze Abfahrt (157 ff), die Hetzereien des Thrasybul (174), die Flucht nach Bisanthe (151), sein warnender Besuch bei den Athenischen Feldherrn (243), wobei aber seine an Diophant und Timandra gerichtete Erzählung wegfällt, endlich die Flucht zu Artaxerxes, die vorzügliche

Aufnahme durch Pharnabaz (257), der Anschlag der Spartaner gegen sein Leben (251), die Art und Weise seiner Ermordung (264); hier geschieht auch zuerst der Timandra und ihrer Tochter Laïs Erwähnung. Auch ganz unwesentliche Einzelheiten schöpft er aus dem Plutarch: Wenn Timandra ihn (XVIII, 252) einen „lispelnden Schwätzer" nennt, so stammt dieses „Lispeln" aus dem Plutarch. Ebenso (XVII, 187) der „Meerzwiebelkopf" Perikles (Plutarch, Perikles).

Mit Nutzen hat er ohne Zweifel auch den Cornelius Nepos (Alcibiades) verwendet. Dieser bringt weniger Details, faßt aber dafür die einzelnen Momente übersichtlich zusammen; das Motiv der verbrecherischen Knabenliebe, das Meißner doch nur anzudeuten wagt und in Bezug auf Sokrates entschieden in Abrede stellt, stammt von Cornelius. So weit auch Plutarch über Cornelius hinausgeht und so sehr er alles bringt, was Cornelius anführt, so sprechen doch einzelne Details für eine directe Benützung des Cornelius. Der Wunsch des Alcibiades beispielsweise, noch vor dem Abgange zum Heere die Untersuchung durchzumachen (XVIII, 146), die Schenkung des Schlosses Grunium, das ihm 50 Talente trägt (XIX, 257), diese beiden Angaben finden sich bei Cornelius, nicht aber bei Plutarch. Neben diesen allgemeinen Quellen hat sich Meißner noch einer größeren Anzahl von Specialquellen für die einzelnen Partien bedient. Für das Kriegs- und Staatsleben, für die Reden des Alcibiades hat er den Thucydides mit viel Fleiß benützt.[22]) Schon die bei Plutarch angeführte Ueberlistung der Spartanischen Gesandten findet sich hier genauer und ist von directem Einflusse auf Meißner. Ganz dem Thucydides entnommen und nur theilweise in die indirecte Rede umgesetzt, sind die Reden des Nicias und Alcibiades (XVIII, 109 = Thucydides VI, 9) — die des letzteren mit besonderer Anlehnung an Thucydides — die Schilderung der Pest, auf die er in der Anmerkung selbst hinweist (XIII, 6 = VI, 38); die Reden beim Processe wegen des Hermenfrevels sind (139 ff.) gedehnter, breiter als bei Thucydides (VI, 27). Ganz nach Thucydides gearbeitet und nur in Dialogform gebracht ist die Scene im Zelte des Nicias (XVIII, 152

= VI, 47), desgleichen die Intriguen gegen Alcibiades in Athen (XVIII, 165 ff.), fast wörtlich stimmt die Rede in Sparta gegen Athen (XVIII, 190 = VI, 89) überein; die Unterredung mit Endius und die darauf folgende Operation entstammt dem Thucydides, ist im Detail übereinstimmend, aber doch ziemlich erweitert (VIII, 12 = XVIII, 212); dem Thucydides entnommen ist weiter der Bund mit Milet (225 = 17), die Hauptzüge seiner, dem Tissaphernes ertheilten Rathschläge (VIII, = 45, 46 309, XIX, 56) und sehr genau die Verhandlungen zwischen Alcibiades und den Athenern wegen seiner Rückkehr (XIX, 27 = 47). Abweichend ist hier die List mit den vier Obolen (XIX, 157), die, nach Thucydides, Alcibiades den Persern angerathen hat und die Verbannung des Hyperbolos (XVIII, 56), an der Thucydides dem Alcibiades keinen Antheil zuschreibt. Hier hat sich Meißner eben nach Plutarch gerichtet. Stark nach Thucydides ist auch die Volksversammlung (XIX, 29 ff.) ausgeführt; doch ist die große Rede des Alcibiades nicht im Thucydides enthalten, sondern sie ist lediglich nach dessen Muster gearbeitet. Für die Liebesabenteuer des Alcibiades hat sich Meißner Anhaltspunkte — die eigentliche Erfindung scheint sein eigenes Werk — aus den Deipnosophistarum libri XV des Athenäus[23]) geholt. Sonst hat er ihn, obwohl er in seiner kurzen Darstellung manche bei Plutarch nicht vorhandene Einzelheit brachte, nicht verwertet. Dagegen entnimmt er ihm (XIX, 209) die abscheuliche durch Hagedorn bekannt gewordene Geschichte von der blutschänderischen Liebe des Alcibiades in Abydos, auf die Athenäus dreimal (Cap. XII u. XIII) zurückkommt und die Lysias dem Sohne des Alcibiades zum Vorwurfe gemacht hat. Auch die Begleitung der Timandra scheint auf Athenäus zurückzugehen. Er erzählt zweimal, Alcibiades sei im Felde stets von zwei Dirnen, Timandra (auch Damasandra), der Mutter der Laïs, und Theodata begleitet gewesen; diese hätten ihn auch, als er im Sterben lag, gepflegt. Von hier mag Meißnern auch der Gedanke gekommen sein, den Alcibiades in intimem Verhältnisse mit Aspasia leben zu lassen, ein Vorwurf, den ihr sonst niemand, auch Wieland nicht, gemacht hat. Athe-

näus bringt ähnliche häßliche Geschichten aus dem Hause des Perikles; und Meißner hat diese Stellen, da er über die Zärtlichkeit des Perikles gegenüber der Aspasia handelt (XVII, 191), benützt. So finden sich auch die meisten bei Meißner vorkommenden Mädchennamen: Glycerion, Naïs, Nikarete, Aspasia, Theodata, Timandra bei Athenäus vor; doch sind die meisten auch bei Wieland vorhanden.

Eine dritte Gruppe von Quellen wäre für die Sokrates-Scenen anzunehmen. Doch bin ich nur bei einzelnen eine directe Uebersetzung nachzuweisen in der Lage; die Dialoge mit Alcibiades selbst scheinen nicht Uebersetzung, sondern vielmehr Nachahmung zu sein. Vorbilder hat er ja genug gehabt. Von Phädon und den sonstigen Platonisch-Sokratischen Arbeiten Mendelssohns abgesehen, erschien 1772 die „Neue Mythologie" Eberhards, 1783 kamen die Heinzeschen Uebersetzungen des Aeschines, Kritos und der Xenophontischen Memorabilien des Sokrates heraus, etwas später Köppens pseudoplatonischer „Alcibiades der zweite" u. s. w. Meißner erklärt auch (XVII, 112), die Excerpierung antiker Dialoge mache ihm Schwierigkeiten; einzelnes, wie die Geschichte von Chärephon und Melione (XVII, 139) ist ganz gewiß nicht antiken Ursprunges und so mag ja auch der angrenzende Dialog modern sein. Uebersetzung dagegen, wenn auch durchaus nicht wörtliche, ist die Unterredung des Sokrates mit der Theodata: diese stammt aus Xenophons Erinnerungen an Sokrates Cap. 11.[24]) Die Beziehung zu Alcibiades ist aber von Meißner neu hinzugefügt worden. Stark angelehnt an Platos ersten Alcibiades ist, trotz Meißners gegentheiliger Versicherung, der Dialog mit Krito (XVII, 112). Alcibiades hat den Sokrates zuerst übersehen (Meißner 116, Plato § 1); Alcibiades glaubt trotz seiner Jugend alles leisten zu können (117, § 1); die Aufzählung seiner Vorzüge (118, § 2); seine weitausschauenden Zukunftspläne (120, § 4); die Kenntnisse der Staatsmänner, die jenem noch fehlen, die Prahlerei mit seinem Reichthume, die angebliche Abstammung des Sokrates von Vulkan und Herkules (121, § 7, 8, 35 ff.); der Vergleich mit dem Gürtel der Königin

von Persien, mit den Spartanern, das „Erkenne dich selbst" (122, § 38—41), das alles findet sich bei Plato freilich in lang ausgesponnener directer Rede, während bei Meißner Sokrates andeutungsweise das wiedererzählt, was er dem Alcibiades gesagt habe. Wenn sich Alcibiades noch nach Jahren (XIX, 220) des Sokrates erinnert und gemeint hat, er habe den Silenenbildern geglichen, die außen häßlich und innen voll von den schönsten Idolen sind, oder wenn er sagt, bei der Rede des Sokrates habe sein Herz gleich dem eines Korybanten gepocht, so sind das Reminiscenzen aus Platos Gastmahl. Ein guter Theil des Verkehres mit Sokrates ist übrigens wieder dem Plutarch entnommen (so die ganze Geschichte von der Lebensretttung, vom Preise ꝛc. XVII, 176). Daß Meißner die Rede des Andokides gegen Alcibiades, die sich so eingehend mit der angeblichen Verhöhnung der Mysterien beschäftigt, gekannt hat, bezweifle ich; alle etwaigen Uebereinstimmungen gehen auf Plutarch zurück. Die Eigennamen stimmen nicht, bis auf den Namen des Generalklägers Andokides selbst, der aber auch bei Plutarch vorkommt. Der Spion heißt hier Charmides, bei Meißner im Anschlusse an Plutarch Timäus. Auch eine sonstige Uebereinstimmung liegt nicht vor. Meißner wird für die Mysterien wohl die von ihm citierte moderne Quelle benützt haben. Außerdem hat Meißner noch ab und zu eine Scene aus Quellen herüber genommen, die für den Alcibiades nur an dieser einen Stelle nachweisbar sind und die ihm von seiner Lecture her bekannt gewesen sein mochten. So (XVII, 181) das Gespräch zwischen Perikles und Alcibiades über das Gesetz. Es stammt aus den Memoiren des Xenophon (41) und ist dort dem Sokrates in den Mund gelegt. Oder die Geschichte von Hegemon von Thasos (XVIII, 97), die dem Athenäus (IX, 407) und die unmittelbar vorhergehende von Eupolis, dem Komödiendichter, welche einem Scholiasten zu Aristophanes entstammt.[25]) Fraglich ist, ob sie Meißner direct aus dieser Quelle entnommen hat.

Eine weitere antike Quelle scheint uns, wenn wir von Büchern, die er zur allgemeinen Orientierung gelesen haben mag, wie Xenophons hellenische Geschichte, Diodor u. a. ab-

sehen wollen, Meißner nicht benützt zu haben.[26]) Auch die französischen und englischen Alcibiades-Bearbeitungen (Campistron, Otway) hat er nicht verwertet; auch nicht Marmontels moralische Geschichte „Alcibiade", in der Alcibiades jedesmal vor der weiblichen Tugend den Rückzug antreten muß. Hagedorn (Alcibiades und Axiochus) hat direct aus dem Athenäus geschöpft. Sehr wahrscheinlich aber ist es, daß er den Lessingschen Alcibiades gekannt und auch theilweise genützt hat. Der Alcibiades Lessings ist im „Theatralischen Nachlasse" 1784—86 erschienen; der 4. Band der 1. Auflage des Meißnerschen 1788. Es liegt also kein Anlaß vor, daß Meißner den Entwurf Lessings vor Abschluß seines Romanes nicht gekannt haben sollte. Der 4. Band bringt deutliche Spuren davon: die Begrüßung des jungen Morgens durch den heimatlosen Alcibiades, die Erwähnung des unvergeßlichen Sokrates, den Timandra belächelt, (XIX, 211 und 220) die Art, wie ihn Pharnabaz aufnimmt, der ihn „zum Nachbar beim nächtlichen Mahle wählt" (XIX, 257 vgl. Lessing: Du sollst der erste zu meiner Linken sein!) das ist Lessingscher Provenienz. An eine gemeinsame Quelle werden wir nicht zu denken brauchen: wahrscheinlich hat es Meißner als eine Art Ovation aufgefaßt, wenn es Reminiscenzen an den heimgegangenen so sehr verehrten großen Mann in seinen Roman aufnahm; wenn Phidias (XVII, 20) dem Perikles den Unterschied zwischen Wesen und Nachbildung eines Körpers und den Umstand zu bedenken giebt, daß der Künstler nur einen Augenblick zu nützen vermöge, so hat er diesen Grundsatz dem Lessingschen Laokoon entnommen.

Was ist also Meißners eigentliche Arbeit am Alcibiades? Er hat in erster Linie, wie gewöhnlich, einzelne kleine Scenen zusammen getragen, sie in Dialogform gebracht und durch in erzählende Form gebrachte Erläuterungen zusammengeschweißt. Doch muß man ihm einzelne offenbar frei erfundene Partien zugestehen; dazu rechnen wir die gesammten Liebesabenteuer mit allen Consequenzen, die wohl stark in Wielandscher Manier abgefaßt, aber nicht von Wieland übernommen sind, ferner einzelne minder bedeutende Scenen, wie die Bestechung der Wächter bei

der Flucht des Alcibiades, XIX, 65, und eine oder die andere der Sokrates-Scenen. Die Arbeit ist also immerhin ein Fortschritt gegenüber der Bianca, die nur als Uebersetzung gelten kann. Als Roman betrachtet geben wir dieser übrigens den Vorzug; der Alcibiades erinnert in seiner unbeholfenen kaum durchcomponierten Art einigermaßen an die Ungethüme des 17. Jahrhunderts. Die culturhistorischen, ab und zu auch die Quellen angebenden Noten machen den Genuß kaum schmackhafter.

Stoff. Beurtheilung.

Der Meißnersche Alcibiades ist viel und oft mit den Wielandschen historischen Romanen verglichen worden. Man ist dabei vorwiegend von äußeren Aehnlichkeiten ausgegangen. Das classische Costume mit mehr oder weniger modernen Menschen, die Vorliebe für galante Situationen, die dann und wann mit der größten Breite und Behaglichkeit ausgemalt und bis zur Grenze des strafgesetzlich Bedenklichen geführt werden, die Vertheidigung der Hetären und Glorificierung der Aspasia, die Darstellung der ganzen Entwicklungsgeschichte des Helden, dann gewisse stilistische Gewohnheiten, wie die Apostrophe des Lesers, die Einstreuung philosophischer Dialoge (nach Art des Diogenes von Sinope), das beruht gewiß alles auf Wielandscher Beeinflußung. Allein der Unterschied zwischen Wielands und Meißners Romanen ist eben der zwischen den Erzeugnissen eines Dichters und jenen eines Compilators. Wieland hat mit seinen Romanen einen höheren Endzweck verfolgt: er wollte bessern, belehren, bilden, eine neue Philosophie verkünden, seiner Zeit den Spiegel vorhalten. Das historische Costume war ihm nur ein Mittel, auf die Leser einzuwirken; die Quellen dienten ihm, soweit wir unterrichtet sind, zur Orientierung, zur Herstellung des Localcolorites.[27]) Er bedient sich der Schilderungen in Xenophons Kyropädie, um das Bild einer hellenischen Schlacht vor Augen zu führen, der Schilderungen eines Kampfspieles, um dieses darstellen zu können. Er geht noch weiter, er nimmt ganze Sentenzen (der

König vergesse nie, daß nicht höhere Geburt, sondern höhere Weisheit ihn zu seinem Amte befähigt) und einzelne Redensarten (Augen und Ohren = ὀφθαλμοὺς καὶ ὦτα), aus seinen Quellen herüber. Das hindert aber nicht, daß er ein und dieselbe Quelle zu drei ganz verschiedenen Werken verwendet, z. B. die Kyropädie zu Araspes, zu Cyrus und zum goldenen Spiegel, daß dieses kriegerische Werk zur Darstellung und zum Preise von friedlichen Fürsten verwendet wird, daß der Euripideische Jon als Modell des Agathon dient, die Sokratische Zeit die Färbung dieses Romanes hergibt und daß die Briefe des Aristarch und Alkiphron zur allgemeinen Orientierung herangezogen werden. Bei Meißner ist das Verhältnis ein ganz anderes: die historische Forschung ist ihm Selbstzweck und mit großer Energie verwahrt er sich gegen die häufigen Vorwürfe,[28]) er sei von der Wahrheit abgewichen und habe seinen Helden verschönert. Was er bezweckt, sagt er uns selbst: Er will den Alcibiades, wie er sich ihn der Geschichtsüberlieferung nach denkt, darstellen. Keinen Hauptumstand, den die Alten überliefert, will er übergehen, keinen hinzufügen, den man nicht auch bei Plutarch, Thucydides, Xenophon hätte finden können. Von all den Helden der alten und neuen Geschichte sei ihm keiner einer derartigen Behandlung so würdig erschienen, wie Alcibiades mit seinen glänzenden Eigenschaften. Seinen größten Fehler, seine Wohllust, müsse man den eigenthümlichen Umständen, unter denen er im üppigen Hause des Perikles aufgewachsen, und den freieren Sittengesetzen der Griechen zu gute halten. Er selbst erwähne dieser Wohllust nur, weil sie dem historischen Charakterbilde seines Helden anhafte; er verwahre sich in gleicher Weise gegen die Jünglinge, die hier Vorschriften suchten, um weibliche Festungen zu blockieren, wie gegen die Eiferer, die das Anathema sprächen, weil Buhlerinnen aufgeführt würden, und gegen die alten Damen, die sich über das Abenteuer der Glycerion ärgerten. Im Alcibiades hat sich Meißner wohl einigermaßen von dem Schema seiner beiden ersten Romane emancipiert; trotz des äußerlichen Anschlusses an die Wielandianer schlägt ihm aber die Gewohnheit anderer Schulen des öfteren

in den Nacken. Der „fürstliche Dummkopf" begegnet uns noch ab und zu; Perikles fixiert den Antioch mit einem Blicke „dem gleich, mit dem unsere meisten stiftmäßigen Cavaliere auf einen geringen Bürger blicken, versteht sich, wenn sie ihn nicht brauchen" (XVII, 87). Der Löwe im Schafsgewande ist „kein unpassendes Bild für den Priester" (XIX, 77). Noch mehr aber deutet die Abhärtung des Alcibiades durch kalte Bäder (XVIII, 189) auf den Sturm und Drang und besonders auf die Brüder Stolberg zurück. In den Bahnen der Aufklärer wandelt er, wenn er Platonische Dialoge nachahmt und Sokrates, den Leibphilosophen der Haman, Mendelssohn, Eberhard und Sonnenfels auftreten läßt.

Darstellung.

In der Darstellung macht sich eine gewisse Monotonie des Inhaltes unangenehm bemerkbar. Alcibiades kommt, sieht, siegt, erfreut sich außerordentlicher Gunstbeweise seitens eines Machthabers, eines Volkes u. s. w., fällt dann plötzlich in Ungnade, flieht, kommt anderswohin, das Spiel erneuert sich u. s. w. Dabei kann man auch nicht von einer besonderen Geschicklichkeit in der Mache reden: die concisere, knappere, aus minder heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzte Bianca scheint uns wirksamer, spannender. Die rein pragmatische Darstellungsweise, das Nebeneinander oder vielmehr Durcheinander von Liebesabenteuern, Staatsactionen, Zechscenen, Kriegsscenen und gleichgiltigen Conversationen, das abwechslungsreich sein soll, in Wahrheit aber nur von einer mangelhaften Durcharbeitung der Quellen spricht, wirkt verwirrend und schwächt das Interesse. Das Dialogisieren fängt an, dem Verfasser Schwierigkeiten zu machen; die von Halem mit Recht gerügten Uebergänge zwischen Dialog und Erzählung, in denen die Person des Verfassers ungebührlich in den Vordergrund tritt, mehren sich. „Warum da Erzählung, wo Dialog möglich ist?" fragt er mehr als einmal (XVII, 79, 193). Die Schilderung der Kriegsereignisse setzt ihn in Verlegenheit. „Landschlachten, Seetreffen und Belagerungen zu dialogieren,

wäre noch widersinniger, als eine rauschende Kriegsmusik in Worte übertragen zu wollen"; das giebt er selbst zu (XIX, 58). Aber auch eine Erzählung scheint ihm nicht am Platze. Denn eine Schilderung des Peloponnesischen Krieges liege außerhalb seines Planes. Er will es also — das geschraubte Bild[29]) verdient eine wörtliche Wiedergabe — wie ein Mann machen „der einen seiner Freunde zur Nachtzeit durch einen langen Gang von Gemälden führen muß. Mag immer die unbequeme Zeit gehörige Aussicht ihm verbieten; mag selbst ein nahes Geschäft ihn drängen, er kann es doch nicht lassen, da, wo er ein vorzügliches Bild aufgestellt weiß, ein paar Augenblicke stehen zu bleiben, seinem Freunde zu winken, seine Fackel zu schütteln und den Schimmer von ihr aufs Gemälde fallen zu lassen. Ebenso mögen es einzelne Lichtstrahlen sein, die in den nachstehenden Fragmenten schimmern. Besser sind doch Bruchstücke, als Lücken!" Also ein förmliches Eingeständnis der Hilflosigkeit; die „schimmernden Fragmente" sind eine lose Aneinanderreihung von Thatsachen, die dem Plutarch, Thucydides und Xenophon entnommen sind. So wenig er eine Ausstellung von anderer Seite vertragen kann, so freigebig ist er in freiwilligen Eingeständnissen seines Unvermögens. So gibt er, nachdem er den Knaben Alcibiades in einer Weise „charakterisiert" hat, die wir schon bei Gelegenheit des kleinen Wilhelm Frink als hölzern und ungeschickt kennen gelernt haben, mit einer gewissen Selbsterkenntnis zu, es sei nur den wenigsten Schriftstellern gegeben, Kinder redend einzuführen.

Kritik. Publicum.

Wir wissen schon, wie Meißner selbst von seinem Buche gedacht hat; vorwiegend betrachtet er es als gelehrtes Werk, das er noch viel besser hätte machen können, wäre er nicht lediglich an das Dresdener Archiv gebunden gewesen.[30]) Mit dem Eindrucke auf seine Zeit konnte er zufrieden sein. Nicolai gedenkt des Alcibiades in der „Reise durch Deutschland" (3, 14) in so freundlicher Weise, daß es selbst Meißner in seinem Klagebriefe an ihn in dankbarer

Weise erwähnt. Die Allg. d. Bibl. hat dadurch gleichsam schon gebundene Marschroute. Sie bringt im Anhange zum 53.—86. Bd. eine überaus lange Besprechung und vollständige Inhaltsangabe dieses „berühmten Werkes." Sie gesteht zwar, durchaus keine Freundin dieser dramatisierten und romanisierten Biographien zu sein, die es dem Autor so leicht machen, den Namen eines Dichters sich anzumaßen, ohne mit den Schwierigkeiten eines solchen ringen zu müssen. Doch gebüre diesem eine besondere Auszeichnung und das Zugeständnis eines reellen Werkes. Der Verfasser sei ein Mann von Geist und Talent, der den historischen Stoff gut verarbeite und glückliche Scenen eigener Erfindung hinzugebe. Doch habe das Buch auch seine Fehler, das dem Autor trotz seines „vortrefflichen Kopfes und ausgezeichneten Talentes" den Ruhm eines classischen Autors schmälern müsse. Hierher gehöre die unglückliche Dialogform, die üppige und gezierte Sprache, die allzu anstößigen Stellen, zumal bei einem Autor, der vornehmlich von Frauen gelesen würde u. s. w. All diese bitteren Wahrheiten überzuckert sie dann in gewohnter Weise mit der Versicherung, es gäbe wenig deutsche Schriftsteller, die Meißners Talent hätten. Es wäre nur zu wünschen, daß dieser sein Talent auch pflege. An anderer Stelle wird freilich direct auf den Schaden, den Alcibiades gethan, hingewiesen. Noch weit energischer legt sich die Allg. Litt. Ztg (1787, IV, 608) ins Zeug. Ihre endlose Besprechung ist eine förmliche Beräucherung. Das Werk sei „voll attischen Salzes, voll feiner und tiefer Menschenkenntnis, es bedarf wegen kleiner Fehlerchen keiner Entschuldigung, außerordentlich sei vielmehr das Verdienst des Verfassers um die Leser." Kurz Meißners „Genie" hat ein Werk geschaffen, das „einzig in seiner Art ist und zu den merkwürdigsten gehört, was unser Zeitalter hervorgebracht hat." Freilich thut der Recensent der französischen Uebersetzung (1791, Nr. 89 S. 705) sein möglichstes, diese Hyperbeln, soviel ohne Schädigung der Zeitung noch möglich ist, auf ein richtiges Maß zurückzuführen.

Uebersetzungen. Nachwirkungen.

Auch sonst war der Erfolg ein bedeutender. Der Alcibiades erlebte zwei Auflagen und zwei Nachdrucke. Er wird ins holländische (Haarleem 1790—92) und dreimal ins französische übersetzt. Die eine Uebersetzung: Traduction d'Alcibiade d'après l'original du prof. Meisner par un amateur, qui doit faire connoitre aux François un genie d'Allemagne, Dresden, Walther 1787, vom Grafen Brühl, ist ziemlich schlecht gerathen und strotzt von Germanismen. Die zweite „Alcibiade enfant, jeune homme, homme fait, vieillard" in 4 Bänden, Paris 1789, von Lieutaud, ist mehr Nachdichtung als Uebersetzung, will, wie der Uebersetzer selbst erklärt, den allzu historischen Schluß ändern, auch manche Scenen, wie die von der Mutter, die ihre Tochter verkuppelt, mildern. Meißners, des „professeur tres-distingué", wird mit viel Respect gedacht. Die Allg. d. Bibl. 99, I, 291 nimmt direct Anlaß, dem Meißnerschen Alcibiades auf Kosten der Uebersetzung noch nachträglich einiges Unangenehme zu sagen. Die dritte ist von Mad. de la Fite und mir nicht bekannt. So kühlt sich nach und nach die Stimmung ab; die in den Xenien ausgedrückte Beurtheilung gewinnt die Oberhand. Der Alcibiades, den man als den Vater einer ganzen Richtung ansah, der den Schlenkert, Cramer, Feßler Titel, Form und Aufbau leihen mußte, sinkt nun tiefer und tiefer bis zu jener Schätzung, die sich in den Urtheilen der modernen Forschung ausspricht, die, soweit sie historisch „ein seltsames Zwittergewächs von Roman und geschichtlicher Darstellung mit colossalen Irrthümern" im Alcibiades erblickt, bei dem die „heillose Manier zweidrittel in Dialogform zu kleiden" alles verdirbt und dessen „galante Schweinereien anekelu;"[31]) und, soweit sie ästhetisch, ihn zu den selbstgefälligen und unsäglich hohlen historischen Erzählungen rechnet, „die sich ganz wie im 17. Jahrhundert in Geschichtgedichte und Gedichtgeschichte abtheilen."[32])

* * *

In gleicher Weise wie den Alcibiades hat er noch eine Anzahl anderer Helden des classischen Alterthums so Scipio, Alexander, Theseus in der Form des dialogierten historischen Halbromanes zu behandeln versucht. Er kam jedoch über einzelne Anläufe nicht hinaus, die er dann als „Dialogen" in seinen „Skizzen" und seinen „Erzählungen und Dialogen" veröffentlicht hat. Ein etwas ausgeführteres Fragment beschäftigt sich mit der Jugendgeschichte des Theseus (IV, 144 vgl. darüber den III. Abschnitt).

2. Biographien.

Wie Meißner im Alcibiades historisch Ueberliefertes zusammengetragen und mit einzelnen erdichteten Partien vermengt hat, so unternahm er es auch, die Biographien einzelner Helden der Antike auf streng historischer Grundlage darzustellen.

„Im Masaniello und Spartakus ist auch nicht eine absichtlich erdichtete Zeile," schreibt er seinem Freunde O'Reilly (XXXIII, 117) und „der Masaniello ist mit dem höchsten Streben nach Wahrheit dargestellt und kann nicht unter die Romane gerechnet werden", am 5. Januar 1788 an Nicolai; die Richtigkeit dieser Erklärung ist für diese beiden und die später erschienenen Biographien des Epaminondas und Cäsar schon von der zeitgenössischen Kritik anerkannt und durch meine eigenen Untersuchungen bestärkt worden. Ich beschränke mich also auf eine kurz gefaßte Besprechung dieser rein historischen Arbeiten, ohne auf Stoffgeschichte und Quellenuntersuchungen näher einzugehen; lediglich eine Zusammenstellung der wichtigsten Quellen ist beabsichtigt.

Masaniello.

Der Meißnersche Masaniello (Leipzig, Breitkopf 1784) ist eine der ersten[33]) zusammenhängenden Darstellungen dieses Stoffes in deutscher Sprache. Vor ihm gab es blos eine Uebersetzung von Giraffi und einzelne Darstellungen in größeren historischen Werken. Meißner schöpft direct aus italienischen Geschichtsschreibern, deren Namen Siri, Gasoti Tomasi, de

Santis, er (XXXIII, 238) anführt. Er behandelt — 4 Jahre vor dem Erscheinen des ersten und einzigen Bandes von Schillers „Geschichte merkwürdiger Rebellionen" — die Erhebung des Neapolitanischen Fischers Thomas Aniello von 1646 gegen den Vicekönig Herzog von Arcos und schließt mit dessen Ermordung durch den Pöbel. Die Kritik (vgl. Allg. Litt. Ztg. 1785, II, 38 und Allg. d. Bibl. Bd. 10, II, 94) rühmt übereinstimmend an dieser Arbeit den kritischen Scharfsinn in der Verwendung der Quellen, die höchst einnehmende und gewandte Darstellung und räth dem Autor, sich entgiltig der Geschichte zuzuwenden.

Spartakus.

1792, also nach den Lessingschen „Theatralischen Novellen" und der Schillerschen „Geschichte merkwürdiger Rebellionen", ist die Schilderung des von Spartakus angeregten und angeführten Sclavenaufstandes erschienen. Meißner schöpft aus antiken Quellen: Cäcilius, Sallust, Livius, Plutarch, Appian (bürgerlicher Krieg) Florus, Frontinus. Einiges entnimmt er dem Sclavenkriege des Cäcilius und dem Athenäus VI, 21, weniges dem Livius. Von neueren Schriftstellern hat er den Des Brosses und Freinsheim (Ergänzungen zu Livius) benutzt. Das Saurinsche Drama (1760) scheint er nicht gekannt zu haben. Meißners Spartakus wurde 1797 von Viollant ins Französische übertragen.

Epaminondas.

1798 ist im Verlage von Barth in Prag, mit Titelkupfern und einer Karte von Griechenland geziert, der Meißnersche Epaminondas erschienen. In einem gelehrten Anhange gibt er ein genaues Verzeichnis seiner Quellen. Von antiken Quellen hat er Plutarch (Leben des Pelopidas, Agesilaus, Genius des Sokrates) benützt, von Xenophon die Griechische Geschichte herangezogen, Diodors historische Bibliothek, dann Pausanias Periegesis durch Hellas VI, 26, VIII, 11 und 27, IX, Polybius IX, 8, VI, 43, endlich Polyän, Aelian, Cornelius Nepos verwendet. Von neueren Quellen verzeichnet er:

Frontin, Kriegslisten; Serran de la Tour, Histoire de l'Epaminondas (1739, 41 und 52); Abbé Gedoyn, Vie de l'Epaminonde; Folard, zwei Aufsätze über die Schlacht bei Leuktra und Mantineia; Holberg, Vergleichung der Geschichte und Thaten großer Männer; Joh. Heinr. Boecler (Dissertation); Joh. Dan. Tewaag „Geschichte zweier Thebaner, des Epaminondas und Pelopidas, aus griech. und latein. Autoren zusammengetragen." Die Kritik (Neue allg. d. Bibl. 55, I, 157 und Allg. Litt. Ztg. 1800, I, 83, 657) erkennt übereinstimmend an, daß er seine Quellen mit großer Aufmerksamkeit studiert habe, trotz seiner Vergangenheit als historischer Romancier nirgend von der Wahrheit abweiche, dagegen die Verläßlichkeit des Plutarch auf Kosten des Xenophon überschätzt habe. Man beglückwünscht Meißner zu seiner neuen litterarischen Laufbahn, auf der für ihn und das Publicum viel Ersprießliches zu erwarten sei; viele der „besseren" Schriftsteller, meint die Neue Allg. d. Bibl., darunter auch „Schiller und Halem", wenden sich nunmehr erfreulicherweise der Historie zu; diese Litteraturgattung sei den sogenannten historischen Romanen weit vorzuziehen. Seine früher erworbene fließende und geschickte Darstellungsart komme ihm hier zu statten.

Julius Cäsar.

Die umfangreichste unter seinen historischen Biographien ist der Julius Cäsar, der ihn, nach den Fragmenten eines Cäsar-Dramas vom Ende der siebziger Jahre zu schließen, fast durch sein ganzes Leben beschäftigt hat. Er konnte nur 2 Bände vollenden, die 1799 bei Fröhlich in Berlin erschienen. Band 3 und 4 wurde von Prof. J. C. L. Haken in Symbow angefügt und 1811 der Oeffentlichkeit übergeben. Meißner führt eine ganz außerordentliche Anzahl von Quellen an. Die wichtigsten sind aus der Antike: Sueton, Leben Cäsars; Plutarch, Sulla, Caesar, Cato; Appian, der bürgerliche Krieg; Velleius Paterculus; Caesar, de bello gallico; Livius, Buch XLV; Cicero, oratio de prov. consul.; Cicero an Atticus; Cicero, de divinatione; Josephus, Jüdische Alterthümer. Von neueren

Werken: Dr. Anton, Geschichte der Germanen; Turpin (franz. Uebersetzung der Commentarii Caesars); d'Anville, Memoire de l'Academie des Inscriptions; Guichard, Memoires sur plusieurs points d'antiquités militaires; Warnery, Remargues sur César — endlich die einschlägigen Arbeiten von Lipsius, Vigener, Folard, Guichard.

Die Kritik weiß ihm manches auszustellen. Die Neue Allg. d. Bibl. Bd. 56, II, 471 nennt den Cäsar zwar ein Meisterwerk einer pragmatischen und schön geschriebenen Lebensbeschreibung von kraftvoller und bündiger Darstellung, kritischem Scharfblicke und auch dem Kenner wertvoller historischer Bedeutung, weist aber auf die zu geringe Benützung des Dionys von Halikarnaß hin. Die Allg. Litt. Ztg. von 1800 (Nr. 152, S. 475), die gleichfalls ein fleißiges Studium der meisten Quellen und die Fähigkeit einer kraftvollen Darstellung anerkennt, weist ihm eine ganze Reihe grober sachlicher Irrthümer nach, die sie insgesammt auf die Vernachlässigung des Dionys zurückführt. Der mit Spannung erwartete 3. Theil ist aus Meißners Feder nicht mehr erschienen.[34])

III. Abschnitt.

Kleine Prosaerzählungen.

Das Unterhaltungsbedürfnis der siebziger Jahre, dem die im vorigen Abschnitt berührte Romanlitteratur entsprungen ist, sehnte sich bald nach einer kürzeren und weniger mühevollen Befriedigung, als es in den vielbändigen historischen Romanen fand. So wuchsen bald die kurzen novellistischen Prosaerzählungen, die bis zur Mitte der siebziger Jahre gegenüber der versificierten Erzählung eines Gellert, Pfeffel, Nicolay ꝛc. nur vereinzelt vorgekommen waren, allenthalben empor. Vorbilder waren zwei Franzosen. Voltaire, von dem man das orientalische Costume und die Tendenz und vornehmlich Marmontel, von dem man Stoff und Behandlungsweise nahm. Marmontels Contes moraux (1766) hatten einen großen Einfluß auf die deutsche Prosadichtung: die Art, wie er bald im antiken, bald im orientalischen Gewande (Alcibiades, Soliman) seine Moralpredigt hält, bald Stoffe aus den Lebenskreisen seiner Zeit nimmt und von wankelmütigen Witwen, leichtsinnigen Ehegatten, kaltherzigen Müttern und deren Gegensätzen spricht, hat Schule gemacht und in Deutschland viele Nachahmer gezeitigt. Der erste war Engel, der im „Philosoph für die Welt" (1775 ff.) eine Fülle kleiner meist von ihm verfaßter Erzählungen sammelte, für die er gern die Form des Gleichnisses, der Allegorie, der Parabel wählte. Frivole Göttergespräche in Wielands Manier warnen vor Büchergelehrsamkeit und Wollust; die gefahrvolle Höhle zu Antiparos und das beim Genusse in nichts

zerrinnende Zaubermahl eifern gegen die Metaphysik und deren Studium durch Unberufene. Der Habicht und der Bienenkorb dienen zur Bekehrung des Zweiflers und Gottesleugners. Herr Witt, Elise Still und Herr Timm sind scharf umrissene Gestalten aus dem täglichen Leben, die manches Körnlein Lebensweisheit vortragen und stark satirisch veranlagt sind; die Spinne warnt vor der Trägheit. Dazwischen kommen philosophische und ästhetisierende Essays vor. (Ueber den Nutzen der Dichtkunst, über Aufklärung 2c.) Helferich Peter Sturz nimmt die neue Gattung in seinen 1779—82 erschienenen „Schriften" auf, die nicht vor dem Ende der siebziger Jahre entstanden sind.[1]) Er behandelt philosophische Themen: über wahre Glückseligkeit, über die Vergänglichkeit des Tagesruhmes, über die Leerheit der Titelsucht, über die Verbesserung der Landschulen. Dazwischen Anekdoten aus dem Alltagsleben: Eine scheinbar unterwürfige Frau setzt doch allemal ihren Willen durch (Die Reise nach dem Deister); ein junger Officier, der seinen beleidigten Vater rächt (Ein Zweikampf wie es wenige gibt); eine alternde Kokette wird erst von ihrem Spiegel an die Abnahme ihrer Schönheit gemahnt (Eine Wundergeschichte). Endlich Satiren gegen die Aerzte, die Mode und alles mögliche. Ungefähr gleichzeitig mit Sturz kam die erste Sammlung der Meißnerschen Skizzen; wir werden gleich sehen, in welchem Umfange es Meißner verstanden, die empfangenen Anregungen zu verwerten und weiter zu entwickeln. 1782 kamen die Volksmärchen der Deutschen von Musäus heraus, die Nacherzählungen aus den verschiedensten Stoffkreisen enthielten, und was sie von deutscher Sage oder deutscher Märchen brachten, stark der Naivetät und Ursprünglichkeit entkleideten. 1783 erschien dann der erste Band der „Bagatellen" des nach französischem Muster arbeitenden Anton-Wall (Ch. L. Heyne). Er bestrebt sich jedem Geschmacke gerecht zu werden: Neben Geschichten aus dem modernen Hofleben („Antonie" und „Julie"; die letztere Erzählung auffallend zart und hübsch), in denen er sich sogar zum Vertheidiger des Hofes aufwirft und viel vom Edelmuthe der Fürsten schwärmt, bringt er sehr hübsche orientalische

Geschichten (Omar), dann humoristische Essays (Ueber den Ursprung der Küsse) und ernste menschen- und thierfreundliche Aufsätze (Der Traum in der Mainacht. Gedanken bei Tötung eines Maulwurfes). 1787 gab Leonhard Wächter (Veit Weber) seine etwas robusten „Sagen und Mährchen der Vorzeit" heraus, die sich mit der Erneuerung des mittelalterlichen Ritterwesens befaßten. Im gleichen Jahre erschienen Kotzebues „Kleine gesammelten Schriften", die Erzählungen aus dem Leben orientalischer Herrscher (theilweise ohne Quellenangabe nach Marmontel übersetzt), dramatisierte Schnurren, Bruchstücke aus einem Roman, Theateressays und pikante Anekdoten brachten; und gleichfalls 1787 die blutrünstigen Selbstmörderbiographien von Spieß. Die beiden letzteren, wie sich zeigen wird, unter Meißnerschem Einflusse stehend. Neben den genannten haben Knigge, Halem, Jünger u. a. einiges in diesem Fache geleistet. Auf anderem Felde liegen Mösers geistvolle politische und ästhetische Essays. Die achtziger und neunziger Jahre brachten dann durch die Schillerschen Arbeiten, ganz besonders aber durch Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" auch in diesem Litteraturzweige eine tief gehende Reform hervor; eine directe Beeinflussung durch Goethe zeigt, vorzüglich in der Rahmenerzählung, Wielands 1805 erschienener „Hexameron".

Neben diesen selbständigen Producten hat man die neu aufgetauchte Litteraturgattung noch durch Sammlungen und Uebersetzungen gepflegt. Solche Sammlungen gab Mylius heraus (Kleine Romane, Erzählungen und Schwänke 1781), Musäus (Straußfedern 1787), Müller aus Itzehoe (Novantiken 1798). In Breslau kam ohne Namen schon 1770 eine „Auswahl kleiner Romane und Erzählungen" heraus, die die besten in den einzelnen Zeitschriften erschienenen deutschen Novellen zusammenfaßte. Uebersetzt wurde u. a. Scarron (tragikomische Novellen 1779), Arnaud (Delassements de l'homme sensible von Wenzel 1784), Marmontel (Contes moraux von Anton-Wall 1787, Schmerler 91 und Schütz 94), Boccaz (Meißner gewidmet, 1782), Monget (Hochets moraux 1788 von Musäus, herausgegeben von Bertuch) 2c. An all diesen Kreisen und Richtungen hat sich Meißner mit ungeheuerer Intensität betheiligt.

Weil du doch alles beschreibst, so beschreib uns zu gutem Beschlusse
Auch die Maschine noch, Freund, die dich so fertig bedient.

Mit diesen Worten haben die Xenien seine Thätigkeit beurtheilt. Einer der ersten auf dem Plane (das erste Heft seiner „Skizzen" erschien 1778) hat er alles aufgenommen, was er von seinen Vorgängern Marmontel und Engel lernen konnte. Wie Marmontel hat er Erzählungen mit ausgesprochen lehrhafter Tendenz in orientalischem und antikem Costüme geschrieben und dazwischen Scenen aus dem bürgerlichen Leben eingeflochten; wie Engel hat er die Parabel, mit dem aus der Natur hergeholten Bilde (VII, 209 und 215), angewendet und wie Sturz anekdotenhaft zugespitzte kurze Erzählungen aus den Militär- und sonstigen Gesellschaftskreisen vorgeführt. Die Prosaerzählung, die auf Kosten der ungereimten allzu sehr zurücktrete, zu pflegen, hat er in der Vorrede zur ersten Sammlung der Skizzen (1778) selbst als Nothwendigkeit erklärt. Einen Schritt weiter hat er in der Verwendung der charakterisierten Dialogform gethan, die vor ihm nur vorübergehend von Sturz und Engel angewendet, nach ihm aber gerne als Titel derartiger Sammlungen verwendet wurde (Erzählungen und kleine Originaldialogen 1790; Ludwig Wieland: Erzählungen und Dialogen 1803). Auch als eigentlicher Uebersetzer hat er sich bethätigt: die Novellen Arnauds (1783 und 88) und Florians (1786) wurden von ihm verdeutscht.

Drucke.

Die kurzen Prosaerzählungen Meißners sind von ihm in der Regel zuerst in Zeitschriften veröffentlicht worden, bevor sie zu Sammlungen vereint und in Buchform herausgegeben wurden.

Die Skizzen sind bei Dyk in Leipzig in einzelnen Sammlangen erschienen und haben 3 Auflagen erlebt.

Diese erste Auflage enthielt die in den einzelnen Zeitschriften erschienenen kurzen Erzählungen und Dialoge. So oft eine genügende Anzahl erschienen war, kam eine solche Sammlung heraus. Der Erfolg war aber ein so großer,

daß schon 1783, also nach dem Erscheinen der 3. Sammlung, eine zweite verbesserte Auflage der ersten acht Sammlungen erschien, die 1785 vollendet war. Ihr Hauptunterschied liegt in der Auslassung der Bianca, die in zwei eigenen Bändchen erscheinen sollte, und in einer theilweise geänderten Anordnung. Ihr folgte 1792 und 93 seine „gänzlich umgearbeitete" 3. Auflage, deren erste 10 Sammlungen mit Auslassung der Kiminalgeschichten und Neuaufnahme von sieben Skizzen (vgl. Tabelle) mit der 2. Ausgabe übereinstimmen. Dazu erschien 1796 die 11. und 12. Sammlung.

Gleichfalls 1796 erschien die 13. und 14. Sammlung. Diese war wieder in zwei Ausgaben getheilt. Die eine, (a) im Anschlusse an die ersten 12 Sammlungen der dritten Auflage enthielt sämmtliche Kriminalgeschichten; die zweite, (b) für die Käufer der zweiten Auflage, enthielt das Superplus der dritten Auflage gegenüber der 2., also: Ezzelin, zwei sonderbare Begegnungen, Ruyter, der Findling, Freiwerberei, Alp Arslan, das Denkmal der Karaiben, und eine Reihe von Kriminalgeschichten. (Vgl. Tabelle.)

Nachdrucke.

Außerordentlich groß war die Zahl der widerrechtlichen Nachdrucke. In Karlsruhe arbeitete der Buchhändler Schmieder fort. Er hat die 1.—10. Sammlung der ersten Auflage 1782 bis 1792, der 2. Auflage 1785—88, dann 1789—90, und alle 14 von 1784—97 wörtlich abgedruckt. Außerdem sind Nachdrucke Tübingen 1786 bis 96 (14 Bde.) und Mannheim 1814 (14 Bde.) vorgenommen worden. Außerdem wurden noch einzelne Stücke widerrechtlich nachgedruckt: „Eine Scene aus dem Leben des großen Schah Nushirvan, gewidmet allen weisen Priestern, guten Christen und rechtschaffen Unterthanen von A. G. Meißner, Wien, Schönfeld, 1782," „Louise Gräfin H-berg," Leipzig 1798, „die ältere Ehefrau," Prag 1800.

Verhältnis der einzelnen Drucke.

Meißner hat an seinen Arbeiten eine ziemliche Menge von Veränderungen vorgenommen. Diese sind jedoch fast durch-

weg stilistischer und orthographischer Natur.[2]) Im allgemeinen sind die Skizzen in den Buchausgaben noch breiter abgefaßt, als in den Journalabdrücken. Er hat häufig ganze Sätze, ja Abschnitte durch ganz gleichlautende, aber mit anderen Worten ausgedrückte ersetzt; dabei ist er nicht immer mit Glück verfahren und hat beispielsweise eine ganze Anzahl von geschmacklosen Bildern und Vergleichen neu eingeführt, die im ersten Abdrucke nicht vorhanden waren. Am sprachlichen Ausdrucke hat er mit großer Unermüdlichkeit und Aufmerksamkeit gefeilt. Ausgelassen hat er ab und zu eine Einleitung.

Der „Agnes Sorel" (7. Sammlung) z. B. ist in der Quartalschrift II, 1 ein Vorwort beigegeben, es sei dieser Dialog aus einem Dispute junger Männer über das Verhältnis von Frau und Maitresse hervorgegangen. Einzelne Themen, wie das der aufopfernden älteren Ehefrau (6. und 12. Samml.) oder des unterschobenen unechten Kindes (Qu.-Schr. II, 3 und Aglaja 1801) hat er zweimal behandelt. Manche Einzelheit, über die er im Laufe der Jahre anderer Ansicht geworden ist, wie die Beurtheilung des französischen Nationalcharakters, hat er dennoch stehen gelassen, weil ihm ein nachträglicher Widerruf einer in tausend Abdrucken verbreiteten Ansicht nicht mehr zweckmäßig erschien. (Vorrede zur 3. Auflage.)

In der folgenden Tabelle suche ich die einzelnen Abdrucke der Meißnerschen Skizzen übersichtlich darzustellen.[3]) In Colonne 3 bezeichne ich mit „Mu" „Deutsches Museum", mit „N Mu" „Neues deutsches Museum", mit „Qu" „Quartalschrift", mit „D Mo" „Deutsche Monatsschrift", mit „N Mo" „Neue deutsche Monatsschrift", mit „B Mo" „Berliner Monatsschrift", mit „Ap" „Apollo", mit „Ag" „Aglaja", mit „E" „Beckers Erholungen", mit „C" „Cäsars Denkwürdigkeiten aus der philosophischen Welt" und mit „B A" das „Berliner Archiv der Zeit und ihres Geschmackes". In Colonne 4—6 bedeutet die römische Ziffer die einzelne Sammlung, woran sich das Erscheinungsjahr der Sammlung anschließt. In Colonne 7 bedeutet die römische Ziffer, wie gewöhnlich, den Band von Kuffners Gesammtausgabe.

Jahreszahl	Titel	Zeitschrift	Skizzen 1. Ausgabe	Skizzen 2. Ausgabe	Skizzen 3. Ausgabe	Gesammelte Werke
1777	Deutsches Schauspiel zu Venedig	Mu 1777	I, 1778	I, 1783	I, 1792	VII, 258
1777	Die Schöpfung der Liebe	Mu 1777	VI, 1784	II, 1783	II, 1792	VII, 285
1777	Anekdoten[4]) I	Mu 1777	II, 1780	—	IV, 1792	—
1777	Der junge Perser	Mu 1777	III, 1780	IV, 1784	IV, 1792	IV, 130
1778	Selbst die größte Königin ist nur eine Frau	Mu 1778	II, 1779	II, 1783	II, 1792	IV, 115
1778	Pontius und die Gänse	Mu 1778	—	—	—	IV, 43
1778	Der Springbrunnen	—	I, 1778	I, 1783	I, 1792	VII, 215
1778	Zeuxis	—	I, 1778	I, 1783	I, 1792	VII, 245
1778	Art läßt selten von Art	—	I, 1778	I, 1783	I, 1792	IV, 100
1778	Gespräche eines Königs	—	I, 1778	—	—	—
1778	In welcher Sprache soll ein Schriftsteller schreiben?	—	I, 1778	I, 1783	I, 1792	IV, 112
1778	Blutschänder, Feueranleger und doch ein Jüngling von edler Seele	—	I, 1778	I, 1783	I, 1792	XVI, 61
1778	Sadi I	—	I, 1778	I, 1783	I, 1792	VII, 247
1778	Bianca Capello I	—	I, 1778	—	—	XX, XXI
1779	Doppelter Ehebruch ... aus sehr verzeihlichen Gründen	Mu 1779	VI, 1784	I, 1783	I, 1792	XVI, 77
1779	Klaus Narr	Mu 1779	VI, 1784	II, 1783	II, 1792	X, 264
1779	Wie man sich irren kann	Mu 1779	VI, 1784	IV, 1784	IV, 1792	VIII, 161
1779	Die Pyramide	—	II, 1779	II, 1783	II, 1792	VII, 269
1779	Nushirvan I	—	II, 1779	III, 1784	III, 1792	VIII, 36
1779	Herodias	—	II, 1779	II, 1783	II, 1792	X, 287
1779	Die beiden Genien	—	II, 1779	II, 1783	II, 1792	IV, 123
1779	Anekdote zu König Augusts Leben	—	II, 1779	II, 1783	II, 1792	X, 301
1779	Lindlofs Correspondenz	—	II, 1779	III, 1784	IV, 1792	VIII, 138
1779	Diego de Colmenares	—	II, 1779	III, 1784	III, 1792	VIII, 5
1780	Die Witwe zu Zera	Mu 1780	IV, 1783	V, 1785	V, 1792	IV, 159
1780	Lenidor	Mu 1780	VI, 1784	II, 1783	II, 1792	XII, 349
1780	Die Haselnußschalen	—	III, 1780	IV, 1784	IV, 1792	VIII, 101
1780	Nushirvan II	—	III, 1780	IV, 1784	IV, 1792	VIII, 55
1780	Laïs	—	III, 1780	IV, 1784	IV, 1792	XXXVI, 88
1780	Bianca Capello II	—	III, 1780	—	—	XX, XXI
1780	Räuber, weil die menschliche Gesellschaft ... ihn ausstieß	—	III, 1780	IV, 1784	XIII,a, 1796	XV, 36
1780	Der Mann um Mitternacht auf der Kanzel	—	III, 1780	IV, 1784	XIII,a, 1796	XV, 71
1780	Mord wegen überdachter Treulosigkeit	—	III, 1780	IV, 1784	XIII,a, 1796	XV, 23
1783	Marcellus zu Nola	Mu 1783	V, 1784	VI, 1785	VI, 1792	IV, 106
1783	Der Jüngling Theseus	—	IV, 1783	V, 1785	V, 1792	IV, 144
1783	Der Deutsche im Boulevardtheater	—	IV, 1783	V, 1785	V, 1792	VIII, 179
1783	Massaud	—	IV, 1783	V, 1785	V, 1792	VIII, 194
1783	Die Matrone, wie es deren wenige gibt	—	IV, 1783	V, 1785	V, 1792	VIII, 303

Jahreszahl	Titel	Zeitschrift	Skizzen 1. Ausgabe	Skizzen 2. Ausgabe	Skizzen 3. Ausgabe	Gesammelte Werke
1783	Bianca Capello III	—	IV, 1783	—	—	XX, XI
1783	Die geopferten Kinder . . .	—	IV, 1783	VI, 1785	XIV, a, 1796	XV, 21
1783	Mörder, der sich zwingt, eine Ursache zu finden	—	IV, 1783	VI, 1785	XIII, a, 1796	XV, 2
1783	Abdallah	Qu 1783	VII 1785	VII 1785	VII, 1792	IX, 4
1783	Demophon und Charite . . .	Qu 1783	—	—	—	XII,
1783	Machmout	Qu 1783	—	—	—	XII,
1783	Anekdote von Buttler . . .	Qu 1783	—	—	—	XXXIV, 1
1783	Die Zauberschule	Qu 1783	VIII 1785	VI, 1785	VI, 1792	VIII, 2
1783	Die Rache	Qu 1783	IX, 1788		IX, 1793	IX, 2
1783	Ruyter	Qu 1783	VIII 1785	VIII, 1785	VIII, 1792	IX, 1
1783	Ruyter und das Duell . . .	Qu 1783	—	XIII, b, 1796	—	—
1783	Ueber das Sprechen toter Sprachen	—	—	I, 1783	I, 1792	IV, 1
1784	Abrahams Art zu schließen[5]) .	Mu 1784	—	—	—	—
1784	Dialog wie ihn Ludwig XIV. und Fenelon gehalten hab. konnten[5])	Mu 1784	—	—	—	—
1784	Der Herzogin v. Orleans zwiefache Rache	Qu 1784	—	—	—	XXXIV, 1
1784	Sonderbarer Dreikampf . . .	Qu 1784	—	—	—	XXXIV, 1
1784	Agnes Sorel	Qu 1784	VII 1785	VII, 1785	VII, 1792	IV, 2
1784	Johann Junker und der Deserteur	Qu 1784	X, 1788		XIV, a, 1796	XI, 1
1784	Das Kind der Liebe = War dieser Betrug verzeihlich	Qu 1784 / Ag 1801	—	—	—	XI, 2
1784	Die Perücke	Qu 1784	VIII 1785	VIII, 1785	XIII, a, 1796	XV,
1784	Letzter Aufsatz eines Selbstmörders	Qu 1784	—	—	—	XVI, 2
1784	Marlbouroughs Jugendsünde .	Qu 1784	IX, 1788		IX, 1793	X, 3
1784	Edle Geistesgegenwart eines französischen Dragoners . . .	Qu 1784	—	—	—	XI, 2
1784	Dichterische Staupbesen und Aftertriumph	Qu 1784	—	—	—	XI, 2
1784	Karun	B Mo 1784	—	—	—	VII, 2
1784	Scilla und Minos	—	V, 1784	VI, 1785	VI, 1792	IV, 1
1784	Charlotte Ormond	—	V, 1784	VIII, 1785	VIII, 1792	IX, 1
1784	Maan und der Miethssoldat .	—	V, 1784	VII, 1785	VII, 1792	IX, 1
1784	Der Fürst und das Schauspiel	—	V' 1784	IV, 1784	IV, 1792	VIII, 1
1784	Sonderbare Art Schwiegermütter zu gewinnen	—	V, 1784	VII, 1785	VII, 1792	IX,
1784	Der Weg zur Marschallswürde	—	V, 1784	VI, 1785	VI, 1792	VIII, 2
1784	Bianca Capello IV . . .	—	V, 1874	—	—	XX. XI
1784	Französischer Justizmord . . .	—	V, 1784	VIII, 1785	XIII, a, 1796	XV,
1784	Der Zurückruf	—	VI, 1784	I, 1783	I, 1792	VII, 2
1784	Sadi II	—	VI, 1787	I, 1783	I, 1792	VII, 2
1784	Nushirvan III	—	VI, 1784	III, 1784	III, 1792	VIII,
1784	Was fünf Jahre nicht thun können	—	VI, 1784	III, 1784	III, 1792	XII,
1785	Die Räuberschänke	Qu 1785	IX, 1788		IX, 1793	IX, 2
1785	Darius und Cosroes	C 1785 / Ap 1797	—	—	—	XI, 1

	Titel	Zeitschrift	Skizzen 1. Ausgabe	Skizzen 2. Ausgabe	Skizzen 3. Ausgabe	Gesammelte Werke
5	Alexander und Kiasa	Qu 1785	IX, 1788		IX, 1792	IV, 255
5	Sonderbarer Lottotraum . . .	Qu 1785	—	—	—	XI, 218
5	Mörderin, unkeusche und doch ein unglückliches Mädchen .	Qu 1785	X, 1788		XIII, a, 1796	XV, 15
5	Ezzelin	Qu 1785	—	XIII, b, 1796	VI, 1796	IX, 19
5	Die Edelfrau unter Mördern .	Qu 1785	IX, 1788		IX, 1793	IX, 304
5	Das karaïbische Denkmal . .	Qu 1785	—	XIII, b, 1796	II, 1792	IX, 19
5	Alp Arslan	—	—	XIII, b, 1796	VIII, 1792	X, 307
5	Balduin von Flandern . . .	—	VII, 1785	VI, 1785	VI, 1797	IX, 5
5	Heldentugend am Orinokofluſſe	—	VIII, 1785	VIII, 1785	VIII, 1792	IV, 218
5	Edle Dreistigkeit einer Bäuerin	—	VIII, 1785	VI, 1785	XIII, a, 1792	XV, 58
5	Todschläger durch Eifersucht. .	—	VIII, 1785	VI, 1785	XIII, a, 1792	XV, 31
5	Mordbrenner um für heilig zu gelten	—	VIII, 1785	VIII, 1785	XIII, a, 1796	XV, 31
8	Was wagt eine Mutter nicht .	—	IX, 1788		IX, 1793	X, 18
8	Vatermörder ohne es zu wollen	—	X, 1788		XIII, a, 1796	XV, 55
8	Warnung zur rechten Zeit . .	—	X, 1788		XIV, a, 1796	XI, 118
8	Zwei Rechtsfälle, die noch nicht im Pitaval stehen	—	X, 1788		X, 1793	XIV, 47
8	Auch Vorwitz kann seinen Nutzen haben	—	X, 1788		X, 1793	X, 66
8	Der wohlgenützte Hammel . .	—	X, 1788		X, 1793	X, 105
8	Scipio nach der Schlacht bei Cannä	—	X, 1788		X, 1793	IV, 238
89	Freiwerberei aus dem XI. Jahrhundert	N Mu 1789	—	XIII, b, 1796	VI, 1792	IV, 134
89	Mörder nach Uebereinstimmung aller Umstände	N Mu 1789	—	XIII, b, 1796	XIII, a, 1796	XV, 49
89	Mordbrenner u. Selbstverräther	N Mu 1789	—	XIII, b, 1796	XIII, a, 1796	XV, 136
90	Thales und Solon	N Mu 1790	—	XI, 1796		IV, 252
90	Der Findling	N Mu 1790	—	XIII, b, 1796	IV, 1792	VIII, 164
90	Geistesgegenwart	N Mu 1790	—	XIV, b, 1796	XIV, a, 1796	XI, 131
90	Hundssattler und Leineweber .	—	—	XII, 1796	XIII, a, 1796	XV, 100
92	Zwei sonderbare Zusammenkünfte	D Mo 1792	—	XIII, b, 1796	X, 1793	X, 112
92	Der blutige Jessanak	D Mo 1792	—	XIII, b, 1796	XIII, a, 1796	XV, 92
92	Eine kleine Geistergeschichte mehr	D Mo 1792	—	—	—	X, 183
93	Alexander und der Quell der Unsterblichkeit	Ap 1793	—	—	—	X, 218
93	Wohlthätigkeit eines gemeinen Mannes	Ap 1793	—	—	—	XI, 221
93	Ueber Lesen und Belesenheit .	Ap 1793	—	—	—	XXXVI 162
93	Josephine	Ap 1793	—	XI, 1796 (Novellen des Ritters St. Florian 1786		XIV, 249
93	Die Stecknadel	Ap 1793	—	XI, 1796		X, 223
93	Ursprung d. schwarzen Kamaschen	Ap 1793	—	—	—	XI, 192
93	Edles Betragen e. Sachsenhäuserin	Ap 1793	—	—	—	XI, 198
93	Anekdote von Spinoza . . .	Ap 1793	—	—	—	XXXIV 200
93	Anekdote den Zug Karl VIII. betr.	Ap 1793	—	—	—	XXXIV 202

Jahres-zahl	Titel	Zeitschrift	Skizzen			Gesammelte Werke
			1. Ausgabe	2. Ausgabe	3. Ausgabe	
1794	Anekdote vom Grafen Neuperg	Ap 1794	—	—	—	X, 181
1794	Sonderbare Art zu einem Fürstenthum zu gelangen	Ap 1794	—	—	—	XXXIV 104
1794	Don Alfonso und Almenon .	Ap 1794	—	XII, 1796		X, 234
1794	Sonderbare Selbstvergessenheit und Geistesgegenwart zugleich	Ap 1794	—	—	—	XI, 198
1794	Dumoulin	Ap 1794	—	—	XIII, a, 1796	XV, 120
1794	Montesquin und der junge Schriftsteller	Ap 1794	—	XII, 1796		XI, 111
1794	Der Tambour	Ap 1794	—	—	—	XI, 169
1795	Jawohl hat sie es nicht gethan	N Mo 1795	—	—	XIII, a, 1796	XV, 61
1795	Louise Gräfin H-berg . . .	N Mo 1795	—			
1795	Woran man sich nicht gewöhnen kann	B A 1795	—	XI, 1796	—	X, 134 XI, 201
1796	Der dankbare Appenzeller . .	E 1796	—	—	—	XII, 55
1796	Mir Machmud	E 1796	—	—	—	XI, 37
1796	Die Maske	—	—	XI, 1796		X, 198
1796	Die ältere Ehefrau	—	—	XII, 1796		XI, 3
1796	Der Schieferdecker	—	—	XII, 1796		X, 254
1796	Das Rebhuhn des heiligen Johannes	—	—	XII, 1796		X, 256
1796	Mord an seiner Frau, um ihre Seele zu retten	—	—	—	XIII, a, 1796	XV, 11
1796	Auch einer verstorbenen Frau Winke soll man beherzigen .	—	—	XIII, b, 1796	XIII, a, 1796	XV, 75
1796	Mordbesteller oder Mörder, welcher von beiden der strafbare?	—	—	XIII, b, 1796	XIII, a, 1796	XV, 142
1796	Seltsamer Selbstverrath . . .	—	—	XIII, b, 1796	XIII, a, 1796	XV, 156
1796	Die Strumpfbänder	—	—	XIII, b, 1796	XIII, a, 1796	XV, 160
1796	Mörder seiner Verlobten. . .	—	—	XIII, b, 1796	XIII, a, 1796	XV, 166
1796	Sonderbar entdeckte Meuchelmorde nach Fielding . . .	—	—	XIV, b, 1796	XIV, a, 1796	XVI, 3
1796	Die Ausforderung	—	—	XIV, b, 1796	XIV, a, 1796	XI, 149
1796	Strafe des bösen Rathes . .	—	—	XIV, b, 1796	XIV, a, 1796	XV, 211
1796	Die Seelenfolter	—	—	—	XIV, a, 1796	XV, 218
1796	Mordentdeckung durch Träume .	—	—	XIV, b, 1796	XIV, a, 1796	XV, 221
1796	Die Reue des Sachwalters . .	—	—	XIV, b, 1796	XIV, a, 1796	XVI, 229
1797	Tamerlan und der Reisbrei .	Ap 1797	—	—	—	XI, 161
1797	Die Aussicht.	Ap 1797	—	—	—	VII, 209
1797	Die wohlbewirtheten Fakire. .	Ap 1797	—	—	—	XI, 164
1797	Die Halsbindschnalle	Ap 1797	—	—	—	XII, 68
1799	Hal Mehi	E 1799	—	—	—	XI, 62
1799	Der Mörder aus Bruderliebe .	E 1799	—	—	—	XVI, 207
1800	Possenspiel will Raum haben .	E 1800	—	—	—	XII, 11
1801	Die schönste Grabschrift . . .	Ag 1801	—	—	—	XI, 201
1801	War dieser Betrug verzeihlich = Kind der Liebe	Ag 1801 / Qu 1784	—	—	—	XI, 227

Erzählungen und Dialogen.

Mit den Skizzen lief ein zweites buchhändlerisches Unternehmen paralell, das sich nur durch Namen und Firma von den Skizzen unterschied, sonst aber in keiner Weise eine andere Litteraturgattung repräsentiert, vielmehr, wie diese, Dialoge Novelletten und Fabeln enthält.[6]) Die Erzählungen und Dialogen sind bei Breitkopf in Leipzig in zwei Auflagen erschienen. Die erste in Heften.

Das erste Heft 1781 enthält: „Hund des Melai", Werke VII, 83, „Besuch nach dem Tode", IV, 9, „Gustav Lindau", VII, 3, „Berwig und der Stern des Jupiter", IV, 31, „Die beiden Brüder", VII, 211, „Die Redoute", VII, 213.

2. Heft 1783: „Lindau" (Forts.), VII, 3. „Der König im Bordell", IV, 50. „Die Töchter Wilhelm von Albanaks", IV, 109. „Giaffar", IV, 129.

3. Heft 1789: „Spießruthen", XV, 89. „Stockschilling", XV, 163. „Scipio und Allucius", IV, 91. „Cramners letzte Nacht", VII, 170.

Die zweite Auflage scheidet sich nur in der Form von der ersten. Die „Hefte" heißen hier Bände. Sie erschien 1790 (1. u. 2. Bd.) und 1791 (3. Bd.) gleichfalls bei Breitkopf. Die Aenderungen sind gering und nur stilistischer Natur. Nachdrucke erschienen: Altona (1782—89), Karlsruhe (1783—84 [3. Heft] und 1788—89 [1. u. 2. Heft]).

„Arnauds Erzählungen aus dem französischen von Meißner".

Die Arnaudschen Erzählungen sind 1783 (1. Bd.) und 88 (2. Bd.) bei Breitkopf erschienen und enthalten auch zwei Uebersetzungen aus der Feder Rupert Beckers. Eine zweite Auflage fand nicht statt. Die Erzählungen finden sich in Bd. XIII und XIV bei Kuffner.

„Novellen des Ritters St. Florian verteutscht von Meißner."

Die Florianschen Novellen sind 1786 bei Göschen in Leipzig erschienen. Capellmeister Schuster hat für einige Ge-

sangseinlagen den musikalischen Part verfaßt. Die Kritik wie auch einzelne Freunde haben Meißner streng getadelt, weil er seine „bedeutende Kraft" mit der Uebersetzung solcher „Kleinigkeiten" vergeude. Es gibt einen widerrechtlichen Nachdruck, Tübingen 1787. — Kuffner, Bd. XIV.

Stoffe.

Die kleinen Erzählungen Meißners stellen sich uns als die Verwertung seiner ausgebreiteten Lecture dar. Was er da und dort gelesen, wird von ihm neu bearbeitet und mit größeren oder kleineren Aenderungen dem Publicum vorgesetzt.

Demgemäß sind auch die Stoffkreise, die er zur Bearbeitung herangezogen hat, außerordentlich weite. Seine kleinen Erzählungen lassen sich folgendermaßen eintheilen:

A) Eigentliche Erzählungen.

1. Ferne Welttheile, auf die man durch die Reisen und die sich anschließenden Publicationen Cooks und Forsters aufmerksam geworden war, wurden gern herangezogen. Jene Vorliebe für fremde Völkerschaften, die in England schon im 17. Jahrhundert dramatisch verwertet wurde, die in Frankreich besonders Voltaire gern zu satirischen Zwecken verwendete und Rousseau protegierte, die sich auch in den Werken deutscher Dichter wie Herder, Schiller (Nadoweſſier), Klinger, Lenz, Seume (1781), Kotzebue (1789) findet und den großen Erfolg der Robinson-Uebersetzungen, besonders der „Insel Felsenburg" erklärt, zeigt sich auch bei Meißner in einer Gruppe von Erzählungen. Hierher gehören: „Das karaibische Denkmal" (X, 307); ein verirrter Indianer gelobt seinem Schutzgeiste, das erste ihm begegnende lebende Wesen zu opfern und wird so zum Schwestermörder (Jephtas Tochter). „Die Heldentugend am Orinocofluſſe" (IV, 218): ein Häuptling, der sich nicht mehr kriegstauglich fühlt, läßt sich von seinem eigenen Sohne töten. „Diego de Colmenares" (VIII, 5) erzählt von der Rache eines von einem Europäer betrogenen wilden Mädchens. „Makin" (XIII, 5) eine nach

d'Arnaud überſetzte Robinſonade, erzählt von der Entdeckung ungekannter Länder durch ein fliehendes Liebespaar.

Dieſem Hang zum Exotiſchen zu liebe hat er auch hin und wieder modernes fremdländiſches Coſtume gewählt, ſo in der „Rache" (IX, 250) und in der Novelle „Was wagt eine Mutter nicht" (X, 18). Beide Novellen ſpielen auf ſpaniſchem Boden; die erſtere berichtet, wie ein Liebender mit großer Liſt einen Menſchen ermordet, der einſt den Vater ſeiner Geliebten furchtbar mißhandelt hatte. In der zweiten ſehen wir eine Mutter, die, um ihre Tochter vor den Nachſtellungen des Königs zu retten, das für ſie entehrende Gerücht verbreitet, der König und ihre Tochter ſeien Geſchwiſter. Aus dem gleichen Grunde iſt „Lindlofs Correſpondenz" (VIII, 138) aus fernen Ländern und Meeren datiert, obgleich ſie ſich vornehmlich damit beſchäftigt, heimiſche beſonders litterariſche Zuſtände zu ſatiriſieren. Auch die beliebte Form des „Auszuges aus einem Reiſejournale" wird im Lindlof herangezogen. (Vgl. „Journal einer Reiſe durch Frankreich von der Verfaſſerin von Roſaliens Briefen" [der La Roche] und „Auszüge aus einem Reiſejournale". Teutſcher Merkur, September und October 1788).

2. Stoffe aus dem claſſiſchen Alterthume: „Lenidor" (XII, 347), der durch falſche Erziehung verhärtete Jüngling; „Darius und Cosroës" (XII, 370), der mächtige Perſerfürſt, der nach einem Trunke Waſſer ſchmachtet; die „Schöpfung der Liebe" (VII, 265) mythologiſierenden Inhaltes; „Sophronymus" (XIV, 40): ein Bildhauer rettet durch ſeine Kunſt den Vater ſeiner Geliebten, von dem er hart behandelt worden war. Dann eine Reihe von Beiträgen zum Leben berühmter Perſönlichkeiten: „Alexander", der vergebens den Weg zur Unſterblichkeit ſucht, dieweil ihn Ariſtoteles findet (X, 218) und (IV, 225) Alexander, der durch die Reize der Kiaſa beſiegt wird; „Scipio" (IV, 219) der Sieger von beiſpielloſem Großmuthe und Scipio, der die verzweifelten Krieger zu neuer Kampfesluſt begeiſtert (IV, 236); „Artaxerxes" (IV, 130), der eigenhändig den gemeinen Soldaten mit dem Kranze des Siegers

schmückt; „Theseus“ (IV, 144), der ruhmsüchtige Jüngling; „Marcellus“ (IV, 166), der durch seinen Edelmuth seine Feinde bekehrt; „Minos“ (IV, 178), der das Weib, das seinetwillen Vatermörderin geworden, entrüstet zurückweist; „Thales“ (IV, 252), der den Vaterschmerz des Solon als Argument gegen die Ehe ausspielt; der junge „Crassus“ (IV, 267), der ins Feld zieht und sich schon in Jünglingsjahren als Held erweist.

3. Stoffe aus dem Oriente: Eine bestimmte Gruppe befaßt sich nach Art von Montesquieus „lettres persânes“, von Hallers „Usong“, Engels „Fürstenspiegel“, den „Königen von Schefchian“ u. s. w. damit, im fremden Costume das auszusprechen, was man unverhüllt nicht sagen kann. Der morgenländische Monarch, der da wiederholt auftritt, ist gewissermaßen der Idealmonarch des 18. Jahrhunderts nach dem Muster Friedrich des Großen und Josefs des II. zugeschnitten, dabei aber im Besitze mancher Tugend, die auch an diesen Fürsten vermißt wird. Er hört die Lehren seines Hofmeisters mit guter Manier an, bestraft das Mädchen, das den verunstalteten Geliebten verläßt und den Sohn, der die Kindespflicht vernachlässigt. Er verabscheut die Pest der Heuchelei und bevorzugt denjenigen seiner Diener, der die Treue gegen seine Gemahlin der glänzendsten Hofstelle vorzieht. Er predigt und bethätigt religiöse Toleranz. Er bekümmert sich um Sprache und Litteratur seines Landes, „ein für deutsche Sänger unerhörtes Glück“. Zu seiner Gemahlin wählt er ein schönes und redliches Mädchen aus den untersten Volksschichten. Noch im Sterben begeht er Thaten der Gerechtigkeit und hinterläßt einen trefflichen Sohn. Von seinem Volke wird er angebetet und keiner gibt sich zum Verräther an seinem Herrscher her („Nushirvan“ VIII, 36). Ein anderer Herrscher („Maßoud“ VIII, 194), der von Haus aus grausam war, wird gebessert, ist dann milde im Strafen, klug in der Entdeckung von Verräthern, großherzig gegen Besiegte und ist daher auch so glücklich, seinen Sohn, der sich gegen ihn empört hatte, auf den Weg der Pflicht zurückzuführen. Ein dritter („Mahmud der Gaznevide“ XII, 3)

zeichnet sich durch Weisheit und Unparteilichkeit in allen Fragen aus, er nimmt aus dem Munde eines jeden gern Belehrungen an. „Alp Arslan" (IX, 237), ein unbesiegter Völkerbezwinger, fällt durch die Hand eines Gefangenen, gegen den er den Schutz seiner Wache nicht angenommen hatte. Daran reihen sich Hof- und Höflingsgeschichten: „Mir Mahmud" (XII, 37), ein persischer Höfling von erprobter Treue, gewinnt durch die Bescheidenheit, mit der er seiner niederen Herkunft gedenkt, die Gunst seines neuen Herrn. „Giaffar" (VII, 129) wird von seinem Gebieter für seine treuen Dienste dadurch belohnt, daß er dessen Schwester zur Gattin erhält, ohne daß er sich ihr aber jemals als Mann nahen darf. Neben diesen Hofgeschichten folgen noch andere orientalische. „Abdallah" (IX, 44) geräth in der Fremde in allerlei Fährlichkeiten, weil er der weisen Lehren seines Vaters nicht gedacht hatte. „Hal Mehi" (XII, 62) versucht mit beispielloser Aufopferung ihren Vater aus dem Kerker zu retten. „Sadi" (VII, 247) belehrt seine Schüler durch witzige Beispiele und Parabeln, „Maan und der Soldat" (IX, 138) zeigt, wie der freigebigste Araber von einem gemeinen Soldaten beschämt wird.

4. Mittelalterliche Stoffe: „Ezzelin" (IX, 19), ein ghibellinischer Krieger wird dadurch, daß er aus Eifersucht seine Frau ermordet, zum wüthenden Räuber und Mordbrenner. „Balduin von Flandern" (IX, 5 eine Art Mährchen) hat sich mit dem Teufel in Gestalt einer schönen, angeblich asiatischen Princessin vermählt und wird durch einen heiligen Eremiten entsühnt. „Die Freiwerberei aus dem 11. Jahrh." (IV, 134) bringt eine Probe, wie sich ein Ritter durch rohe Gewaltthätigkeit in die Gunst einer Dame setzt, während das „Damenhemd" (XI, 264) die durch nichts zu erschütternde treue Liebe eines Ritters aus der Zeit der Minnesänger schildert. Die beiden letzteren sind in der Art des Veit Weber verarbeitet. In derselben Zeit spielen die nach Florian übersetzten Ritternovellen „Bliomberis" und „Sancho" (XIV, 153, 213). Die erstere erzählt die Abenteuer eines der Tafelrunde angehörigen Ritters, der zum Schlusse auch mit seiner Dame vereint wird,

die zweite die Irrfahrten eines fahrenden Ritters weiblichen Geschlechtes.

5. Bringt er Scenen aus der neueren Geschichte besonders gerne aus der englischen. IV, 50 „Der König im Bordell" zeigt den mächtigen Karl II. von England, wie er von einer Kupplerin beinahe ins Schuldgefängnis gebracht wird. „Selbst die größte Königin ist nur eine Frau" (IV, 115) stellt dar, wie die jungfräuliche Königin Elisabeth von Liebe zu dem französischen Gesandten erfaßt wird. In den „Töchtern Wilhelm von Albanaks" (VII, 109) wird von einem Edelmanne berichtet, der seine Tochter lieber töten, als zur königlichen Maitresse herabwürdigen lassen will. In „Straford" (XIII, 88; nach d'Arnaud) erfahren wir die Schicksale eines königstreuen Grafen, den sein eigener Monarch, Karl II. von England, nicht vor der Hinrichtung schützen kann, und die Novelle „Salisbury" (XIV, 3 ebenfalls nach d'Arnaud) erzählt von einer schönen und tugendhaften Gräfin, die dem Staatswohle zu liebe der Leidenschaft des Königs in keiner Form Gehör schenkt, obgleich sie ihn wieder liebt. „Cramners letzte Nacht" (VII, 170) stellt den Todesmuth des berühmten englischen Erzbischofs dar, den eine Vision noch in der letzten Nacht vor seiner Hinrichtung stärkt. „Marlbouroughs Jugendsünde" wird X, 3 erzählt. Marlbourough entledigt sich in dieser Novelle mit größter Schlauheit einer ihm lästig gewordenen Geliebten.

Aus der französischen Geschichte haben wir nur einige streng historische Anekdoten aus dem Leben Franz des I. und Karl des VIII. (Bd. XXXIV, 155 ff. und 202.) Aus der niederländischen Geschichte Anekdoten aus dem Leben des berühmten Admirals Ruyter (IX, 143, 171 und Quart. Schr. 1784 IV, 150). Die große Rechtlichkeit des Seehelden, der auch dem Feinde gegenüber vor jedem unehrlichen Mittel zurückschreckt, aber auch zur Rettung des eigenen Lebens sich zu keiner Unredlichkeit herbeiläßt, wird da geschildert; ferner wird erzählt, wie er trotz seiner Tapferkeit von einem Duell nichts wissen will. Aus der spanischen Geschichte: „Almenon und Alfonso" (X, 234)

erzählt von dem Bündnisse eines spanischen Königs mit dem Maurenfürsten, der ihm Unterkunft und Schutz bis zu seiner Thronbesteigung gewährt hatte. Aus der deutschen Geschichte haben wir nur „Anekdoten zum Leben des Landgrafen Ludwig", (XXXIV, 181), dem Chronicon thuringense wörtlich nacherzählt, zu verzeichnen.

6) Dabei wurde aber das moderne deutsche Leben keineswegs vernachlässigt. Seine modernen deutschen Geschichten lassen sich eintheilen:

a) In Hofgeschichten, zumeist mit aufklärerischer Tendenz. „Der Springbrunnen" (VII, 215) berichtet von einem Minister, der in Ungnade gefallen ist und sobald er nur einmal die Freiheit des Privatlebens kennen gelernt hat, selbst durch das persönliche Ersuchen seines Fürsten zu einer Rückkehr nicht mehr zu bewegen ist. „Der Fürst und das Schauspiel" (VIII, 176) zeigt den Nutzen des Schauspieles, durch das ein junger Fürst gebessert wird. „Der Weg zur Marschallwürde" (VIII, 284) legt in der bekannten Manier dar, daß am Hofe die Rettung des Schoßhundes der fürstlichen Maitresse weit schwerer ins Gewicht fällt, als langjährige Verdienste. Die „Anekdote zu König Augusts Leben" (X, 301) preist die entschlossene rettende That eines treuen Dieners, die auch Liskows zahme Satire herausgefordert hatte.

b) Geschichten in Bürger- und Familienkreisen (moralische Geschichten). „Gustav Lindau", (VII, 3) die Entwicklungsgeschichte eines Mannes, der vor dem menschlichen Neide so lange flieht, bis er die Erfahrung macht, daß selbst zum Tode verurtheilte Verbrecher einander noch neidisch sind. Die „Haselnußschale" (VII, 101): durch das nachlässige Fortwerfen von Haselnußschalen wird ein glückliches Verhältnis getrennt und eine äußerst unglückliche Ehe geschlossen. „Auch Vorwitz kann seinen Nutzen haben" (X, 61): durch den scheinbaren Vorwitz eines Ehemannes wird eine Ehe, die sich unglücklich zu gestalten droht, wieder in ihre früheren Bahnen zurückgelenkt. „Die ältere Ehefrau" (XI, 3) und „Die Matrone, wie es deren wenige gibt" (VIII, 303) er-

zählen die Geschichte einer Frau, die, sobald ihr Reiz zu schwinden beginnt, mit beispielloser Opferwilligkeit sich zurückzieht, um einer jüngeren Platz zu machen. „War dieser Betrug verzeihlich?“ (XI, 227): ein Mädchen, das von ihrem social höher stehenden Geliebten erst lange nach der Geburt eines Kindes geheirathet wurde, schiebt, da das Kind stirbt, ein falsches unter, an dem aber Beide nur Freude erleben. „Louise Gräfin H-berg“ (X, 154) wurde durch schändliche Ränke aus der Nähe ihres Gatten und ihrer Kinder vertrieben, nähert sich ihren Kindern aber unter der Maske einer Erzieherin und holt sich den Tod, während sie ihre blatternkranken Kinder pflegt. „Die sonderbare Art Schwiegermütter zu gewinnen“ (IX, 83): ein junges Mädchen gewinnt die ihr feindliche Mutter ihres Geliebten, indem sie auf die Verbindung Verzicht leistet. „Possenspiel will Raum haben“ (XII, 11): Ein übermüthiger Studentenulk stört für immer eine glückliche Ehe. „Was fünf Jahre nicht thun können“ (XII, 77; nach Imbert): Ein Vormund, der durch fünf Jahre sein Mündel nicht gesehen, verliebt sich in die mittlerweile zur Jungfrau Erblühte. Eine größere Anzahl der Erzählungen behandelt das Leben der unteren Klassen. „Der Findling“ (VIII, 164): Ein Handwerker mit zahlreicher Familie, der dem Hungertode nahe ist, gelangt dadurch zu besseren Verhältnissen, daß er ein ausgesetztes Kind aufzunehmen genöthigt ist. „Die Stecknadel“ (X, 213): Ein Großkaufmann geht auf die Vorschläge eines kleinen Gewerbsmannes ein, weil dieser in seiner Ordnungsliebe so weit geht, selbst eine Stecknadel aufzuheben. „Der Schieferdecker“ (X, 254): Ein Dachdecker sieht sich genöthigt, seinen Sohn vom Dache zu stoßen, um wenigstens sein eigenes Leben seiner Familie zu retten. „Wohlthätigkeit eines gemeinen und wahrlich nicht gemeinen Mannes“ (XI, 221): Ein armer Mann verkauft seinen Mantel, um einem noch ärmeren beizustehen.

c) In Militärgeschichten, ein Stoffkreis, der seit 1776, dem Erscheinungsjahre von Möllers „Waltron“ und Lenz' Soldaten zusehends an allgemeinem Interesse wuchs, ja 1792 zur

Gründung eines „Archivs über das Soldatenwesen" (Leipzig, Göschen) führte. „Die Spießruthen" (XIV, 89): Eine junge Frau wird durch einen Hauptmann bethört. Des Hauptmanns Bursche macht den Liebesboten, wird dabei ertappt und zeiht sich selbst des Diebstahles, um das Geheimnis seines Herrn zu wahren. Deshalb muß er als Dieb die Strafe des Spießruthenlaufens über sich ergehen lassen. Die junge Frau sucht aus Mitleid die nähere Bekanntschaft des Burschen, erkennt zu ihrer Ueberraschung dessen nicht gewöhnlichen Bildungsgrad, erfährt, daß es der Hauptmann nicht redlich gemeint habe und heirathet schließlich den Burschen. „Die Ausforderung" (XI, 149): Ein älterer Officier nimmt die Forderung eines jüngeren Kameraden nicht an, weil er im Begriffe steht, durch Selbstmord zu sterben. „Der Tambour" (XI, 169): Ein Officier läßt den Sohn eines gefallenen Unterofficiers erziehen und reiht ihn dann als Tambour ins Regiment ein; er desertiert aber und rettet später als feindlicher Soldat seinem ehemaligen Wohlthäter das Leben. „Die Halsbindschnalle" (XII, 88): Einem Officier wird dadurch das Leben gerettet, daß ihm sein Diener die feine goldene Halsbindschnalle stiehlt und er eine gröbere anzulegen gezwungen ist, die den feindlichen Hieb auffängt. „Peter" (XIV, 201 nach Florian): die Geschichte eines Soldaten, der seinen Hauptmann aus Eifersucht schwer verwundet, durch dessen Edelmuth aber frei kommt.

Dann einige kürzere Anekdoten: (XI, 221) die Geistesgegenwart eines Dragoners, der einen Gefangenen, von dessen eigenem Heere umringt, mit sich führt; (XI, 192) eine Anekdote über den Ursprung der schwarzen Kamaschen; (XI, 181) ein edler Ausspruch des Grafen Neuperg u. a. m.

d) in Verbrechergeschichten: „Die Räuberschänke" (IX, 291). Ein Graf erkennt in einem Räuberhauptmann seinen einstigen Studienfreund. „Geistesgegenwart" (XI, 139): Ein anderer Graf rettet in einer Räuberschänke sein Leben dadurch, daß er die Wirthin zwingt, die Nacht auf seinem Zimmer zu verbringen. „Die Edelfrau unter Mördern"

(IX, 304): Eine Gräfin, deren Schloß von einer Räuberbande überfallen wird, spielt mit großer Geistesgegenwart die Genossin der Räuber, wodurch es ihr gelingt, die ganze Bande in den Keller zu sperren. „Doctor Junker und der Deserteur" (XI, 125) und „Der dankbare Appenzeller" (XII, 55) schildern die Dankbarkeit von Gefangenen gegenüber dem Arzte, bezw. Priester, der sie entwischen ließ. „Woran man sich nicht gewöhnen kann" (XI, 201): Ein Gefangener kann gerade die künstliche Verengung seines Kerkers, die andere als die höchste Grausamkeit ansehen, nicht mehr entbehren. „Wie man sich irren kann" (VIII, 161), berichtet von einem Manne, der als Diebeshelfer gilt, in Wahrheit aber eine ganze Reisegesellschaft vor Räubern rettet, und „Warnung zur rechten Zeit" (XI, 118) von einem Jünglinge, den ein glückliches Ungefähr abhält, ein Dieb zu werden.

e) in Halbwelt- und schlüpfrige Geschichten: „Charlotte Ormond" (IX, 177), die Erzählung von einer Dirne, die sich gebessert hat und mit ihrem Gelde einen wackeren Mann unterstützt, ihn heirathet und so wieder zu Ehren kommt. „Der Stockschilling" (XVI, 163): Ein Auditor justificiert eine Soldatendirne durch Stockprügel, verliebt sich in sie und rastet nicht, bis sie sein Weib geworden ist. „Zwei sonderbare Zusammenkünfte" (X, 112): Eine Dirne versagt sich dem Manne, den sie liebt, weil sie an einer venerischen Krankheit leidet. „Brief der Laïs an den Aristipp" (XXXVI, 88): Laïs gewährt einem alten Manne eine Nacht, um ein Liebespaar zu vereinen.

f) in Tendenzgeschichten: α) nationale: „Deutsches Schauspiel in Venedig" (VII, 258) und der „Deutsche im Boulevardtheater" (VIII, 179); Wälsche, die es wagen, den Deutschen zu verhöhnen, werden von diesem gründlich abgeführt. β) litterarische: „Herodias" (X, 287) gegen Gellert gerichtet, „Die Pyramide" (VII, 269) gegen Herder und die Originalgenies; „Dichterischer Staupbesen und Aftertriumph" (XI, 299) gegen Plagiatoren und solche, die

um das Lob der Kritik buhlen. „Ueber das Sprechen toter Sprachen“ und „In welcher Sprache soll ein Schriftsteller schreiben?“ (IV, 110 und 112) scharfe Satiren gegen die übermäßige Vorliebe für die antiken Sprachen in unserer Litteratur, die erstere mit sehr deutlicher Spitze gegen Friedrich den Großen.

g) Geistergeschichten: α) rationalistisch. „Die Maske“ (X, 198): Eine schlaue Hofdame erscheint dem Manne, an dem sie sich rächen will, mit Hilfe eines ganzen Apparates, als Geist seiner verstorbenen Frau und jagt den Abergläubischen so in einen frühen Tod. „Eine kleine Geistergeschichte mehr“ (XI, 183): Ein nervöses kränkliches Mädchen glaubt in der Dämmerung den Geist ihres verstorbenen Geliebten gesehen zu haben und die große Menge stimmt ihr zu, weil jeder fürchtet, sonst als Freigeist verschrien zu werden. „Sonderbarer Lottotraum“ (XI, 294): Merkwürdigerweise träumt jemand, ein Mann, der gewohnt ist, gewisse Zahlen in der Lotterie zu spielen, habe ihm diese genannt. Sie kamen dann auch heraus. Es wird aber ausdrücklich erklärt, daß dies kein Wunder sei. β) nicht rationalistisch: „Der Besuch nach dem Tode“ (IV, 9): Ein von ihrem Geliebten verlassenes Mädchen erscheint jenem nach ihrem Tode, um ihn zur Treue gegen ihre Nachfolgerin zu mahnen. Dieser Dialog ist ein Ausfluß jenes Mysticismus der 70er Jahre, der gerade in minder gläubigen Kreisen heimisch war und in dem Freundespaare Mauvillon und Unzer, die einander nach dem Tode umschwärmen wollten, sich personificierte.

In das Gebiet des Wunderbaren gehört auch XI, 218 der „sonderbare Traum eines Kranken“, dem das einzige für ihn hilfreiche Mittel im Schlafe erscheint.

B. Allegorien.

Gewöhnlich ist nach Engelscher Manier als tertium comparationis ein Gegenstand der Natur genommen. Das verminderte Vergnügen an der öfter gesehenen Aussicht (VII, 209) dient zur Beleuchtung des Satzes, daß Gewohnheit abstumpfe;

ein Springbrunnen (VII, 215) muß den Satz illustrieren: wer hoch steigt, sinkt tief. Das betrügerische Wasser wird mit dem weiblichen Geschlechte verglichen (VII, 211). Auch andere Bilder werden herangezogen: die „Pyramide" (VII, 269) soll den Autor belehren, daß das erhabenste Werk unvollständig ist, wenn es nicht zugleich auch zugänglich wird (VIII, 269); die „Schöpfung der Liebe" (VII, 285) soll darthun, daß zu viel des Süßen Ekel erzeugt, das „Rebhuhn des heiligen Johannes" (X, 285), daß auch der Weiseste Zerstreuung und Erholung bedarf, „Tamerlan und der Reisbrei" (XI, 161) lehrt, daß Vorsicht und Ueberlegung bei Tische, wie im Kriege frommt, die „Redoute" (VII, 213), daß das Zuviel ebenso abträglich ist, wie das Zuwenig. Ein phantastisches Stück ist (VIII, 297) die „Zauberschule", in dem ein Magier einen Domdechanten deshalb abweist, weil er, die Zukunft aufrollend, den Undank erkennt, den er von jenem zu erwarten hätte. „Bathmendi" (XIV, 220 nach Florian) ist eine Parabel vom Glücke.

C. Schwänke.

Zu den Schwänken wären zu zählen: X, 105 „Der wohlgenützte Hammel". Ein lustiger Fleischhauer stiehlt einem Pfarrer, der ihm ein Nachtlager verweigert hat, einen Hammel, bietet diesen dann demselben Pfarrer zum Geschenk an und verschafft sich so Nachtlager, Abendessen und den Genuß zweier Dirnen. „Klaus Narr" (X, 264), die Erneuerung eines älteren deutschen Litteraturdenkmales, bringt die Streiche und treffenden Aussprüche dieses witzigsten aller Hofnarren. „Art läßt selten von Art" (IV, 100) trug dem Verfasser den Vorwurf der Priesterfeindschaft ein. Es behandelt in etwas obscöner Manier die Art, wie ein Pastor seinen natürlichen Sohn an den vererbten schlechten Charaktereigenschaften erkennt.

D. In Essays.

Für Zeitschriften (Museum, Quartalschrift, Apollo) hat er auch eine Anzahl von Essays über allgemeine Themen ge-

liefert (XXXVI, 149—182). „Menschenleben, Bücherschicksal, Schriftstellerlos" vergleicht die Schöpfungen des menschlichen Geistes mit Kindern, die im Feuer der Liebe und mit solchen, die von welkenden Eltern gezeugt worden, stellt die Originalgenies den Durchschnittsscribenten gegenüber, verspottet den Mangel an Selbständigkeit des litterarischen Trosses, der sich stets im Gefolge eines aufgehenden Sternes befindet, und klagt, daß gerade die besten Autoren von der Menge verkannt würden. „Ueber Lesen und Belesenheit" behandelt den Nutzen der Lectüre, warnt aber vor Uebermaß und dem Lesen schlechter Bücher. „Ueber Schweigen und Reden" behandelt den Unterschied zwischen Geheimniskrämerei und Verschwiegenheit, zwischen Geschwätzigkeit und Offenheit. „Fragmente über Lob und Tadel" untersuchen, worin der wahre Wert des Lobes, die wirkliche Berichtigung des Tadels liegt. „Ueber den im jetzigen Kriege neu eingeführten Gebrauch aërostetischer Maschinen" beschränkt sich auf die Wiedergabe fachmännischer Urtheile über diesen Gebrauch.

E. In Kriminalgeschichten.

Mit den Kriminalgeschichten, Anekdoten, die sich fast ausschließlich mit der Darstellung von Schuld und gerichtlicher Sühne befassen, hat Meißner insofern einen glücklichen Griff gethan, als er der allgemeinen Zeitstimmung entgegen gekommen ist. Seit Rousseau und Montesquien mit ihren rationalistischen Angriffen gegen die Herrschaft des römischen Rechtes vorangegangen waren, kam diese Frage nicht mehr zu Ruhe. In Deutschland bildete sich zur Abwehr eine eigene Schule. Dagegen ersteht in Wien in Joseph Sonnenfels ein Anhänger der französischen Richtung. Seine 1765 erschienenen „Grundsätze der Polizeiwissenschaft" sind der Hauptsache nach auf Rousseauscher Grundlage aufgebaut. Diese Bewegung drang naturgemäß ins Publicum. Man begann sich für kriminalistische Angelegenheiten zu interessieren. 1781 erschien ein Werk „Der Geist der Kriminalgesetze". Schon 1747—68 war eine Uebersetzung des berühmten „causes celébres" des französischen

Rechtslehrers Franz Pitaval erschienen. 1782, 83, 92 konnte R. W. Franz die zweite Uebersetzung herausgeben. 1792—95 übersetzte Niethammer eine andere Bearbeitung des Pitaval, zu der Schiller, der sich damals wieder viel mit kriminalistischen Stoffen beschäftigte, nachdem er schon in der Mitte der 80er Jahre durch seinen „Verbrecher aus verlorner Ehre" vorbildlich gewirkt hatte, die Vorrede schrieb. Meißner war hierauf einer der ersten, der die Kriminalgeschichte auf den Plan brachte. Zu Beginn der 90er Jahre folgten ihm Spieß, Langbein, Zschokke und viele andere nach. Seiner Tendenz nach richtet er sich stark nach Sonnenfels. Wie dieser sieht er in der persönlichen Freiheit einen starken Factor zur Verminderung der Verbrechen, wie dieser macht er den Staat für das Verhalten seiner Unterthanen mit verantwortlich und will, wie dieser (Schutzschrift, Separatvotum) die Todesstrafe nicht missen, wohl aber sie von jeder Folter fern halten. Selten durch Uebersetzung, häufig durch Sammelarbeit hat er ein stattliches Material psychologisch interessanter Rechtsfälle vereinigt. Es ist dies vielleicht die verdienstvollste Seite seiner schriftstellerischen Thätigkeit und nicht mit Unrecht nennt Hauff in der Controverspredigt die Kriminalgeschichte jenes schriftstellerische Product Meißners, dessen Lectüre man in guter Gesellschaft nicht verschweigen müsse.

Auch die Kriminalgeschichten lassen sich in verschiedene Gruppen theilen. Sie haben ja gerade in der Verschiedenartigkeit des Materials ihr Hauptverdienst.

Wir finden da

1. Erzählungen, in denen eine unglückliche Verkettung von Umständen den an sich ganz wackeren und schuldlosen Thäter zu einem Verbrechen führt. Theilweise werden da die gesellschaftlichen Verhältnisse angegriffen.

2. Fälle, in denen eine eigentliche Schuld des Angeklagten wohl vorhanden ist, aber eine Reihe von psychologischen oder sonstigen Voraussetzungen (Wahnsinn u. dgl.) die Motive der That wesentlich anders erscheinen lassen.

3. Fälle von besonderer, bestialischer Rohheit.

4. Wunderbare Entdeckungen des wirklich Schuldigen und Rettung des unschuldig Angeklagten.

Zur ersten Gruppe gehören:

XV, 15. Die Tochter eines angesehenen russischen Kaufherrn erstickt durch ein Versehen ihren Geliebten, den sie verbergen will, und geräth, um sich ihrer Helfershelfer zu entledigen, von einem Verbrechen ins andere.

XV, 23. Ein schändlich getäuschter Mann tötet die treulose Geliebte.

XV, 31. Ein junger Bauer, der ein kränkliches Weib hat, vergeht sich mit einem Mädchen. Als dieses die Folgen des Verhältnisses fühlt, will es sich töten. Der Mann ist, als er diese Nachricht empfängt, bereits schwer gereizt und als ihm nun auch seine Frau Vorwürfe macht, schlägt er so unglücklich nach ihr, daß er sie tötet.

XV, 43. Ein junger Tischler, der aus Scherz seiner Geliebten eine Kleinigkeit aus dem Kasten fortnahm, wird trotz der günstigen Aussagen des Mädchens von einer französischen Jury zum Tode verurtheilt (furchtbares Beispiel eines Justizmordes).

XV, 55. Prèvost d'Exiles, der berühmte Jurist, tötet durch einen Stoß seinen Vater, der ihn durch Mißhandlung seiner schwangeren Geliebten aufs äußerste gereizt hat.

XVI, 61. Ein Jüngling verliebt sich in ein Mädchen, das seinem eigenen Vater angetraut, doch nie wirklich dessen Frau geworden war. Nach dem Tode des Vaters wird ihr Verhältnis ein intimes, da beide fest auf einen Ehedispens sich verlassen. Dieser wird aber verweigert und sie werden wegen Unsittlichkeit verhaftet. Mehreremale brechen sie aus, dabei ermordet der Jüngling einen Wächter und zündet eine Hütte an. Er wird zum Tode verurtheilt.

XVI, 77. Eine Frau, an einen ungeliebten Mann verkuppelt, verläßt ihn mit einem anderen. Sie wird

wegen doppelten Ehebruchs und böswilliger Entweichung mit dem Tode bestraft.

XVI, 207. Ein Bauer tötet seinen Bruder, um ihn vom Morde des Gatten seiner Geliebten abzuhalten.

Diese Gruppe enthält offen und versteckt, besonders mit Rücksicht auf die barbarischen Strafen, manchen Vorwurf gegen Gesellschaft und Rechtspflege.

Die 2. Gruppe beschäftigt sich mit psychologischen oder vielmehr psychopathischen Problemen.

XV, 11. Ein Bauer tötet seine Frau, um sie vor der Sünde des Selbstmordes zu bewahren, zu dem sie ihre verzweifelten Verhältnisse zu treiben drohen.

XV, 98. Ein durchgeprügelter junger Bauer ersticht, um sich für die Schläge zu rächen, einen ihm Unbekannten, von dem er nur weiß, daß dessen Mutter mit der seinen vor Jahren einen Zank gehabt hatte.

XV, 130. Ein Mensch tötet alle, mit denen er eine Zwistigkeit gehabt, um sich so einerseits Ruhe zu verschaffen, andererseits in den Geruch, ein Liebling der Vorsehung zu sein, zu kommen.

XV, 214. Ein Schäfer ermordet seine drei Kinder, um nicht hinter Abraham zurückzustehen.

3. Fälle von besonderer Rohheit:

XV, 100. Ein Bösewicht, Straßenräuber und Mörder, der aus Aberglaube Weiber und Kinder tötet, gibt aus Bosheit einen Unschuldigen als seinen Helfershelfer an, der dann auch beinahe hingerichtet wird.

XV, 142. Ein tschechischer Bauer will sich seiner Frau entledigen und läßt sie in bestialischer Weise von seinem Knechte ermorden.

4. Die Entdeckung der Schuldigen geht a) durch seine Reue und Gewissensbisse, b) durch eine ans Ueberirdische gemahnende höhere Macht, c) durch äußere Umstände vor sich.

a) XV, 49. Ein Soldat wird beschuldigt, seinen Kameraden ermordet zu haben; da er volltrunken ge-

wesen, glaubt er es selbst, bis der wahre Mörder, mit der Execution betraut, das Geständnis macht.

XV, 61. Eine nicht ganz gut beleumundete Weibsperson wird des Kindesmordes angeklagt; die wahre Mörderin aber verräth sich durch einen halblauten Ausruf, da sie sich unbemerkt glaubt.

XV, 120. Das Geständnis einer sterbenden Frau rettet einen Kaufmann vor der Gefahr, wegen Falschmünzerei hingerichtet zu werden.

XV, 136. Ein äußerst schlauer Brandstifter wird durch die bewegliche Predigt eines Geistlichen, als er schon nahe daran ist, in Freiheit gesetzt zu werden, zum Geständnisse gebracht.

XV, 156. Ein Sträfling verräth aus Mißgunst seinen in Freiheit befindlichen Complicen; dieser rächt sich durch das Geständnis eines Mordes, den beide gemeinsam begangen, worauf beide hingerichtet werden.

XVI, 34 Ein Kaufmann, der vor Jahren seinen Feind erschlagen, geht an dem Hause vorüber und verräth sich gelegentlich eines einem anderen Verbrecher geltenden Straßenauflaufes.

XVI, 38. Das Bild seines Opfers bringt den Mörder, der sich als Officier und Edelmann verkleidet hat, zum Geständnisse.

b) Durch höhere Macht:

XIV, 75. Einem diebischen Hausmeister erscheint bei seinen Entwendungen das abmahnende Gespenst seiner verstorbenen Frau.

XIV, 221. Ein Mörder seiner Ehefrauen, auf den niemand Verdacht hat, wird dadurch verraten, daß dem Vater seines letzten Opfers täglich im Traume die Tochter erscheint, und er deshalb auf wiederholte Ausgrabung des Leichnams besteht.

XVI, 13. Ein Gastwirt und sein Complice, die einen Reisenden ermordet, werden auf ihrer Flucht durch

eine höhere Macht immer wieder an den Ort ihrer Unthat zurückgeführt.

XVI, 27. Ein Mörder, dessen Unthat nicht endeckt wurde, wird eines von ihm nicht begangenen Verbrechens halber zum Tode verurtheilt.

XVI, 36. Ein Pfarrer findet auf der Kanzel einen Zettel, der von einer Mordthat des Küsters und Schulmeisters ganz genau berichtet, dessen Schrift aber gleich nach der Lektüre verschwindet.

XVI, 42. Eine unerklärliche Macht richtet so lange das Gerücht auf den ganz unverdächtigen Mörder, bis er, in der Meinung, er sei ertappt, flieht und dadurch erst verdächtig wird.

XVI, 49. Einem Vatermörder erscheint der Druck der Bibel blutigroth, so daß er entsetzt sein Verbrechen eingesteht. (Die letzten 5 nach Fielding.)

c) Aeußere Umstände:

XVI, 35 wird der Unschuldige durch die Schlauheit des Verbrechers vom Tode gerettet, der durch ein Kunststückchen jenen befreit, ohne sich selbst zu verrathen.

XVI, 35 und XVI, 10 ist es ein corpus delicti (das einemal die Strumpfbänder des Ermordeten, das anderemal das Taschentuch der Mörderin), das den Schuldigen verräth.

In XIV, 166 bringt die Schlauheit eines Advocaten den längst sich sicher dünkenden Mörder zum Geständnisse.

In XIV, 221 wird ein jüdischer Dieb durch den Kniff des Gerichtes, seine von ihm überaus geliebte Frau stäupen zu lassen, zum Geständnisse gebracht.

In XII, 6 und 16 werden die Mörder durch die Dazwischenkunft des Apothekers, bei dem sie Gift gekauft, entlarvt, und

XVI, 22 und 26 durch das Geständnis der Complicen,

XVI, 31 durch die Leiche des Ermordeten, 46 durch eine ihm ähnliche Puppe.

Nicht zu diesen Gruppen gehören:

XV, 71. Angehende Kirchenräuber werden stets durch Hallucinationen erschreckt.

XV, 88. Eine Bäuerin setzt sich großer Gefahr aus, um die Leiche ihres gehenkten Mannes verhüllen zu können.

XV, 92. Ein wegen seiner Strenge gefürchteter Gerichtsbeamter wird von einem Räuber geschont, um im Falle der Gefangennahme bei ihm einen Stein im Brette zu haben.

XV, 214. Ein Soldat, der durch unüberlegtes Gerede Anlaß zu Desertionen gegeben hat, wird erschossen.

XV, 229. Ein Rechtsanwalt macht sich Vorwürfe, durch seine Spitzfindigkeit einen Spitzbuben vor dem Galgen gerettet zu haben.

XVI, 97 und 53. Zwei galante Abenteuer. Das einemal gewinnt das Mädchen auf ein ihr als Zahlung gegebenes Loos eine große Summe; es droht ein Proceß, der aber durch eine Heirath beigelegt wird. Das anderemal erhält ein unschuldiges Mädchen eine große Erbschaft für eine Liebesnacht, die nicht sie, sondern ihre habsüchtige Tante dem Erblasser gewährt hatte.

Beurtheilung von Meißners kleinen Erzählungen.

In all diesen Erzählungen — die Kriminalgeschichten abgerechnet — findet sich eine ganz eigenthümliche und laxe Moral, die, ähnlich mit Wielands Philosophie der Grazien, niemals von einem höheren ethischen Standpunkte ausgeht, sondern so ziemlich auch als gestattet ansieht, was Erfolg hat. Der ethische Grundsatz, durch sein eigenes Leben eine Norm für das sittliche Verhalten anderer zu geben und ohne Schädigung der eigenen Person auf den thunlichsten Nutzen des weiteren Kreises hinzuarbeiten, existiert bei Meißner nicht. Der Zweck — und das ist immer die größtmöglichste Behaglichkeit des eigenen Ichs — heiligt so ziemlich alle Mittel; Böses wird stets mit Böserem vergolten. Liederliches Leben („Charlotte

Ormond"), Kindesunterschiebung („das Kind der Liebe"), gemeine Buhlerei („Laïs an den Aristipp") das alles ist gestattet, sofern nur der Erfolg ein guter ist. Uebermäßige Skrupel sind durchaus nicht beliebt: Der Ehemann nimmt ruhig die ungeheuersten Opfer der älteren Ehefrau an, der Marschall läßt sich durch den nichtsnutzigen Anlaß, dem er seine Carrière verdankt, nicht stören. Der Verkehr mit dem Weibe ist mit einer ganz überflüssigen, echt Wielandschen Lüsternheit und Breite geschildert, bei Intimitäten wird mit besonderem Behagen verweilt. („Der Stockschilling", „Zwei sonderbare Begegnungen", „Marlbouroughs Jugendsünde", „Herodias", „Der König im Bordell" 2c. 2c.); widerliche Krankheiten werden in diesen vornehmlich für Leserinnen bestimmten Bänden („Zwei sonderbaren Begegnungen", „Der König im Bordell") mit einer Ungeniertheit besprochen, die wir im 18. Jahrhundert u. a. aus den „Bekenntnissen einer schönen Seele" und aus den Artikeln im Museum, Merkur u. s. w. ganz gut kennen. Wie dies in der reinen Unterhaltungslitteratur üblich, hat Meißner gern Stoffe gewählt, die auf den Leser besonders spannend zu wirken versprachen. So hat er gern bekannte historische Persönlichkeiten von einer Seite gezeigt, die man nach ihrem in der Geschichte feststehendem Bilde an ihnen zu sehen nicht erwartet hätte, z. B. die keusche jungfräuliche Königin Elisabeth den Schmeicheleien eines französischen Edelmannes nahezu unterliegend, den unglücklichen Karl II. in einem leichtfertigen Hause u. s. w. Gern hat er auch seinen Erzählungen möglichst überraschende, paradoxe Wendungen gegeben: der Vorwitz eines Ehemannes rettet den Frieden und das Glück einer Familie, ein anscheinender Räubergenosse entpuppt sich als Mann, dem die ganze Reisegesellschaft ihre Rettung verdankt, ein Mädchen gewinnt den ihr bereits verlorenen Geliebten durch ihre Resignation, einem Officier rettet der Diebstahl seines Dieners das Leben, ein Sträfling kann gerade das Peinvollste seines Gefängnisses nicht entbehren, ein keusches Liebespaar wird durch moralische Lecture verdorben u. s. w. Titel, die ein kleines Paradoxon enthalten oder etwas Merkwürdiges versprechen und deshalb zur Neugier reizen, werden bis-

weilen gewählt z. B. „Auch Vorwitz kann seinen Nutzen haben", „Woran man sich nicht gewöhnen kann", „Sonderbare Selbstvergessenheit und Geistesgegenwart zugleich", „Was fünf Jahre nicht thun können" u. s. w. Oft werden auch Charaktere von besonderer Vortrefflichkeit gleichsam als Typen hingestellt: die Mutter von mustergiltiger Aufopferung, das Kind von unerhörter Liebe zum Vater (Hal Mehi) die Mutter und Gattin von beispielloser Hingebung. (Luise v. H-berg).

Die Erzählungsweise ist eine gute und zweckentsprechende; Meißner weiß unwesentliches fern zu halten, durch eine leichte, zierliche, oft witzige, durch Bilder und Vergleiche belebte Sprache zu wirken und er weiß „jedem etwas zu bringen". Zu steigern, durch plötzliche, unerwartete Contraste zu wirken, ist ihm oft wohl gelungen. Uebermäßige Breite kann ihm nur in einzelnen bürgerlichen Erzählungen („Haselnußschale", „Lindau", „Sonderbare Art Schwiegermütter zu gewinnen") zur Last gelegt werden. Zur Belebung der Handlung und Erleichterung der Charakterisierung hat er sich wie beim Roman in der erdrückenden Mehrzahl seiner Erzählungen der dialogisierten Form bedient; in manchen öfter, in vielen seltener, in wenigen gar nicht. Ist der Dialog ein besonders überwuchernder, so wird die ganze Erzählung unter die Kategorie „Dialoge" aufgenommen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen Skizze und Dialog besteht nicht.

Quellen.

Die Meißnerschen Prosastücke sind nur in den seltensten Fällen selbständig concipiert. Sie sind zu theilen 1) in eingestandene Uebersetzungen, 2) in Nacherzählungen, 3) in solche die auf mündlicher Ueberlieferung oder sonstiger persönlicher Information beruhen, 4) in solche, die auf Grund historischer Angaben mit einiger Selbständigkeit zusammengestellt sind, 5) in jene, für die uns eine Quelle vorläufig nicht bekannt ist, die wir also bis auf weiteres als selbständige Arbeiten werden ansehen müssen.

1. Ueberſetzungen.

Hieher gehören zuerſt die nach Arnaud und Florian überſetzten, in eigenen Ausgaben erſchienenen Novellen.

Von Arnaud hat Meißner überſetzt: „d'Almanzi" und „Makin" aus den epreuves du sentiment, „Strafford" und „Salisbury" und „die Entweichung Karl II." aus den Novelles historiques. Arnauds[7]) Arbeiten ſind alle von einer moraliſierenden thränenſeligen Stimmung, von einer für die Jugend berechneten ernſten Moral und von conſervativer, königstreuer Geſinnung, die mit den Meißnerſchen Anſichten wenig harmoniert. Pikanterien u. dgl. lag ihm fern. „Je n'ai d'autre but", ſagt er in der Vorrede zu den „nouvelles historiques", „que d'entrenir l'amour de l'humanité, la base de toutes les vertus. Mon dessein sur tout est de tracer à la jeunesse des préceptes, qui puissent lui plaire et lui donner un Cours de morale." Alſo ein ſtreng moraliſcher Jugendſchriftſteller, mit dem Meißner nur wenige Punkte, wie die Liebe zur Humanität, gemein haben konnte, und den er doch ohne jede Aenderung faſt wörtlich überſetzt hat. Auch die zahlreichen Anmerkungen, die man für Meißnerſche Arbeit halten könnte, ſind wörtlich dem Arnaud entnommen. Die Aenderungen in den einzelnen Stücken ſind ſehr unweſentlich. Im „Almanzi" z. B. hat Meißner nach ſeiner Gewohnheit ab und zu einen kräftigeren, überſchwänglicheren Ausdruck gewählt:

S. 188 nous applaudissons — mit Entzücken
„ 189 un homme, que pense — eine edle Seele
„ 222 je suis conduit — man ſchleppte mich
„ „ la condition la plus humble — im niedrigſten Staube
„ 239 respectable — ehrwürdig, ehrfurchtsvoll.

Manchmal zeigt ſich eine kleine, kaum merkliche Ungeſchicklichkeit, z. B. S. 189 n'ôtent point les remords — ſtillt und ſchweigt Gewiſſensbiſſe nicht. S. 200 chambre — Behältnis (Kammer wäre das richtige Wort). Sein Abſcheu vor jedem Fremdworte und beſonders vor dem Papa und Mama, läßt

ihn das franzöſiſche „papa“ mit Vater überſetzen, ſo daß die Enkelin den Großvater conſequent mit „Vater“ anredet, während das mehr indifferente franzöſiſche Koſewort dem Verwandſchaftsverhältniſſe weit beſſer entſpricht. Noch mehr ins Wörtliche geht die Uebereinſtimmung in „Makin“. Die verſchiedenen engliſchen Bezeichnungen finden ſich ſchon im Originale (la jeune Lady, adorable Miss); ebenſo ſind die gewöhnlichen aufkläreriſchen Phraſen Meißners diesmal nur Ueberſetzung: S. 7.... touchant donc le courtisans mêmes — die ſelbſt Höflingsherzen rührte. Bis ins Detail richtet ſich die Ueberſetzung nach dem Original: die empörten Eltern tauſchen im Geſpräche mit ihrer Tochter das tu mit dem vous, ſobald ſie von ihrer entwürdigenden Liebe hören. (Meißner S. 30.) Die Ueberſetzung der einzelnen franzöſiſchen Redewendungen iſt eine ganz beſonders wörtliche, mitunter ſteife und minder gewandte; S. 37: voix concentrée — mit geſammelter Stimme, 38: l'espéce du souperail — die Art eines Luftloches, 52: consomée du besoin — vom Bedürfnis aufgerieben, 58: les deux amants — beide Geliebten, 32: cher amant — theurer Geliebter, 74: jeunesse presque nue — faſt nackende Jugend (ſtatt: faſt nackte Kinder), 75: une femme d'un certain âge — eine Frau von ſchon gewiſſem Alter, 86: nations policées — polizierte Völker. Ungeſchickte Ueberſetzungen ſind 40 und 76: elle reste immobile — ſie ſtarrt, 43: l'usage de son pays — ländliche Sitte. Sensibilité und sensible iſt jedesmal mit Empfindſamkeit und empfindſam wiedergegeben, alſo die Leſſingſche Ueberſetzung des Sterneſchen sentiment und sentimental fürs franzöſiſche acceptiert. Einen ſchärferen Ausdruck hat er ſich diesmal nur ſehr ſelten erlaubt: 51: quel coup — welcher Donner, 57: hors de ces lieux — aus dieſen Grüften. Einen bildlichen, dem Deutſchen beſſer entſprechenden Ausdruck hat er nur ein einziges mal gefunden: 50: Dorſet knüpfte den Faden des Geſpräches wieder an — Dorset reprend la conversation.

In ganz ähnlicher Weiſe iſt auch „Strafford“ überſetzt, zu dem Arnaud ſelbſt den Stoff aus Clarendon, Burnet, Fox,

Rapin Thoyas ꝛc. geschöpft hat. Die Uebersetzung ist durchaus wörtlich. Meißner hat sich nur bestrebt, für das englische Verfassungsleben die im Deutschen gebräuchlichen Termini einzuführen. Conseil z. B. übersetzt er mit Parlament, chambre (auch chambre basse) mit Unterhaus, chambre des Pairs mit Oberhaus, le Garde du Grand Sceau mit Großsiegelbewahrer; nicht ganz glücklich ist es, le bill d'attainder ou de conviction mit Bill der Ueberzeugung zu übersetzen, ebensowenig, von der Amtstracht der Richter (les robes) als von „Feierkleidern" zu sprechen. Eine weitere Ungeschicklichkeit ist es „prince und princesse", wo es sich auf König und Königin bezieht, mit Prinz und Prinzessin zu übersetzen. Es muß Fürst und Fürstin heißen. Einmal (S. 102 Anmerkung) kann er doch nicht umhin, gegen Arnaud, der die absolute Gewalt des Königs verherrlicht, sehr gereizt aufzutreten. S. 140** hat er nicht, wie er angibt, eine „andere Anmerkung" eingeschoben, sondern nur die Arnaudsche Bemerkung in so weit zusammengezogen, als er dessen empörte Tiraden gegen Vane ausgelassen hat. Ein zweitesmal (S. 180) läßt er die von Arnaud angeführten Befugnisse des Königs aus.

Noch weniger als der „Graf Strafford" ist „Salisbury" Eigenthum Arnauds. Er hat diese historische Erzählung aus dem Englischen Magazin geschöpft und nur die dort vorgefundene Erzählung in so weit abgeändert, als er die Ehe zwischen dem Könige und der Gräfin mit Rücksicht auf die historische Treue nicht zu stande kommen läßt. Meißner hat auch diese Erzählung wortwörtlich ins Deutsche übertragen. Seine Abweichungen sind kaum erwähnenswert: S. 48: Avez vous rempli mes volontés? — Ihr habt meinem Befehl noch nicht nachgelebt? 91: je vous l'avouerai je demeure interdite — ganz versteinert fühle ich mich. Einzelne unglücklich gewählte Ausdrücke: S. 17 Zujauchzungen (acclamations), S. 7 pünktliches Tagebuch (journal exacte). Das berühmte Honny soit hat er verdeutscht: Ein Schelm, der hier Böses denkt! Die eingeflochtene schöne Erzählung vom Damoysel d'amour, die bei Arnaud im Altfranzösischen der Trouvères abgefaßt ist, hat er, angeblich

der Einheitlichkeit halber, neuhochdeutſch gegeben. Ebenſo wörtlich iſt die „Flucht Karl des II.", die Arnaud aus Clarendon überſetzt hat, wiedergegeben. Die Kritik (Allg. d. Bibl. 60, 249) fand mit Recht die Ueberſetzungen, wenngleich im ganzen ſehr anerkennenswert, doch allzuſehr am franzöſiſchen Originale haftend.

Florian.[8])

Von Florian hat er die ſpaniſche Schäfernovelle „Celeſtine", die griechiſche „Sophronimus", die franzöſiſche Artusnovelle „Bliomberis", die deutſche Soldatennovelle „Peter", die phantaſtiſche portugieſiſche Ritternovelle „Sancho" und die orientaliſche philoſophiſche Novelle „Bathmendi" überſetzt. Das wichtigſte an all dieſen Novellen waren ihm wohl die Geſangseinlagen, die Schuſter componierte.

„Celeſtine." Die Florianſchen Novellen ſind ebenſo wörtlich überſetzt, wie die Arnaudſchen: die aufkläreriſchen Anwürfe gegen die Inquiſition (bei Florian: alguno familiar di santo officio) ſind ſchon im Originale vorhanden, ebenſo (120) die Anſpielung auf die ſpaniſchen Mantel und Degenſtücke. Die Abweichungen ſind höchſt unbedeutend und beſchränken ſich auf einen ab und zu gebrauchten der deutſchen Sprache beſſer angepaßten Ausdruck, z. B. 122 ſie brachte das Käſtchen bald in, bald außer Ordnung, elle arrangea et derangea vingt fois, 126 ich hatte ihn verkannt, en vain j'ai cru le reconnoître u. dgl. Zwei ziemliche Fehler ſind ihm unterlaufen: S. 119 überſetzt er das „par coeur" ſie behielt den Brief in ihrem Herzen, anſtatt ſie wußte ihn auswendig, 127 macht er aus Florians „Madame" „Signora", was zu dem ſpaniſchen Locale mindeſtens ebenſo wenig paßt. Die Geſangseinlage S. 126 iſt eine Ueberſetzung des Florianſchen Plaisir d'amour ne dure qu'un moment, Chagrin d'amour dure toute la vie. Geändert iſt nur die Form: Im Originale ſind es zwei ſechszeilige gereimte iambiſche Strophen mit Refrain.

„Sophronimus" iſt ganz wörtlich überſetzt. Das Lied (S. 149) iſt ähnlich wie das in Celeſtine gearbeitet. Der In-

halt übersetzt, die Form geändert. Original: 13 iambische Zeilen mit umschlingenden Reimen.

„Bliomberis" weist gleichfalls einige mißverständliche Uebersetzungen auf, z. B. S. 155 la figure — die Figur (mit „Antlitz" zu übersetzen). 163 dans les bois — in Gehölzen (statt in Wildnissen oder dergl.), 172 brave — brav (statt tapfer), 173 en blasphemant les noms de tous ses dieux — mit Verwünschungen aller Götter (der Sinn ist: er erniedrigte [blasphemierte] die Namen der Götter, weil er sie für eine schlechte Sache anrief), 198 il serre fortement Ebène — er schloß fest auf seinem Ebène (statt er spornte heftig seinen Ebène), 162 wendet er sein Lieblingswort „thränend" küßte er, sehr unnötig an. Im Originale heißt es: il pleuroit en baisant. Kleine Abweichungen kommen vor, wobei aber S. 162 „in Gemein" wohl ein Druckfehler für „ins Geheim" (en silence) ist. Demokratisch, wie er ist, läßt er S. 161 Bliomberis im Kriegsrathe „überstimmt" sein, während Florian sagt: le général l'emporra. Daß die aus der Ferne verehrte Frau die Liebe des Mannes schon etwas früher wisse (un peu avant), als dieser selbst, scheint Meißnern nicht plausibel; er sagt S. 164 „wenig Augenblicke darauf". 166 läßt er sich eine Pointe entgehen: l'heureux blessé. Er sagt der glückliche Geliebte. Das Klagelied (171) ist in der gewöhnlichen Weise gemacht. Die Form ist geändert; das Originale hat nicht strophische Gliederung, sondern es enthält 23 trochäische Zeilen. Der Inhalt aber ist Zeile für Zeile der gleiche. Anstatt des pathetischen „Du Auserwählte" heißt es im Französischen „— Ma Felicie". Die so unhistorische Empörung über das barbarische Land Gannes, in dem zur Zeit Artus' nur wenige Gelehrte hätten lesen können, findet sich schon im Originale.

„Peter." Hier hat das deutsche Locale zu einigen geringfügigen Aenderungen Anlaß gegeben. Das „nous" und „leur" der Franzosen mußte Meißner mit „Der Franzose", „Der Deutsche" wiedergeben (S. 201); die „Village Franconie" hat er S. 202 durch den Ausdruck „Fränkischer Kreis" den Lesern

näher gebracht. Manchmal hat er ein zu pathetiſches Wort gebraucht. Um die beiden Alten verſammelt ſich (S. 203) ihr ganzes „Geſchlecht", im Franzöſiſchen toute la famille. Die 7jährige Enkelin verlangt vom Großvater eine „angenehme" Geſchichte, im Originale viel natürlicher une belle histoire (203). Der Säbel „befand" ſich in Friedrichs Bruſt, frz. il était. Auch da hat er einige Fehler gemacht 204, wenn man ſich ſucht, wenn man ſich findet, frz. comme on se cherche, comme on se trouve (vielleicht nur Druckfehler?), 201 heißt plus patient gewiß nicht duldſamer, ſondern geduldiger; figure (207) hat er wieder mit Figur überſetzt. Manchmal hat er auch eine fürs Deutſche beſſer paſſende Redewendung gewählt. 201 on ne quitte jamais la mort d'Abel etc. — man ſteht niemals vom Leſen in ſeinem Tod des Abel auf ... ꝛc., 208 après avoir descendu le piqut abgelöſt von der Wache u. a. Diesmal kommt kein Lied vor.

„Sancho" iſt womöglich noch wörtlicher überſetzt. Höchſtens wäre eine oder die andere gelungene Verdeutſchung anzuführen: 214 mille détours, ou les voyageurs s'égarent — für manchen Wanderer verirrſam, 215 coucher herbergen, 225 clous Schräubchen u. ſ. w.

„Bathmendi" bringt eine Anzahl von Invectiven gegen Kritiker und Publicum, Hof und Höflinge, wie wir ſie von Meißner gewöhnt ſind. Diesmal hat er aber nur im Originale Vorhandenes wörtlich überſetzt. Mißverſtanden (oder vielleicht des pikanten Beigeſchmackes halber mißverſtehen wollen) hat er eine Stelle S. 237. Wenn von der Sultanin geſagt wird, ſie ſei tout puissante geweſen, ſo heißt das ſelbſtverſtändlich nicht bei „guter Geſundheit," ſondern allmächtig, von großem Einfluſſe oder dergl. 247 je ne suis pas gênant — ich zwinge niemand — muß dem Zuſammenhange nach heißen ich beläſtige niemanden, ibid. délicat wäre eher mit gebrechlich, als mit zärtlich zu überſetzen. An anderen Stellen hat er aber wieder einen ganz paſſenden Ausdruck gefunden: 230 chercher à tâtons im Finſteren tappen; 238 j'etais maitre de nommer von mir hieng ab die Ernennung —; ibid. sourire de protection

lächelnder Beschützungsblick; 245 nus comme des vers — nackt wie vom Mutterleibe.

Die Meißnern ergebene Kritik, (Allg. Litt. Ztg. 1787 II, 246 und IV, 697) wie auch einzelne seiner Freunde z. B. Kretschmann, haben es Meißnern zum Vorwurfe gemacht, daß er seine Kraft mit der Uebersetzung Florians zersplittere, anstatt sie seinen Originalwerken, auf deren Vollendung „ganz Deutschland" harre, zuzuwenden. Jedenfalls aber hat Meißner vieles geschrieben und übersetzt, was diesen zarten und sinnigen Novelletten ganz bedeutend nachstand.

Ganz in derselben Weise, wie die Arnaudschen und Florianschen Novellen sind u. a. auch die nach Imbert („Was fünf Jahre nicht thun können", „Lenidor") übersetzt: wörtliche Uebertragungen mit geringen sprachlichen Abweichungen.

Zu derselben Gruppe offener Uebersetzungen gehören die nach Fielding übersetzten Kriminalgeschichten (XVI, 1 ff). Das Originale war mir nicht zugänglich. Soweit die Vergleichung mit der herangezogen deutschen Uebersetzung (Ü) einen Schluß gestattet, scheint er auch hier ziemlich wörtlich vorgegangen zu sein. Kennen wir auch das Verhältnis von Ü zum Originale nicht, so kann man doch annehmen, daß zwei Uebersetzungen, die mit einander in vielen Punkten übereinstimmen, ohne daß eine Benützung der einen durch die andere nachweisbar ist, eben beide ziemlich wörtliche Uebertragungen des Originals sein dürften. Die nähere Untersuchung gebe ich an anderer Stelle.[9])

Eine ganz besondere Art der Uebersetzung ist die Erneuerung von litterarischen Erzeugnissen des 16. und 17. Jahrh., über die im anderen Zusammenhange (im Abschnitt „Gedichte") ausführlich zu sprechen sein wird. Zu den ersten Unternehmungen dieser Art gehörte die in der 6. Sammlung der Skizzen abgedruckte, aber schon im deutschen Museum 1779 zuerst erschienene Erneuerung von Claus Narr (C. N.). Meißner hat, wie er im Vorworte angiebt, die Ausgabe der Historien von Claus Narren von 1527[10]) in der Bibliothek einer befreundeten Dame gefunden und trotz des Mißtrauens einzelner Freunde so viel Hübsches und Unerwartetes darin gefunden, daß er Auszüge

dem Drucke zu übergeben beschlossen habe. Aus den 627 Historien hat Meißner 32 ausgewählt und nur das in wenigen Prosazeilen erzählte Factum wiedergegeben, während er die Titel und die eigentliche Hauptsache, die ziemlich lange, in gereimten Jamben abgefaßte „Lehre" jedesmal weggelassen hat. Statt dessen hat er durch drei Sterne getrennt seine eigene meist aufklärerischen Moral zugegeben. Die ersten Theile hat er durch eine gewisse Breite, durch eingeschobene Frage und Antwort zu beleben gesucht z. B. Nr. 1 die Zwischenfrage des Handwerkers: Und warum das? Nr. 2 Weißt du denn warum du das thust. — Nr. 22: Ein Dialog zwischen dem Unfug treibenden Burschen und dem Narren. Im Originale sagt ihm der Narr in continuo alles was er ihm zu sagen hat. Bei Meißner wird seine Rede durch die Zwischenfrage des Burschen: Und welchen? Und warum das wieder? unterbrochen. Ebenso im Dialoge 32 bei Meißner: Das mag ein anderer fragen, ich nicht, dachte St. Peter. — Diese Fragen werden auch bisweilen verkürzt. Nr. 16 Wie das? C. N. der Zärtling sprach: Wie muß das sein, frommer Herr Cläuslein. Nr. 20 Und wozu das? C. N. Der Doctor sprach: warum soll ich mit dir tauschen? — Eingestreute Interjectionen: Nr. 19 Mein! rathet und denkt doch. Nr. 27 sieh' da! ꝛc. Meißner macht die Sache mitunter deutlicher, wahrscheinlicher. Der Mann, der (21) mit dem Narren im Namen der Sonne spricht, muß, um dessen Narrheit nicht gar zu groß zu machen, ihm nahe, obschon verdeckt stehen. Manchmal ist er dagegen knapper, wie das Original: Nr. 25 C. N. eine genaue Detailierung der zusammengeschleppten Geräthe (Kessel, Töpfe, Schaufeln u. s. w.) bei Meißner nicht. Manchmal hat er gemildert: Nr. 28, da du selbst keins von allen diesen bist; C. N., weil du ein Narr und grober Esel bist; oder auch nur ein drastisches Bild emendiert: Meißner, es langt für niemanden; C. N. taugt weder zu stifflen noch zu solen. Verschiedene Modernisierungen hat er vorgenommen: Nr. 1 zürnte heftig; C. N. war schellig. Nr. 3 ein Höfling, Predigt, Palmsonntag (fehlt alles bei C. N.). Nr. 17 Freund Hunger; C. N. der Fresser. Nr. 24 Freude

an seinen Kindern erlebe und selbst ein sorgenfreies Gemüth besitze; C. N. daß er nie gekrancket, noch seine Kinder anfechtunge und widerwertigkeit gehabt und sich umb nichts gegremet noch geſorget hatte. Nr. 30 harrt nur ein Weilchen und sie wird euch beide freſſen; C. N. sie wird euch neulich freſſen. Die von ihm zugegebene Moral enthält durchaus individuelle Aeußerungen, die mit den des Originales nichts zu thun haben. Z. B. Nr. 3 welcher Muth, dies einem Höfling zu sagen ꝛc.; C. N. Gott allein ist ohne Sünde ꝛc. Nr. 4 Dank sei unseren weiseren, milderen Zeiten (die den Schänder der Magd nicht mit dem Tode bestrafen); C. N. Ach straft, wer hat das Schwert und führt — daß man so viel nicht Schand verspürt. Nr. 5 Wo die Fürsten schlafen, da wachen Thoren und Buben; Gott allein wacht stets ꝛc. Nr. 10 Ueber deine Gutmüthigkeit muß ich lächeln, die Doctor und gelehrter Mann für dasselbe hält; C. N. Ein Narr macht viele. Nr. 16 gegen die Aeußerlichkeiten; C. N. Eine Sau und ein Hund ist, wer auf Wohllust und Fraß hält. Nr. 19 Ländereroberer hören nicht auf gute Rathschläge; C. N. Man sorgt oft für die Ferne auf Kosten der Heimath. Nr. 28 Was ihr heute gelernt ꝛc.; C. N. Ein Kluger achtet das Lob eines Thoren nicht. Auch hier hat er zweimal (Nr. 9 und 26) die dialogische Form angewendet, während das Originale gewöhnlich directe Rede („versetzte Claus", „sagte der Fürst" ꝛc.) gebraucht.

Nacherzählungen.

Eine zweite Gruppe von Arbeiten ist jene, zu denen Meißner ebenfalls einen Stoff fertig vorgefunden, aber nicht direct übersetzt, sondern mit größerer oder geringerer Freiheit nacherzählt hat.

Eine solche Nacherzählung ist beispielsweise das Mährchen „Graf Balduin von Flandern" (IX, 1). Seinen Stoff hat er dem Februarhefte 1781 der „Bibliotheque des Romans" entnommen, welcher wiederum aus dem 1774 und 78 erschienenen Romane „Histoire de Balduin, comte de Flandre" geschöpft hat. Die historische Einleitung hat Meißner ausgelassen, da-

gegen stimmt die Beschreibung der Eigenschaften des jungen Grafen genau mit dem Originale. Er schlägt, wie bei Meißner, die Hand der Königstochter Beatrice aus, weil sie selbst noch kein Königreich habe. Die Begegnung mit der fremden Prinzessin findet im Lande Vermandis bei Nayon statt. Einen sehr boshaften Vergleich von Dummheit und Stolz hat Meißner ausgelassen. Balduins Erklärung, der Widerstand der Barone und das anfängliche Zögern der Braut, weil der Graf kein Königreich besitze, stimmt überein, ebenso die Reflexionen über die Ehe und die Art, wie Elizène (der Name Eldore kommt nur bei Meißner vor) ihren Gatten beherrscht, und an Launen jeder Europäerin gleichkommt. Im Original hat Elizène ihrem Gatten statt des Knaben zwei Töchter geschenkt. Die vergeblich erwarteten Boten, die Luftschlösser des Grafen entsprechen dem französischen Originale, ebenso die Vorwürfe der Gattin, weil er sich nicht glücklich fühle und seine Bitte um Verzeihung. Ihre Ausflüchte sind wörtliche Uebersetzungen, nur das „dazwischen" liegende Königreich hat Meißner zugegeben. Dagegen stimmt der „Trichter", der Eldorens angebliches Königreich umgibt (l'espèce d'entonnoir), die Zweifel des Grafen u. s. w. wörtlich überein, ebenso ihr heimlicher Spott und der Schluß dieser Scene (Embrassez vos enfants, donnez-moi mon petit chien, demandez pardon et soyez plus sage!). Die Beschreibung des Einsiedlers und der Ausfall gegen die Höflinge stimmt mit dem Originale. Ebenso das folgende: das Lächeln, das der Eremit statt des hohen Tones anzunehmen liebt, die Anbietung von Früchten, die Störung von Balduins Glück durch das Heidenthum seiner Gattin, die Wechselreden des Grafen und des Eremiten.

Die Entlarvung ist bei Meißner etwas ausführlicher. Das Feuer in Mund und Augen, die Geißelung des Geistes, der sich als Teufel der Hoffart bekennt, das alles sind Zugaben. Die Strafpredigt des Eremiten stimmt wieder überein. Das Ende ist etwas geändert; die Kinder des „Teufels" bleiben zurück und werden durch geweihtes Wasser entsühnt. Die Sache wird humoristisch gefärbt. Balduin kann sich über den

Verluſt der ſchönen Frau nicht beruhigen, der Eremit tröſtet ihn, daß ähnliche Fehler auch ſolche Mitglieder des weiblichen Geſchlechts hätten, die nicht vom Teufel beſeſſen ſeien. Von der Buße und der Geißelung des Grafen ſteht im Originale gar nichts. Er „macht nur eine Luſtpartie“ nach Rom, wo die Begebenheiten ſich ähnlich wie bei Meißner abſpielen. Den Schluß des Originales bildet der Hinweis auf den mittelalterlichen Roman, der ſich in wenig wirkſamer Weiſe mit den Töchtern dieſes Ehepaares beſchäftigt. Die Meißnerſche Bearbeitung iſt alſo eine Ueberſetzung mit geändertem Anfange und Schluſſe; der Ton des Schluſſes erſchien ihm offenbar zu frivol. Aehnlich iſt die Bearbeitung der dem Freville[11]) entnommenen Anekdote „Hal Mehi.“ Die Einleitung, die den Vergleich mit anderen heldenmüthigen Kindern durchführt, fehlt bei Meißner. Die Tugenden des Meliabeth ſind im Originale etwas kürzer gefaßt. Die Lage ſeines Gefängniſſes, ſeine Koſt, Kleidung, Lagerſtätte u. ſ. w. entſprechen hinwiederum genau dem Originale, desgleichen die Liebe zu ſeiner mutterloſen Tochter. Hal-Mehi-Cantimire (dies ihr Name bei Freville) erfährt nach langem Forſchen die Lage ihres Vaters von einem Höflinge. Die Flucht aus dem Hauſe der Tante ſtimmt überein; weniger praktiſch als bei Meißner nimmt ſie nur Brot und einige Geldſtücke mit. Der Seidenfabrikant iſt auch im Originale ihr Helfer. Es ſtimmen überein die Gefahren, an den Fuß des Thurmes zu kommen, die ungemein kurze Zeit, in der ſie ſchwimmen gelernt, die Entfernung, bis zu der ſie ſich dem Thurme zu nähern vermag, die Art, wie ſie den Vater zuerſt ſieht, wie ſie ſich ihm nach langen vergeblichen Verſuchen bemerkbar macht und wie ſich die beiden dann verſtändigen, endlich die Vorbereitungen zur Flucht, das weitere Schickſal der beiden, das Bedauern in Iſpahan, das Monument u. ſ. w. Es iſt alſo nicht wahr, wenn Meißner (S. 62 Anm.) behauptet, er habe Hal-Mehi nach verſchiedenen Schriftſtellern zuſammengeſtellt. Es iſt nichts anders als eine ziemlich wörtliche Ueberſetzung Frevilles.

Wenn er die „Töchter Wilhelm von Albanaks“ nach

einer von ihm angeführten älteren englischen Quelle, nicht aber nach Arnauds Délassements de l'homme sensible T. I, S. 1 bearbeitet zu haben behauptet, so wird er mit dieser Angabe wohl im Rechte sein: Bei Arnaud sind auch Söhne vorhanden, während bei Meißner der letzte Sohn für den König gefallen ist. Bei Arnaud freut sich Albanak über die Einkehr des Gastes, bei Meißner will er sie verweigern. Bei Arnaud ist auch noch die Gattin vorhanden, während sie Meißners Albanak durch den Frevel von Alfreds Vater verloren hat; bei Arnaud kommen die drei Töchter en habit de deuil, bei Meißner nackend, bei Arnaud will der Vater die Tochter töten, weil sie dem König die sündhafte Leidenschaft eingeflößt, bei Meißner und seiner Quelle will er es thun, um sie nicht zur Beischläferin des Königs zu machen. Meißner scheint in der That der von ihm angegebenen englischen Quelle (John Leland, Itinary) gefolgt und den in seiner royalistischen Gesinnung abschwächenden Arnaud unbeachtet gelassen zu haben. Die Quelle selbst hat er aber nicht in der Hand gehabt, vielmehr sich auf das beschränkt, was ihm die „Auszüge aus Briefen von London, Bremen, Zittau" im 4. Stück des ersten Jahrganges seiner Quartalschrift mitgetheilt haben.

Den Meißnerschen Quellenangaben ist aber nur sehr bedingt zu trauen. Die Anekdote vom Ruyter z. B. (Quartalschr. 1784, 4, 150, Werke IX, 171) ist seinem eigenen Geständnisse nach fast wörtlich aus Ruyters Biographie genommen. Diese Biographie ist „La Vie de Michel de Ruyter, Lieutenant — Amiral etc. par M. Richer, auteur de plusieurs ouvrages de litterature Paris 1783". Im 1. Bd. S. 22 findet sich die von Meißner wiedererzählte Anekdote. Gerade diese Anekdote ist aber gar nicht „wörtlich" wiedergegeben. Vor allem ist, wie so häufig, der Dialog Meißners Zugabe. Richer erzählt die ganze Geschichte in directer, noch häufiger aber in indirecter Rede. Zudem hat Meißner die Darstellung wesentlich lebhafter gemacht und die empörten Ausrufe des Sant, wie „nichtswürdiger Christenhund", „Mäckler", Trotzkopf",

„Nichtswürdiger", „Christenkaufmann" 2c. 2c. dazugegeben. Die Drohungen des Sant sind nicht wie bei Meißner specialisiert. Es heißt nur: Il lui fit les menaces les plus terribles. Auch von der Intervention des Bruders des Sant, die den Ruyter vor der Verhaftung rettet, vom Zureden der anderen Bürger findet sich im Original nichts. Die orientalische Freundschaftsceremonie nimmt bei Meißner der Sant vor, während sie bei Richer nur erzählt wird. Von der Verfertigung des Feierkleides 2c. findet sich im Original nichts. Dafür heißt es dort, Ruyter habe bei jeder Gelegenheit Christen aus der Sklaverei befreit, was wieder Meißner ausläßt. Zudem ist Meißners Darstellung ungleich lebhafter, dramatischer. Die Absicht Meißners bei seiner Angabe ist ziemlich durchsichtig. Wenn seine Arbeit dort, wo er von einer „fast wörtlichen Uebersetzung" sprach, sich als eine leidlich freie Bearbeitung herausstellte, so mußte dies das Zutrauen zur Selbständigkeit solcher Arbeiten, bei denen er nur eine oberflächliche Anlehnung zugab, jedenfalls erhöhen.

Freier bearbeitet ist der aus dem 8. Buche der Ovidschen Metamorphosen übersetzte Dialog „Scylla und Minos". Die Gestalt der Prola ist frei erfunden, Nisus greift bei Ovid nicht in die Handlung ein. Die Dialogform, die Eintheilung in Scenen ist durchaus Meißners Erfindung. Dem Ovid entnommen sind neben der Fabel als solcher, die einzelnen Etappen des Kampfes in der 3. Scene (Minos mit und ohne Helm, der Schild, das Roß, der in seiner Nähe fallende Krieger u. s. w.); ferner Scyllas Sehnsucht, als Geißel gestellt zu werden und so den Krieg zu enden. Die Entwendung der Locke, die Meißner nicht schildert, sondern nur als geschehen darstellt, wird von Ovid vorgeführt. Die Nuance, daß Minos ihr erst begeistert dankt und sie erst verstößt, als er hört, sie, die Tochter, habe die That begangen, fehlt bei Ovid; sie stellt sich ihm gleich als Scylla, Minos' Tochter vor. Der Schluß ist ganz geändert. Bei Ovid stürzt sie sich nach langen Reden voll Wuth und Verzweiflung ins Meer und wird in einen Vogel verwandelt.

Aehnlich, aber weniger frei ist das Verhältnis des Dialoges „Der Jüngling Theseus" zum Originale, der Plutarchschen Biographie. Die Form ist, wie selbstverständlich, Meißners Eigenthum. Der Quelle entstammt: die Art, wie und weshalb Aegeus zur Aethra kam und ihr Gatte wurde, wie er Schwert und Schuh unter dem Steine zurückließ, um den Sohn zu prüfen, die Furcht vor Pallas' fünfzig Söhnen, Theseus' treffliche Eigenschaften, seine Bewunderung des Herkules, die Art, wie er die Probe besteht, Pitheus' Warnung vor der Reise nach Athen, die Aufzählung der einzelnen Ungeheuer. Dies alles ist den ersten 11 Abschnitten von Plutarchs Theseus entnommen. Die Art der Darstellung aber ist ganz Meißners Eigenthum.

Der Dialog „Marcellus zu Nola" ist dem 10. und 11. Abschnitte von Plutarchs Marcellus entnommen. Der Quelle gehört an: Bantius' (bei Plutarch Bandius) mutvoller Kampf bei Cannä, Hannibals Freundlichkeit gegen ihn, seine treue Anhängerschaft an Hannibal, Marcellus' Widerstreben, einen solchen Mann töten zu lassen, seine freundliche Anrede, sein Vorwurf, daß ihn jener vergessen habe, sein großmüthiges Geschenk und Bantius' neuerlicher Gesinnungswechsel. Meißner gehört an: das Eindringen des Volkes, die Reden der Rathsherren und Obersten und die bitteren Reden des Bandius gegen Rom und die dialogische Form. (IV, S. 172 ff.)

„C. Scipio nach der Schlacht bei Cannä." Der Bericht des Lentulus S. 241 ist wörtlich dem 49. Cap. des 20. Buches Livius entnommen. Das 53. Capitel enthält in kurzer, knapper, erzählender Form, was in den beiden Scenen (S. 244 bis 251) dialogisiert und ausgeführt ist. Der Schwur S. 250 ist dem Livius entnommen. Das andere ist Meißners Arbeit.

Der Dialog „Pontius und die Gänse" bringt die bekannte Erzählung von den Gänsen auf dem Capitole. Diese ist wörtlich dem 24., 25., 26. und 27. Cap. des Plutarchschen Camillus entnommen. Meißner beginnt mit Schluß 24, läßt die Wahl des Camillus zum Dictator aus und schließt mit Anfang des 27. Capitels.

In diese Gruppe der Nacherzählungen gehören noch:

„Charlotte Ormond" („Rosette" im Gentlemen-Magazin, der Stoff ist nach Marmontel), „Marlbouroughs Jugendsünde" (Manley Atlantis), der „Ursprung der schwarzen Kamaschen" (Memoiren des Generals de la Motte Fouqué Königsberg 1787), „die Geistesgegenwart" (Relationen des Grafen Totleben), die Rettung des Delinquenten durch den Geistlichen (in den Briefen der Mad. Montier) „Abdallah" (petite bibliotheque amusante II), „das Caraibische Denkmal", „Ezzelin" (nur in sehr oberflächlichem Zusammenhang mit Mussatos Ecerinis) und, meiner Ueberzeugung nach, auch „Luise von H-berg".[12]) Zu den Nacherzählungen sind auch das „Damenhemd" (in diesem sind die offenbar von Meißner selbst gebildeten Eigennamen: Hugo von Wartburg, Conrad von Jaxthausen [Götz] bemerkenswert), „der wohlgenützte Hammel" und andere zu rechnen. An der Grenze zwischen dieser und der folgenden Gruppe steht das „Deutsche Schauspiel in Venedig", das Meißner durch die mündliche Mittheilung der Hauptperson erfahren zu haben behauptet, das aber — wie A. G. Kästner im Deutschen Museum 1779, 182 nachweist — sehr starke Aehnlichkeiten mit dem Julius Redivivus von Nicodemus Frischlin aufweist. Die Tendenz ist ganz die gleiche: Berühmten Römern, deren Schatten aus der Unterwelt heraufkommen, wird durch die geringgeschätzten Deutschen der großartige Culturfortschritt der deutschen Nation ad oculos demonstriert. Einer von diesen Schatten ist Cicero. Zu den Erfindungen, die sie in Erstaunen setzen, gehört auch bei Frischlin das Gewehr, die Druckerei. Ein Kaminfeger veranschaulicht den Zustand, in welchem sich ein Theil des italienischen Volkes jetzt befindet. Kurz, es ist in der That eine unleugbare Beeinflussung beider Arbeiten vorhanden. Kästner läßt übrigens die Fiction Meißners gelten; der Kammerherr v. E—l, der das ganze Schauspiel arrangiert, habe Frischlin vielleicht gekannt und copiert. Es ist indeß ganz gut möglich, daß Meißner aus irgend einem Grunde es vorzog, an die mündliche Ueberlieferung glauben zu machen und einfach den Frischlin erneuert hat.

Nach mündlicher Ueberlieferung.

Eine weitere (3.) Gruppe stützt sich aber wirklich auf persönliche Ueberlieferung und Meißner hat es bisweilen sehr übel genommen, wenn man an dieser Quelle gezweifelt und das Berichtete für eigene Erfindung angesehen hat. So hat er sich mit der Allg. d. Bibl. in eine höchst gereizte Polemik eingelassen, weil diese die „Anekdote zu König Augusts Leben" (der Kammerdiener rettet dem Könige durch unbefugte Amputation der Zehe das Leben) für schön erklärt hat, wenn sie wahr und wahrscheinlich wäre. Er hat sie vom Sohne des Leibchirurgus Weiße erfahren. Und auf eben solchen privaten Berichten beruhen die sämmtlichen Kriminalgeschichten, mit Ausnahme der nach Fielding übersetzten. Seine Versicherung, es sei keine einzige von ihm erfunden, scheint wahr zu sein. Die eine (XV, 98) hat ihm J. J. Engel in einem Briefe vom 12. August 1782 mitgetheilt. Der Vorfall, der einer anderen (XVI, 61) zu Grunde liegt, ist auch dem Recensenten der Allg. d. Bibl. (Anh. 2, 25—36 Bd. S. 718) bekannt und Meißner hat nur einzelne Verschärfungen, wie die feinere Bildung des Jünglings, den schon herabgelangten Eheconsens ꝛc. dazu gesetzt. Als er in der ersten Sammlung der Skizzen diesen Kriminalfall veröffentlichte, forderte er zugleich die Leser auf, ihm Materiale zu dergleichen Publicationen zu liefern. Dieser Aufforderung kam man von verschiedenen Seiten nach. Das Juniheft 1779 des Deutschen Museum brachte den Brief eines Landgeistlichen, mit der (XVI, 77) veröffentlichten Geschichte der unschuldigen Ehebrecherin, die Quartalschrift III, 2, 3, 66 ein Schreiben an Meißner mit der (XV, 15) abgedruckten Anekdote von der unfreiwilligen Verbrecherin. Eine andere Erzählung, (XV, 130) die von dem Verbrecher, der für gottbegnadet gelten will, hat auch Elise v. d. Recke, zwei Jahre nach Meißner, in ihrer Schrift über Cagliostro publiciert, sehr wahrscheinlich also, daß sich die Sache wirklich nach Meißners Angabe in Kurland, dem Geburtslande der Elisa, zugetragen hat. Ueberhaupt sind in den Kriminalgeschichten häufig Länder vertreten,

die er wohl kannte, oder von wo er leicht Berichte bekommen konnte. Sachsen, die Lausitz mit Bautzen (XV, 36) und Böhmen sind oft herangezogen. Durch Goekingk oder durch Elisa dürfte er die Geschichte von der aufopfernden älteren Ehefrau (VIII, 303 u. XI, 3) erfahren haben.[13]) Goekingk nämlich hat am 7. März 1785 in Wülferode dem Reckeschen Kreise eine im Magdeburgischen vorgefallene entsprechende Begebenheit erzählt. Bei Goekingk ist es ein armer und redlicher Anwaltgehilfe, von dem die Frau niemals die Pflichten eines Gatten verlangt und den sie freigibt, als sie von seiner vormaligen Geliebten erfährt. In diese Gruppe gehören ferner noch der „sonderbare Lottotraum", „Der Findling", „Dr. Junker und der Deserteur" (diese Anekdote auch 1793 von einem anderen Verfasser — mit anderer Pointe im „Museum fürs weibliche Geschlecht" veröffentlicht) „Anekdote vom Grafen Neiperg", „Wohlthätigkeit eines gemeinen Mannes". Zu der Publicierung des Justizmordes (XV, 43) hat ihn vielleicht die durch Voltaire so berühmt gewordene, um 1773 von Weiße dramatisierte Affaire des Calas angeregt. Außer den angeführten ist auch „Die sonderbare Art Schwiegermütter zu gewinnen", „Die Matrone, wie es deren wenige gibt" u. a. hierher zu zählen.

Zusammenstellungen.

Zur 4. Gruppe[14]) sind besonders die Erzählungen aus der Englischen Geschichte „Cramners letzte Nacht", „Der König im Bordell" und „Auch die größte Königin ist nur eine Frau" zu rechnen. Zu diesen Arbeiten hat er sich die Anregungen aus größeren englischen Geschichtswerken, wie Fox, Hume, Burnet, gesucht. Er hat hier die Charakterisierung der einzelnen Persönlichkeiten und der Zeitverhältnisse gefunden; die von ihm dargestellten Thatsachen dürften aber — soweit ich das Materiale bisher überblicken konnte — vorwiegend seine eigene Erfindung sein.

Hierher dürften auch — mit Berücksichtigung des in Anm. 14 ausgesprochenen Vorbehaltes — die orientalischen Erzählungen zu rechnen sein. Ich kann über seine Quelle nichts

sicheres sagen; seine eigenen Angaben sind nicht zuverlässig. Es ist wenig wahrscheinlich, daß er — wie er beim Nushirvan andeutet — der Erfinder all dieser Anekdoten ist, noch glaube ich, daß er den Giaffar wörtlich den orientalischen Originalen, dem Nighiaristan, Abdulfaraga, Rabbi Alakhiar, wie er in seinen Fußnoten glauben machen will, nacherzählt hat; über seine Quellen scheint er hier nicht unabsichtlich Stillschweigen zu beobachten, ja gelegentlich auch irre zu führen. Ich glaube keinen Augenblick, daß Meißner des Arabischen mächtig gewesen wäre. Vieles von seinen Erzählungen ist allerdings historisch. Mahmud war Herrscher von Ghasna (kein „Ghasnevide", sondern ein Seldschuke), Eroberer von Indien und lebte um 1034. Alp Arslan, gleichfalls Seldschuke, lebte um 1063, fiel in Armenien ein, kämpfte erfolgreich gegen Diogenes Romanus (dies entspricht den Meißnerschen Angaben) und wird von Jussuf, dem Chowaresmier (Meißner Josef Cothual) ermordet. Seine Grabschrift hat den bei Meißner angegebenen Wortlaut. Ebenso ist das Verhältnis, in das Giaffar, der Barmekide, auf Befehl des Harun Al Raschid, zu dessen Schwester Abassah trat (von Klinger im Giaffar 1792 ganz ebenso verwendet) historisch.[15]) Meißner wird also — so glaube ich unvorgreiflich — die gesammten orientalischen Erzählungen (Nushirvan, Maßoud, Mahmud, Mir Mahmud, Sadi[16])) einem mir derzeit nicht bekannten und, nach seinem Benehmen zu schließen, ziemlich seltenen, älteren, historischen Werke entnommen haben, wenn er sie nicht etwa nach irgend einer verschollenen fremdsprachigen Anekdotensammlung übersetzt hat. Bemerkungen wie, er habe Melons Roman „Mahmud le Gasnevide", Paris 1729, (den ich nicht kenne) nicht benützt, ließen beinahe etwas derartiges argwöhnen.

Selbständiges.

Will man als 5. Gruppe noch jene der frei empfundenen Erzählungen annehmen, so wird mit Vorsicht und mehr provisorisch zu verfahren sein. Seiner eigenen Angabe nach wären die „Spießruthen" und der „Stockschilling" eigene Erfindung,

und zwar in Folge einer Wette entstanden, wie es möglich sei, unwichtigen und abschreckenden Gegenständen durch die Bearbeitung Interesse zu geben. Sonst wären hierher noch einige novellenartige Erzählungen aus dem bürgerlichen Kreise zu rechnen: „Gustav Lindau", „das Kind der Liebe", dann einzelne Allegorien: „die Pyramide", „der Springbrunnen" u. dgl. Volle Sicherheit läßt sich da eben nicht geben.

Uebersetzungen, Nachwirkungen. Zeitgenössische Kritik.

Die Erzählungen Meißners sind sehr häufig in fremde Sprachen übersetzt worden. Ins Französische schon in den 80er Jahren durch Bonneville (choix des petits romans imités de l'allemand) und durch Boaton 1783 (Essais en vers et en prose); dann 1799 als Contes moraux. Ins Dänische 1781 zu Odensee (Almeen samlinger) und 1784—85 zu Kopenhagen (muntre Bibliotek). Einzelne Skizzen, wie namentlich „Deutsches Schauspiel in Venedig", sind in viele Sammlungen, wie die Eschenburgsche, die Le Mangsche (1807) und noch in die Schulbücher unserer Zeit übergegangen.

Die Meißnerschen Skizzen haben durch einige Jahrzehnte beliebte Stoffe für eine minderwertige dramatische Produktion abgegeben. Einer der ersten war Plümicke, der 1783 in seiner gewöhnlichen, wenig ändernden Art, aus dem Dialog „Besuch nach dem Tode" ein dreiactiges Schauspiel machte. Meißner sprach sich über diese ohne seine Einwilligung vorgenommene Dramatisierung höchst unwillig aus.[17]) Dunkelmann (1811) hat den Dialog gleichfalls für ein Theaterstück verwendet. Cuenna und Vivonne ist dreimal dramatisiert: 1784 von Maas, 1788 in 4 Acten zu Koblenz von J. M. V. z. K. u. d. M. und 1793 von V. A. v. B(rauer), Salzburg 1793 fünfactig, beides personenreiche Stücke, das letztere mit Liebesintriguen, Matrosenscenen 2c., etwas an Fiesco erinnernd, der Gang aber nach Meißner; 1799 folgte „Die Rache" (ohne Namen, Hamburg, unter dem Titel „Die Rächer"; mir nicht bekannt), dann Alexander und Kiasa, Schauspiel in 1 Acte von F. v. Eckhardt, Riga 1805, nicht ungeschickt, ziemlich frei; dann

1805 eine sehr undramatische Scenenfolge „Der Hundssattler, oder Scenen aus dem Leben eines Böswichtes". Weiteres wurde ziemlich wörtlich der „wohlgenützte Hammel" von Nicolaus Zaupser 1789 abgedruckt, dann von Langbein in den „Gedichten" verwendet.

Die Kritik hat die „Skizzen" und „Erzählungen und Dialoge" Anfangs mit kühler Freundlichkeit aufgenommen, ist aber bald wärmer geworden und stellt sie schließlich als Muster hin. Die Allg. d. Bibl. spricht zu Beginn (Bd. 25—36, Bd. 39) von einer „ganz guten" Sammlung, beanstandet die „gedunsene Sprache", das gekünstelte Wesen und die eine oder andere der Erzählungen (z. B. die Moral in Herodias, dann Lindlof, Diego de Colmenares), sie räth dem Verfasser, weniger oder besser zu schreiben. Wir kennen den erbitterten und von Meißners Seite recht unhöflich geführten Kampf, der sich wegen der Recension der Skizzen in der Allg. d. Bibl. erhebt und bei dem schließlich Nicolais Intervention von Meißner angerufen wird. Später begnügt sie sich denn auch mehr zu referieren, als zu recensieren und tadelt nur ab und zu den etwas zu freien Ton einzelner Stücke. Erst im 104 Bd. rafft sie sich zu Ausdrücken, wie „witzig und treffend" (Pontius und die Gänse), „schön anziehend und trefflich" (Spießruthen) empor, macht aber zugleich den Autor wegen der Wahl seiner Stoffe ganz gehörig herunter. Etwas unvermittelt hofft dann die Neue allg. dtsch. Bibl. (31, I, 187), es würden „die ersten 10 Sammlungen bereits in den Händen aller Leser von Geschmack und Gefühl sein." Man erkennt deutlich, daß mittlerweile sich manches hinter den Coulissen abgespielt haben muß.

Die Allg. Litt. Ztg. (1788, IV, 828) geht etwas sophistisch zu Werke, wenn sie meint, Meißner habe bereits so lange den Beifall seiner Leser gefunden, daß nothwendig seine Schriften auch ihre Vorzüge haben müßten. Sie spricht seinen kleineren Erzählungen Reichthum an glücklichen, eigenen „oder doch mit Klugheit benützten" Gedanken, eine Fülle edler Erfindungen und die Gabe zu, das Interessante mit besonders hellem Lichte zu beleuchten. Sprachliche Ausstellungen macht

auch sie. Besonders lobt sie den „Deutschen im Boulevardtheater", „Maßoud", „Die Matrone", „Charlotte Ormond" und die Räuberanekdoten. Auch die sprachlichen Schwächen bessern sich (1792, II, 646) und Meißner ist nun einer der beliebtesten Volksschriftsteller, einer der glücklichsten und interessantesten Erzähler, dessen Leser zu ihrer Lectüre zu beglückwünschen sind. Zweifellos haben die Skizzen außergewöhnliches Aufsehen gemacht und ihrem Verfasser eine große Anzahl von Lesern, viele Nachahmer, und den Namen „Skizzenmeißner" eingetragen.

IV. Abschnitt.

Dramatisches.

1. Selbständiges.

Die dramatische Thätigkeit Meißners erstreckt sich ausschließlich auf seine jungen Jahre und hat in der Regel eminent praktische Ziele vor Augen. Wir haben hier mit besonderer Genauigkeit zwei Richtungen zu unterscheiden: die eine, die nur zwei dramatisierte Arbeiten in sich faßt, und die doch eine mehr oder minder selbständige Arbeit voraussetzt, die zweite, deren Producte sich weitaus in der Mehrheit befinden, ein bloßes Uebersetzen zu einem bestimmten Zwecke, sei es zur Betheiligung an einem der zahllosen Sammelwerke, sei es über Aufforderung einer befreundeten Theaterleitung.

Johann von Schwaben.

Das erste und wichtigste in dieser Richtung ist der Johann von Schwaben (Leipzig, Breitkopf, 1780, mit Geyserschen Kupfern, das Exemplar zu 1 Rthlr.). Das Stück, oder wie es Meißner genannt wissen will, der dialogierte Halbroman, enthält den bekannten historischen Kern. Johann ermordet seinen Oheim, den deutschen König Albrecht, weil dieser sein Erbe herauszugeben sich weigert. Auch die historischen Namen der übrigen Mörder sind verwendet. Im übrigen ist aber die Fabel Meißnersche Erfindung. Daß er auch hier ursprünglich nur Skizzen geplant und einzelne Scenen aus der

Geschichte zu dialogieren unternommen hat (I, 12), glauben wir ihm gern. Die Skizze ist ja das Element Meißners. Eine dramatische Composition blieb ihm versagt.

Der historische Kern ist nun durch verschiedene Erweiterungen auf den Umfang eines Buches gebracht worden. Johann ist heimlich mit der Gräfin Eleonore von Hennegau vermählt, diese haßt Albrecht, der ihren Vater einst ermordet hat. Sie ist das dämonische Weib der Stürmer und Dränger die Virago, die alles nach ihrem Willen lenkt, die alles ihrem eigenen Zwecke dienstbar zu machen versteht. Der Ritter Palm, der lange um seine verlorene Geliebte, Helene, getrauert hat, wird von ihr zum höchsten Hasse gegen Albrecht durch die Mittheilung angespornt, dieser habe Helene gewaltsam entehrt und dann in ein Kloster geworfen. Zugleich müssen die Briefe, die er seiner Zeit an Helene geschrieben, dazu dienen, Mathilde, die jetzige Geliebte Albrechts, unter der Vorspiegelung, sie seien neueren Datums, mit Eifersucht und Haß gegen den König zu erfüllen. Eleonore läßt durch Palm, der ihr nun, nachdem sie ihm seine geschändete Helene wiedergegeben, völlig ergeben ist, ihre heimliche Ehe an Albrecht verrathen, um so den noch zaudernden Johann zur Entscheidung zu drängen, sie stürzt sich in voller Rüstung unter die Verschworenen, die um Mitternacht unter einer Eiche zusammentreten, und zwingt die noch Zaudernden mit einem furchtbaren Eide zur raschen That. So wird denn Albrecht, der seinerseits schon Mörder für Johann gedungen, durch die Verrätherei der getäuschten Mathilde von den Verschworenen, die Johann und Eleonore anführen, erschlagen. Die Mörder entkommen und die letzte Scene zeigt uns Eleonore und Johann als Einsiedler in Kümmernissen, Noth und Mangel, aber doch glücklich. „Nehme Schwaben hin, wer da will, mitten unter Mangel und Wildnissen bin ich doch glücklich!" So schließt das Stück. Die Rückkehr zur Natur in bester Form. Nebenher laufen noch einzelne episodische Figuren: so Eldad, der obligate Höfling, der aber diesmal die Maske eines harmlosen, stillvergnügten Alten vorgenommen hat, dann ein äußerst edelmüthiger Schweizer Hauptmann, ein

alberner Bischof, die geschändete Helene (die nach einer früheren Fassung im Kloster sterben sollte) und Clara, die Schwester der königlichen Maitresse und deren willenloses Werkzeug.

Die alten Motive (Johann geht in seinen Anfängen bis 1776 zurück) finden sich also hier wieder: der Fürst, der nach Gonzagascher Manier, die Braut seines Untergebenen (Palms Helene) entehrt, das Glück der Welt- und Hoffernen Armuth, der schurkische Pfaffe u. s. w. Eine ganze Reihe von Motiven sind aber aus dem Ritterdrama dazugekommen. Der Johann v. Schwaben ist kurz nach dem „Kaspar" und der „Agnes" des Grafen Törring und etwa gleichzeitig mit dem „Otto von Wittelsbach" Babos erschienen[1]) und kann die Zugehörigkeit zu der ganzen Schule nicht verleugnen. Nicht weniger als neun[2]) dem Ritterdrama geläufige Motive sind da verwertet: der Kerker, das Unwetter, der Schwur, der Weiberraub, die Entehrung, der Streit zweier Männer um ein Weib, die Liebe zwischen den Kindern feindlicher Geschlechter, die Kinderscenen (I, 106), der unterirdische Gang (I, 109).

Für einzelne dieser Motive gibt es erschöpfende Nachweise: der Untergebene, dessen Weib vom Herrn verführt wird, findet sich, von der Emilia abgesehen, zuerst in Klingers „Otto" und wird, außer bei Meißner, noch in Spieß' „Klara von Hoheneichen" wieder aufgenommen; das „Romeo- und Julia-Motiv" ist gleichfalls aus Klingers „Otto", kommt im „Sturm und Drang", im „Stilpo", „Damokles" desselben Autors, dann in Maiers „Sturm v. Boxberg" u. v. a. vor; der Gegensatz zwischen Heldenknaben und Mutterkind (I, 106), findet sich im „Götz", „Otto", „Otto v. Wittelsbach", „Adelheid v. Wulfingen" u. s. w. Andere Motive klingen nur leise an solche aus berühmten Vorbildern an; so erinnert z. B. der Bischof v. Basel (I, 168) stark an den Bischof v. Bamberg im Götz, die feindlich gewordene Maitresse mahnt an die Orsina, der Schwur aufs Schwert (I, 148) an Hamlet, die Eleonore in dem einen oder dem anderen Zuge an die Adelheid im Götz, die Episode des Ritters Wart (I, 33) an den Götz. Eine Scene (die Gespenster im königl. Garten vor Albrechts Tode IV, 271) wurde wegen einer ziemlich äußer-

lichen Aehnlichkeit mit dem Faust des Malers Müller (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrh. Nr. 3 S. 14 ff., auch S. 105) ausgeschieden. Diese Nachweise sind für uns deshalb von Wert, um die Grenzen der Meißnerschen Selbständigkeit, sobald er einmal etwas freier gestaltet, feststellen zu können.

Von einem eigentlichen dramatischen Bau kann man, der ganzen Entstehung nach, wohl nicht reden. Eine Einheit der Zeit ist natürlich nicht gewahrt, eher noch die des Ortes; mit Ausnahme der beiden Waldscenen spielt das ganze Stück im kgl. Schlosse und Garten; eine ursprünglich geplante Scene im Kloster blieb wohl aus diesem Grunde weg. Scenen von größerem Umfange mit mehr Personale hat er vermieden, wo solche, wie die Ereignisse beim Tournier, nothwendig waren, hat er sich begnügt, sie erzählen zu lassen. Die gesammten Intriguen und Ränke des Stückes spielen sich, begreiflicher Weise, in Dialogform ab.

Aufführungen.

Trotzdem das Stück nicht für die Bühne geplant war, ist es doch aufs Theater gekommen, wenn auch in etwas geänderter Gestalt. C. M. Plümicke[3]) hat 1783 bei Maurer in Berlin, angeblich auf Wunsch des Königs, eine freie Bühnenbearbeitung des Johann v. Schwaben erscheinen lassen, die sich übrigens nur wenig vom Originale scheidet. Der Hauptunterschied ist der, daß Helene nicht schon im 2. Acte verschwindet, sondern auch an der Katastrophe rächenden Antheil nimmt und daß sich das Geschick Johannes und Eleonorens etwas bühnenmäßiger gestaltet. Dieses Stück ist ziemlich häufig aufgeführt worden u. a. am 24. Januar 1782 (also noch vor dem Erscheinen im Buchhandel) von der Kochschen Gesellschaft in Berlin, für die es offenbar geschrieben war,[4]) von Bondini in Dresden 1783,[5]) der auch seine Prager Saison am 14. Juni 1783[6]) damit zu eröffnen die Freundschaftlichkeit hatte, von Dobler in Augsburg und Uriot in Stuttgart im Jahre 1783 und von der Gesellschaft Abts in Göttingen am 15. Aug. desselben Jahres.[7])

Ueber die letztere Aufführung bringt das 21. Stück des Theaterjournals für Deutschland eine längere Recension, aus der wir die Namen der Mitwirkenden ersehen.[8])

Nachahmungen.

Auch Nachahmungen blieben nicht aus. So ist 1781 ein Trauerspiel von Franz Regis Crauer, Professor in Luzern erschienen, „Kaiser Albrechts Tod," das in einzelnen Scenen fast wörtlich mit dem Meißnerschen Stücke übereinstimmt, aber mit der Ermordung abschließt. 1785 erschien in Leipzig eine „Deutsche Geschichte" Eleonore v. Hennegau, die ein einfacher Auszug aus Meißner, ohne Quellenangabe ist. Auch zwei Nachdrucke hat der Johann von Schwaben erfahren (1781 und 1783).

Der Schachspieler.

Das zweite mehr oder weniger selbständige Stück ist das einactige Lustspiel „Der Schachspieler", Leipzig 1782.

Der Vorbericht dieses dem Maler Seydelmann gewidmeten für einen Einacter ungebührlich langen Stückes gibt uns die Veranlassung seines Entstehens an. Während einer Krankheit stark aufs Schachspiel angewiesen, habe der Verfasser versucht, einmal die Intrigue eines Theaterstückes aufs Schachspiel zu gründen. Als Jüngling habe er einen französischen Roman gelesen, in dem ein Mann um seine Braut spielt. Wir wissen nicht, wie stark sich das Stück an den Roman anlehnt, kennen den letzteren auch nicht. Es ist also schwer, über die Selbstständigkeit des Stückes zu sprechen. Vielleicht liegt in der Stoffwahl eine Beeinflussung durch Ramlers Komisches Heldengedicht in Prosa „Das Schachspiel," 1753, vor.

Der Inhalt ist folgender:

Ein deutscher Edelmann in Venedig, so ist der Beginn des Stückes, erhält einen anonymen Brief, der ihm zumuthet, mit einem Unbekannten um den Preis seiner Braut eine Schachpartie zu wagen. Dem Gewinner solle die Braut zufallen. Sage er ab, so müsse es mit seinem Mute oder seiner Kunst

ſchlecht ſtehen. Der deutſche Herr geht auf dieſen blödſinnigen Antrag ein und — verſpielt. Seine Braut bittet ihn, ſie gleichwohl zu heirathen, er geht aber aus „Rechtlichkeit“ auf dieſen Wunſch auch dann nicht ein, als die gewinnende Maske ſpurlos verſchwindet. Glücklicherweiſe ſtak aber hinter der Maske ſeine neckiſche Braut, die ihren Auserwählten nur ein wenig quälen wollte, weil er ſtets mit ſeinem Schachſpiele ſo groß gethan und ſo ſteht der glücklichen Verbindung des ſchrullenhaften Paares nichts weiter im Wege. Dieſe von craſſen Unwahrſcheinlichkeiten ſtrotzende Fabel zieht ſich durch achtzehn Scenen hin. Man denke: Ein Mann, der in einer Stadt fremd iſt, erhält eine derartige Aufforderung und hält es für völlig unvereinbar mit ſeiner Ehre, ſie abzulehnen. Uebrigens kommt auch das Schachſpiel, das ja den Mittelpunkt bilden ſollte, viel zu kurz. Denn jedes andere Spiel hätte denſelben Dienſt gethan.

Aber ſelbſt dieſes lahme Stück hat den Weg über die Bretter gemacht. Bondini hat es gleich 1783 in Dresden aufgeführt und am 2. Juli desſelben Jahres gibt es ſchon die kurfürſtliche Hofgeſellſchaft in Köln.

Sophonisbe.

Die Mitte zwiſchen dieſen mehr ſelbſtändig componierten und den einfach überſetzten dramatiſchen Arbeiten Meißners hält die ſchon 1776 als muſikaliſches Drama bei Dyk in Leipzig erſchienene und 1782 von Neefe als Singſpiel componierte Sophonisbe. Man kann nicht ſagen, Meißner habe ſelbſtändig einen Stoff geſtaltet, man kann auch von keiner eigentlichen Nachdichtung ſprechen. Der Sophonisbe-Stoff iſt ein hiſtoriſcher, er ſtammt aus dem Livius lib. XXX, S. 12—15 und iſt im Laufe der Zeit oft genug dramatiſch und epiſch verwertet worden.[9]) Livius ſtellt den Stoff ſo dar: Maſiniſſa, der mit den Römern verbundene Numiderfürſt, beſiegt den zur Gegenpartei gehörigen Syphax, der gefangen und in Ketten gelegt wird. Die Gemahlin des letzteren, Sophonisbe, bittet den Sieger, ſie vor den verhaßten Römern zu bewahren, worauf er ſie, in Liebe

entbrannt, zu seiner Frau macht. Syphax, zu dem diese Kunde bald genug kommt, verzehrt sich in Eifersucht und hetzt den Scipio gegen Masiniſſa auf, der ihm auch Gehör schenkt und die Frau für sich in Anspruch nimmt. Masiniſſa in seiner Verzweiflung schickt ihr den Giftbecher, den sie leert und so ums Leben kommt. Verschieden wurde diese Fabel nun von den einzelnen Bearbeitern aufgefaßt; die ältesten, es sind Italiener, halten sich am strengsten an Livius, einer von ihnen, Trissino (1514), hat den Cälius an Stelle des Syphax das Amt des Hetzers übernehmen lassen. Die Franzosen des 16. und 17. Jahrhunderts haben steife Alexandrinertragödien aus dem Stoffe gemacht; einer von ihnen, Mairet (1629), gieng einen Schritt weiter und ließ den Syphax in der Schlacht sterben, anstatt ihn in Gefangenschaft fallen zu lassen, um auf diese Weise den Vorwurf der Bigamie los zu werden. Conventionell und mit Liebesintriguen durchzogen ist Corneilles Sophonisbe (1769). Die Engländer haben theils (Nathan Lee, 17. Jahrhundert) eine Staatsaction mit Liebesscenen, Maitressen, Gift und Mord eingeführt, wie sie dies — eine Nachwirkung von Titus Andronicus — bei historischen Stoffen so gern gethan haben, theils (Thomson 1730, übersetzt von Lessing 1756) einen stark vernünftelnden kühlen, mit dem impulsiven Schlusse wenig harmonierenden Zug hineingebracht. In Deutschland hat Philipp von Zesen die Sophonisbe in einen übersetzten Roman der Scudéry, einer Art Reiseroman, mit verflochten und Lohenstein hat 1680 das erste deutsche Sophonisbe-Drama geschrieben, das einen wahren Wust von allen möglichen Materien in sich birgt. Die eigentliche Handlung dient nur als Gerippe; daran reiht sich Mord und Selbstmord, Brand und Gift, Herkules und Kaiser Leopold, Haus Oesterreich und Numidien — das nimmt den größten Raum der fünf „Abhandlungen" und des Chorgesanges ein.

Das also ist der Stoff, den Meißner vorgefunden,[10]) und den er zu einem jener Singspiele, wie sie die Gotter, Ramler, Wezel, Brandes als Ersatz für die Operette träumten, verwendet hat. Ganz sonderbar ist die Manier, die er da in

Anwendung bringt. Als Muſter ſchwebt ihm zweifellos jenes aus dem „Triumph der Empfindſamkeit“ ſo wohlbekannte Monodrama vor, das auf Rouſſeaus „Pygmalion“ zurückgeht und vornehmlich von Brandes (1774), Gotter (1775), Goethe (1778) aufgenommen wurde. An Stelle der ſchwierigen, oder wie er euphemiſtiſch ſagt, unnatürlichen Expoſition, ſoll etwas treten, was er von Shakeſpeare zu haben behauptet: Der hiſtoriſche Prolog und zwar einer, der nicht etwa, wie in den antiken Dramen, eine Inhaltsangabe enthält, ſondern nur die Vorfabel angibt, der es ermöglicht, trotz der im Drama nothwendigen Kürze, doch ein Verſtändnis des geſungenen Textes zu erzielen. Leider hat er nicht, wie er verſpricht, ſeine Anſichten über den Prolog niedergelegt, — wir müſſen alſo die abſonderliche Theorie des jungen Meißner ohne nähere Begründung hinnehmen. In der That berichtet ein in etwas allzu freien Rhythmen verfaßter Prolog, daß Syphax und Maſiniſſa einſt Nebenbuhler um die Hand der Sophanisbe geweſen ſeien; Syphax, den ſie aus Staatsraiſon gewählt, ſei nun gefallen und Sophonisbe habe ſieben Tage lang den Werbungen des Maſiniſſa widerſtanden.

„. . . . . heut' als dem achten, will ſie Glück und künft'ges Leben
Der Willkür des Geliebten übergeben.“

Die 8 Scenen bringen dann die Wonne der Sophonisbe, mit dem Jugendgeliebten vereint zu ſein, den Einfall des Römers, die Sophonisbe für ſich begehren, die Sendung des Giftbechers durch Maſiniſſa, ihre Empörung über Maſiniſſas Schwäche und ihren Selbſtmord: „Erbarmen für Maſiniſſa! Ich ſterbe! Erbarmen!“ Das Stück iſt in Proſa verfaßt, nur eine ſechszeilige Strophe für Sophonisbe und ein Geſang für zwei Chöre ſind rhythmiſch. Perſonen des Stückes ſind Sophonisbe, ihre Dienerin Artaspe und ein Bote. In der 7. Scene tritt ein Männerchor auf. Die Aufnahme, die die Sophonisbe gefunden, iſt eine wenig günſtige. Die Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte (1778, 37, 2, S. 177) nennt Meißners Sophonisbe zwar glänzend im Ausdrucke und voll hoher Geſinnungen, aber ohne Intereſſe der Handlung und Wahrheit der Empfindung. Noch kühler

äußert ſich die Allg. d. Bibl. (36, II, S. 487), die der ganzen Gattung nur wenig Geſchmack abgewinnen kann, den Prolog indeſſen nicht gerade verwerfen will; im vorliegenden Falle rügt ſie ganz beſonders die überknappe Zuſammenziehung des Stoffes. Ganz verſagt blieb der Sophonisbe die Aufführung aber nicht, ſie iſt am 3. Februar 1783 mit der Neefeſchen Muſik in Köln gegeben worden.

2. Ueberſetzungen.

a) Luſtſpiele.

Die Noth an deutſchen Luſtſpielen hat noch bis hoch in die 80er Jahre hinein die Theaterleitungen genötigt, ihren Bedarf aus fremden Litteraturen zu decken. So wie Leſſing ſchon 1760 durch das „Theater des Herrn Diderot" die Bekanntſchaft mit fremdſprachlichen Bühnenſtücken zu vermitteln ſuchte, ſo wuchſen nunmehr die Ueberſetzungen von Theaterſtücken und ganz beſonders von Luſtſpielen aus allen Sprachen überall empor. Den Bemühungen einzelner, wie Gotters, Bodes, Anton-Walls (Heynes) und vor allen des unermüdlichen Schroeder wurden nunmehr von allen Seiten Sammelpunkte geboten. Den Anfang machen ſchon in den 50er Jahren die verſchiedenen deutſchen Schaubühnen, Leipzig 1740—45, Wien 1789, Frankfurt und Leipzig 1750. In den 70er Jahren gab es ſchon eine ganze Reihe ſolcher Sammelwerke. 1774 kam als eins der erſten Wittenbergs „Sammlung einiger der neueſten und beſten Schauſpiele aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen", Bocks „vermiſchtes Theater der Ausländer" 1778—81, die „Wälſche Bühne" und das „Theater der Ausländer" von Reinhard (1778—81), zu denen ſpäter die „Neuen Schauſpiele" Lambrechts (1786) u. a. dazu kamen. Beſonders ſtark war die Ueberſetzerthätigkeit aus dem Franzöſiſchen. Dyks „Komiſches Theater der Franzoſen" (1777—86), 10 Theile, Knigges „Ausländiſche Schauſpiele" (1784, 85), Hubers „Neueres franzöſiſches Theater" (1795—97), „Voltaires ſämmtliche Schauſpiele"

(1766—77), Meißners und Mylius „Destouches für Deutsche", (1. Th. 1779) und „Molière für Deutsche", (1. Th. 1780) bezeichnen die Hauptmomente dieser Thätigkeit. Aus dem Englischen wurde, abgesehen von den großen Arbeiten Wielands und Eschenburgs, hauptsächlich von Schmid (Englisches Theater 1769—74) und Dalberg (1786) geschöpft. Aus dem Italienischen nahm man komische Opern (Bock 1781), Singspiele (Großmann 1783), dann besonders Goldoni (Saal 1767—77) Metastasio (Koch 1768—76), Gozzi (Werthes, Bern 1777). Aus dem Spanischen haben besonders Dieze (1769), Zachariä und Gärtner (1770—1771) und Rupert Becker (Meißners Schwager; 1783) übersetzt. Außerdem entspann sich eine sehr eifrige Uebersetzerthätigkeit, die sich auf einzelne Stücke beliebter Autoren erstreckte.[11])

Dyks komisches Theater der Franzosen.

Der Leipziger Buchhändler Dyk hat in den Jahren 1777—86 eine Sammlung übersetzter meist älterer französischer Lustspiele in 10 Bänden herausgegeben. Uebersetzt wurden französische Autoren von geringerer Bedeutung, wie Brueys, le Boileux, Hauteroche, Monvel, Le Grand, St. Foix. Mitarbeiter sind Meißner, Gotter, Kretschmann, Anton-Wall, Jünger, Dyk selbst und mehrere Ungenannte. Die Xenien urtheilen über den Wert des Unternehmens, wie folgt:

Französische Lustspiele von Dyk.

Wir versichern auf Ehre, daß wir einst witzig gewesen,
Sind wir auch hier, wir gestehn's, herzlich geschmacklos und fad.

Meißner hat sich am 4. und 5. Theile (erschienen 1778) beteiligt. Er hat für den 4. Theil l'amant bourru von Monvel la fille de trente ans von einem ungenannten Verfasser,[12]) für den 5. Theil St. Foix' financier und Le Grands l'epreuve reciproque übersetzt, ferner eine fragmentarisch gebliebene Parodie auf Glucks „Orfeo", betitelt „Die Höllenfahrt des Orpheus" (III, 251), ein komisches Singspiel mit Ballet, beigesteuert.

Monvel: L'amant bourru.[18])

L'amant bourru ist ein graziöses, durch gewandten Dialog belebtes Stück. Die beiden Liebespaare bilden einen gelungenen Contrast: Die ernste und tiefe Liebe der Gräfin und Montalais' einerseits und das neckende Geplänkel der Marquise und des Herrn de Pienne andererseits. Morinzer repräsentiert den heißblütigen Südfranzosen, wie er noch heute in der französischen Litteratur als Typus beliebt ist. Seine plötzliche Umkehr ist vielleicht etwas überraschend, aber doch in seinem Charakter gelegen. Die einzelnen Figuren sind fest umrissen, Aufbau und Technik ist zu loben. Das Monvelsche Stück, das am 14. August 1777 seine erste Aufführung durch die königlichen Hofschauspieler in Paris erlebte, ist in freien Versen (vers libres) abgefaßt, d. h. der Alexandriner ist als Grundlage angenommen, wird aber häufig durch Jamben von geringer Fußzahl abgelöst. Morinzer spricht im Affect in fünf- auch vierfüßigen Jamben. Die neckische Marquise spricht in kürzeren Metren, ebenso werden diese verwendet, wenn von ihr gesprochen wird.

Das Stück ist nicht eigentlich Original; seine Quelle ist ein Roman der Madame de Riccoboni. Charles Morinzer faßt eine heftige Leidenschaft für die Gräfin Santerre, die er erst einmal gesehen hat. Sofort setzt er, als Choleriker, alle Hebel in Bewegung, um sie für sich zu gewinnen, wird aber von ihrer schalkhaften Freundin, der Marquise Martigne, die mit dem Grafen Pienne ein heiteres Liebesgetändel unterhält, schlecht aufgenommen. Seine Leidenschaft steigert sich zur Raserei, als er hört, die Gräfin liebe den Montalais. Er hat, durch einen erzürnten Vater enterbt, Anspruch auf das der Gräfin von ihrem ersten Manne hinterlassene Vermögen. Schon will er aus Rache seine Ansprüche geltend machen, da erfährt er, daß Montalais in einem Processe sein Vermögen verloren. Edel verzichtet er, läßt der Gräfin ihre Reichthümer und kehrt nach seiner überseeischen zweiten Heimat zurück. Das Stück ist in drei Acte getheilt. Der erste (11 Scenen) reicht bis zur

ſchriftlichen Abweiſung Morinzers durch die Marquiſe. In Act II (10 Scenen) erhebt Morinzer ſeine Anſprüche; er reicht bis zur Entſcheidung über das Vermögen des Montalais. Act III (8 Scenen) bringt den Verluſt Montalais' und die Reſignation Morinzers.

Meißners „Der aufbrauſende Liebhaber". Verhältnis zum Originale.

Meißner hat für die Ueberſetzung Proſa gewählt. Eine Verlegung des Schauplatzes nach Deutſchland, wie er dies ſonſt liebt, hat nicht ſtattgefunden; nur II, 1 iſt für „le françois" „ſeine eigene Mutterſprache" geſetzt, I, 5 „le Boulevard" mit „der Wall" wörtlich, „Ventrebleu" (I, 1 und 4) mit „Element" überſetzt. Die Beibehaltung des franzöſiſchen Colorites iſt ihm aber von einem Theile der Kritik (Allg. d. Bibl. 38, 151) ſchwer verübelt und auch in ſeinen ſpäteren Arbeiten vermieden worden. Die Eigennamen ſtimmen genau mit dem Originale. Im 1. Acte hat Meißner die 9. Scene des Originales ausgelaſſen, die, etwa eine Buchſeite lang, die Vorwürfe der Gräfin und das Vergnügen der Marquiſe über die Art, wie ſie den Morinzer abgewieſen hatte, enthält, im 2. (4. Scene) fehlt bei Meißner ein langer, luſtiger Disput der Marquiſe und des Grafen über die Vorzüge des Mediſierens. Im 2. und 3. Acte ſtimmt die Scenenfolge ganz genau. Die Ueberſetzung hält ſich trotz der Proſaauflöſung noch genauer ans Original, als die ſonſtigen Meißnerſchen Ueberſetzungen. Zugegeben hat er hie und da eine kurze Phraſe, weggelaſſen außer den erwähnten beiden Scenen noch vier nichtsſagende Zeilen in I, 6, III, 7 und 8. Auch in der Wahl der einzelnen Ausdrücke hat er ſich ſtrenge ans Original gehalten; vielleicht hat Dyk den genauen Anſchluß direct verlangt. Die Abweichungen, die er ſich geſtattet, ſind qualitativ und quantitativ gering, I, 1 und 4 Monvel ce minois — Meißner Geſichtchen; I, 5 riens moins que politique, — wenigſtens iſt dieſer Herr kein Hofmann; oublier en vous parlant, qu'il faut me chagriner — ich gebe meinen Grillen Audienz und ein Einfall von ihnen verjagt ſie. — Ein leicht

humoristischer Ausdruck belebt bisweilen die Conversation: I, 6, l'homme au pilier — das Wunderthier am Pfeiler. II, 4 qu'avez vous appris — hurtig packen Sie aus, was bringen Sie für Neuigkeiten. — Manchmal erlaubt er sich eine kleine Uebertreibung: II, 7 je suis un diable, je vous en averti — dann kann der Hölle fürchterlichstes Ungeheuer nicht wütender sein, als ich; — oder eine kleine Derbheit II, 8 je suis trop vif — die verdammte Hitze.

Andere Uebersetzungen des l'amant bourru sind mir nicht bekannt.

Aufführungen.

Auch der „aufbrausende Liebhaber" Meißners ist auf mehrere Bühnen gekommen. Bondini hat ihn gleich 1778 in Dresden aufgeführt und mit nach Prag genommen, wo er im September 1784 zur Darstellung kam. In Berlin wurde er schon im im August 1778 gegeben.

St. Foix: Le financier.[14])

Im „Financier" hat St. Foix ein von ihm selbst erlebtes Abenteuer behandelt. Es kam ihm hierbei, wie er selbst sagt, vornehmlich auf Lebhaftigkeit im Dialoge, Natürlichkeit der Charaktere, und Wahrheit der Handlung an. Die Kürze des Stückes ist im Stoffe bedingt. Man hat behauptet, (Mercure de France 1761, Sept. S. 200) Alcimon, der das ganze Stück hindurch als Schurke gehandelt, verwandle sich allzurasch in einen ehrlichen Mann. St. Foix gibt zu bedenken, daß die Handlungsweise Alcimons mehr in seinem Stande, als in seinem Herzen begründet sei. Mir scheint es übrigens nur natürlich, daß Alcimon, der um ein Haar Vater und Schwester ins Elend gestürzt hätte, nun alles daran setzt, sein Vergehen wieder gut zu machen. St. Foix' „Financier" wurde am 20. Juli 1761 von den Comédiens françois zuerst in Paris aufgeführt.

Der reich gewordene Financier Alcimon brüstet sich mit der vornehmen Gesellschaft des Marquis und des Chevalier,

die ein Zufall zu ihm geführt hat. Während dessen wird ihm der Unfall des Geronte und dessen Tochter Henriette gemeldet, die er aber als arme Leute nur ungern aufnimmt. Es ergibt sich, daß Geronte ein Unterpächter Alcimons ist, der jenen aufsuchen wollte, um Steuernachlaß zu erbitten. Der Marquis verspricht Henrietten seine Fürsprache, um so seine frivolen Absichten leichter zu erreichen; in diesen Plänen wird er aber von dem redlichen Chevalier gehindert. Alcimon, der sich ablehnend gegen Geronte und dessen Gesuch verhielt, erkennt endlich tief beschämt in dem Bittsteller seinen Vater, dessen Aufenthalt ihm ohne sein Verschulden unbekannt geworden war. Er verbindet nun Henriette, seine Schwester, mit dem wackeren Chevalier.

Das Stück ist in Prosa, einactig, und in 14 Scenen getheilt.

Meißners „Finanzpächter". Verhältnis zum Original.

Ein Costumewechsel hat nicht stattgefunden, die Eigennamen stimmen überein. In der Zahl und Folge der Scenen richtet sich die Uebersetzung genau nach dem Originale. Meißner ist diesem gegenüber überschwänglicher, pathetischer geworden. Die Härte des Alcimon gegen den fremden Greis (1. Sc.) wird noch durch sein ruhiges Kartenspielen und Tabakschnupfen verschärft. Die Lage Gerontes und seiner Tochter wird dadurch noch verzweifelter, daß der wohlmeinende Chevalier mit Alcimon verfeindet ist, also die Fürbitte nicht selbst einlegen kann (2. Sc.); ein Zug, der zugleich eine entschiedene Besserung bedeutet, da er zur Begründung des Umstandes, daß gerade der Marquis den Fürsprecher macht, nothwendig ist. Die übergroße Wärme, mit der Henriette sofort zu dem Chevalier spricht („Sie gehören zu der kleinen Anzahl Menschen, die man beim ersten Anblick schätzt" ꝛc. „Edler, mir noch unbekannter, großmüthiger Mann" 2. Sc.) finden sich bei St. Foix nicht. Sie sagt da einfach Monsieur. Weitere Verstärkungen Meißners: 6. Sc. En verité, il est trop caustique. Er ist ebenso zanksüchtig, als undankbar. — ... m'ont extrêmement déplu et

qu'il partira. Wie verhaßt ein Widerſpruchsgeiſt und ein Ungeſtüm, wie der ſeine mache und mich auf immer mit meinen Beſuchen verſchone. 7. Sc. Je ne reviens pas de mon étonnement! Quelle perfide, quel execrable homme! Der Elende, Nichtswürdige, Treuloſe! Hat man je eine Bosheit wie dieſe geſehen? — Die ganzen verliebten Phraſen des Marquis, ſeine Betheuerungen über Standesvorurtheile erhaben zu ſein ꝛc. (8. Sc.) fehlen bei St. Foix. Die Anklage des Chevalier gegen den Marquis (10. Sc.), ſchon im Originale mit ziemlicher Getragenheit vorgebracht, wird bei M. noch pathetiſcher; z. B. Votre action est aussi lâche que celle d'un infame ravisseur, qui le poignard sur la gorge, arrivit tenté de la deshonorer. Der Räuber mit dem Dolche in der Hand iſt ein Ehrenmann gegen Sie, würde ſich ſchämen, Sie Bruder zu nennen. — Den Charakter des Marquis hat er in noch ungünſtigerem Lichte darzuſtellen verſucht und in gewohnter Weiſe manchen Hieb gegen den Adel eingefügt. Der Marquis hänſelt den Chevalier wegen ſeines Mitleids für Geronte mit anzüglichen Redensarten. Er iſt nicht „Thor genug" Anſehen und Tafel eines Mannes zu meiden, weil „der Lakai, der hinter dem Stuhle ſeines Herrn ſteht, edler denkt, als er." Der Chevalier ironiſiert den Ahnenſtolz des Marquis durch den Vorwurf, das Mädchen, das ihn entzücke, ſei ja „nur ein Bürgermädchen" und Frontin, der dreiſte Diener, meint, ein „armes Bürgermädchen" könne ſich neben ſeinem Herrn nicht zeigen (4. Sc.). Der Marquis (5. Sc.) klagt, daß „ſeit einigen Zeiten alles bis zur Livrey herab, philoſophiere" (Depuis quelques annés tout le monde est philosophe). Nebenbei hat er auch einzelnes breiter, weitſchweifiger gegeben, um einen charakteriſtiſchen Ton zu Stande zu bringen, ſo Sc. 4 in dem Geſpräche des Marquis mit ſeinem unverſchämten Diener, oder wenn Henriette mit Vorliebe ihre Reden mit einer beſcheidenen oder empfindſamen Phraſe eröffnet. Dieſe Weitſchweifigkeit hat den Schluß entſchieden geſchädigt. St. Foix ſchließt mit der Rede Gerontes, während Meißner noch die ſtark pedantiſchen Erklärungen Henriettes, des Chevaliers und Alcimons beifügt.

Sonstige Uebersetzungen gibt es nicht; die Schlegelsche St. Foix-Uebersetzung (Leipzig 1750) enthält den Financier nicht. Bühnenaufführungen sind mir nicht bekannt geworden.

Le Grand: L'epreuve reciproque.[15])

L'epreuve reciproque ist ein auf innere Unwahrscheinlichkeiten gegründetes Stück, in dem die Verkleidungen einen allzu großen Einfluß auf die Entwicklung nehmen. Die Art, wie beide Liebende in die von beiden Theilen gleichzeitig gestellten Fallen gehen, ist ebenso wenig überzeugend, wie die Ehe, die schließlich, nachdem sich beide Theile als treulos erwiesen haben, geschlossen wird. Die dargestellten Personen, besonders der weibliche Theil, sind doch gar zu leichtsinnig, oberflächlich und wetterwendisch. Viel Humor findet sich in den Verkleidungs- und Verkennungsscenen eben nicht.

„L'epreuve reciproque" ist zuerst aufgeführt am 6. October 1711 in Paris.

Valère und Philaminte, ein Liebespaar, kommen gleichzeitig auf den Gedanken, sich gegenseitig auf ihre Treue zu prüfen. Valère verkleidet seinen Bedienten Frontin als holländischen Bankier, Philaminte ihr Kammermädchen Lisette als Gräfin, um durch solche Bewerber die Treue der Gegenseite zu erproben. Beide bestehen schlecht und sind im Begriffe in die Netze der falschen Gräfin und des Pseudobankiers zu fallen, als sie finden, daß sich die falschen Edelleute bereits unter einander geeinigt haben. In ihrer Eifersucht entdecken sie nun den wahren Stand der verkappten Diener, worauf sowohl aus den versöhnten Herrschaften, wie aus den entlarvten Dienern glückliche Paare werden. Die gefällige Madame de Falignac hat ihr Haus als Schauplatz für diese Intriguen hergegeben.

Das Stück ist in Prosa, einactig und in 18 Scenen getheilt.

Meißners „Gegenseitige Probe". Verhältnis zum Original.

Die Scenenfolge stimmt überein. Meißner hat hier einen Costumewechsel, eine Verdeutschung vorgenommen, den Schauplatz hat er von Paris nach Hamburg verlegt. Le Grands

Madamt de Falignac ist seine Frau v. Barneck, Philaminte ist Emilie v. Baldern, Valère ist Herr v. Wilsing, Frontin Siegmund, Lisette Dorchen. Aus den conventionellen Namen des französischen Theaters sind deutsche Eigennamen geworden. Die Verdeutschung ist consequent durchgeführt: aus dem conseiller de Province wird ein preußischer geheimer Rath (1. Sc.); aus dem Bankier M. Patin ein Herr Van Derf. Die Gräfin wird zu einer „französischen", der „plus joli homme de France" (6. Sc.) zu einem „Ausländer". Aus den „francs" werden Mark. Im Ganzen hat er wenig geändert. Ab und zu hat er eine Milderung eintreten lassen. Die bedeutendste in Scene 8, wo die angebliche Gräfin die große Beschleunigung, mit der sie eine neue Heirath anstrebt, mit der erwarteten Ankunft ihres Oheims motiviert, während sie im Original ziemlich roh sagt: Le comte, mon mari, est mort subitement, je veux me remarier de même. In der ersten Scene hat er den frivolen Scherz Frontins von den männlichen und weiblichen Abbés weggelassen, in der letzten den etwas ungalanten Vergleich von dem „chat en poche" in „unbesehene Waare" umgeändert. Ueberhaupt hat er, wie er das gern thut, die beiden Dienerrollen mit Sorgfalt behandelt und hier Versuche zur Charakterisierung gemacht. Dorchen, das im Originale nicht Philamintes Kammermädchen, sondern das einer Freundin ist, daher auch nicht so hart, wie bei Meißner (16) angefahren wird, gebraucht gern volksthümliche Vergleiche: 5 Sc. jedem Vogelsteller gefällt nur seine Lockpfeife; 7. Sc. hurtig die Festtagsmiene angenommen (jouons toujours notre scene avec lui.) Aehnlich Siegmund: 12. Sc. Wenn ich mein Netz anderswo auswerfen könnte (Tachons de tromper quelque autre) 14, eine verliebte Thörin angeln (voir si quelque dupe ne donnera pas dans mon bon air). Den Wortwitz Frontins comte und compte (17. Sc.) konnte er aus sprachlichen Gründen nicht wiedergeben. Ein französisches Sprichwort „A bon chat, bon rat" (17) gibt er mit „Wie der Wirt, so die Gäste" wieder. „Monsieur le financier à la hazard" ist „Herr After-Van-Derf und „Mme la Comtesse faite à la hâte" „meine schöne Sonntagsgräfin."

In Hamburg ist 1749 eine Uebersetzung von A. W. erschienen, die mir aber nicht zugänglich und, bei der auffallend wörtlichen Uebersetzung Meißners, wohl auch für die Beurtheilung Meißners von nicht wesentlicher Bedeutung ist. Meißners „Gegenseitige Probe" ist 1781 von Bondini in Dresden aufgeführt worden und kam 1783 aufs k. k. Nationaltheater in Wien. Andere Aufführungen sind mir nicht bekannt. Doch scheint die Kritik (Theaterjournal f. Deutschland 1779) die Uebersetzung des „financier" und der „epreuve reciproque" geschätzt zu haben.

„Destouches für Deutsche."

Ostern 1779 hat Meißner bei Weygand in Leipzig im Vereine mit W. Ch. S. Mylius den „Destouches für Deutsche" herausgegeben, der es aber nur zu einem Bande brachte und nur die von Meißner[16]) übersetzten Destouchesschen Stücke „le dissipateur" und „le glorieux" enthielt.

Der buchhändlerische Erfolg ist ein minimaler: vom Destouches wurden 750 Exemplare gedruckt, von denen nach 7 Jahren noch 616 vorhanden waren. Es sind kaum 100 Stück wirklich verkauft worden.[17]) Die Kritik (Allg. d. Bibl. vergl. Anm. 16) nimmt die ganze Sache kühl, aber nicht unfreundlich auf, sie gibt zu, daß bei der geringen Qualität der bis nun vorhandenen Uebersetzungen, eine neue gerundete Noth that, gibt der Meißnerschen den entschiedenen Vorzug vor den übrigen älteren, und stellt nebenbei die Uebersetzungen Meißners, der Geschmack und Talent genug für dergleichen Arbeiten besitze, weit über die von Mylius; der „Teutsche Merkur" (Juni 1780) beschränkt sich in der Bilanz der schönen Litteratur von 1779 auf eine einfache Anzeige. Dem Bande „Destouches für Deutsche" hat Meißner eine längere Einleitung beigegeben, in denen er erst Biographisches über Philipp Mericault Destouches (1680—1754) und eine Rede Fontenelles über Destouches beibringt. Ferner finden wir die bekannte Polemik gegen die Shakespeareomanen, einen Plan für das Werk, das 9 Stücke umfassen soll und eine Beruhigung über die Art und

Weise, wie die beiden Autoren, obwohl der eine in Leipzig, der andere in Dresden lebt, gemeinsam zu arbeiten gedächten. Außerdem geht jedem der beiden übersetzten Stücke eine Vorrede voraus, die zum größten Theile mit Polemiken gegen Cailhava und seine „Art de la Comédie" [18]) ausgefüllt wird.

Destouches: le dissipateur.

Ein junger Mensch, Cléon mit Namen, verprasst, von einem falschen Freunde verleitet, sein Vermögen in unerhörter Weise, ist aber dabei hartherzig gegen die Armuth und das Verdienst. Eine junge Witwe, Julie, macht es sich zur Aufgabe, ihn dadurch zu retten, daß sie unter verschiedenen Vorwänden einen möglichst großen Theil seines Vermögens an sich bringt, unbekümmert, daß sie dadurch in den Ruf der Habsucht geräth. Der filzige Oheim des Verschwenders, Géronte, überrascht, trotz der Versuche der Domestiken, ihn zurückzuhalten, seinen Neffen bei einem Gelage und enterbt ihn. Der Ruin des Verschwenders schreitet nun rasch vorwärts. Er verabschiedet die treue Witwe, über ihre anscheinende Habsucht empört, und fällt in die Netze einer Kokette, Cidalise. Als, durch verschiedene Unglücksfälle beschleunigt, seine Verarmung wirklich eintritt, sieht er sich von allen Freunden verlassen; nur sein Diener bleibt ihm treu. Da enthüllt ihm Julie ihre eigentlichen Absichten und gibt ihm zugleich mit ihrer Hand den größten Teil ihres Vermögens zurück. Mit den Worten: „eine vernünftige Frau ist das größte aller Glücksgüter", schließt das Stück. Es ist in Alexandrinern abgefaßt und in 5 Acte getheilt. Act I zeigt den Verschwender auf dem Höhepunkte seiner Schwelgerei, Act II das Gegenspiel der Witwe, die ihn retten und des Grafen, der ihn verderben will, Act III die Ankunft des Onkels und die Enterbung, Act IV bringt das Vorgehen der zur Rettung verbündeten Gruppe (Julie, ihr Vater und der Onkel), Act V die Verarmung, die Treulosigkeit der Freunde und die Rettung durch die Witwe. Nebenpersonen sind die aus den französischen Alexandrinerstücken stammende vertraute Dinerin der Witwe, Finette, und Pasquin, der treue Diener

des Verschwenders, dann der mürische Vater und der lockere Bruder Juliens und einige Ballgäste.

Der Destouchessche Verschwender ist ein in Frankreich sehr beliebtes und oft aufgeführtes Stück, dem aber auch in seiner Heimath mancher Vorwurf mit Recht gemacht worden ist.[19]) Man tadelt den Doppeltitel und die damit zusammenhängenden Doppelhelden. (Der Verschwender und die Witwe.) Auch Widersprüche in den Charakteren werden nachgewiesen: der schrankenlose Verschwender, der seinen Haushofmeister entläßt, weil er ihm zu wenig Geld verbraucht, verweigert seiner Geliebten ein Darlehn (I, 4). Die edelmütige und weichherzige Witwe spielt die Rollen der habsüchtigen Geldaussaugerin mit so merkwürdiger Consequenz, daß gar niemand auf den Gedanken kommt, es könnte nur eine Maske vorliegen. Daß die plötzliche Bekehrung dieses sinn- und haltlosen Menschen eben nur eine Theaterbekehrung ist, steht zu befürchten. Wenig erfreulich ist die ganze Gesellschaft, in die wir geführt werden: ein junger Mensch, stets geneigt, Unsummen zu verprassen, aber hart gegen Verdienst und Armuth, ein erbärmlicher Freund, der sich seine Verschwendungssucht zu Nutze macht, eine Kokette, die ihn verläßt, sobald sein Reichthum zu Ende ist, ein paar polternde Alte, schnippische Domestiken, Zechgenossen und -Genossinnen und eine junge Frau, die als trefflicher Charakter gilt, aber durch ihre kalte und berechnende Klugheit eine wirkliche Sympathie nicht aufkommen läßt. Zu weit ist Cailhava aber gegangen, wenn er den Destouches als Nachahmer Molières oder gar Shakespeares hinstellen will. Der Timon, den er zum Beweise heranzieht, ist, wie Meißner aufmerksam macht, nicht von Shakespeare, sondern von Shadwell. Was Meißner aber nicht genug betont, weil er den Shadwellschen Timon nicht kennt, ist, daß dieser wohl ein Aehnlichkeit mit dem Shakespeareschen Timon, kaum aber mit dem Destouchesschen Verschwender besitzt. Timon wird im Elend von der Frau, die er liebt, verlassen und von jener, die er verstoßen, gerettet. Da kann doch von keiner Nachahmung die Rede sein.

Meißners „Verschwender." Verhältnis zum Original.[20])

Meißner hat den Versuch gemacht, für seine Uebersetzung deutsche Costume und einen deutschen Schauplatz zu wählen. Er hat — ähnlich wie dies Gottsched liebte — die Eigennamen durchweg verdeutscht. Doch macht er dies einigermaßen anders als Gottsched. Dieser wählt in seinen Uebersetzungen, wie das Originale, mehr Gattungs- als Eigennamen. Cléon ist ein pracht- und ruhmliebender Mensch, Géronte ein unbequemer mürrischer Alter.[21]) Dies sucht Gottsched nachzuahmen. Meißner nimmt einfachere Namen. Der franz. Cléon ist sein Herr v. Waiblingen, Géronte ist sein v. Planken, Cidalise Amalie v. T., Finette Fiekchen. Destouches' Julie heißt Julie v. Lindal, „le Comte", im Context le Comte de Gueret, ist Graf Spork, „le Baron" und „le Marquis" sind Baron Wellwarn sen. und jun., aus dem typischen Dienernamen Pasquin wurde Rudolf. Er setzt statt Arsinoe, Araminde, Belise, Florimont, Castor 1., 2. Dame, 1., 2. Herr, und nennt sie im Zusammenhange der Rede auch Baronin Pehla, Major v. Seldern, Graf v. Blenkendorf. Die Namen Spork und Wellwarn (der Name eines böhmischen Adelgeschlechtes und eines Dorfes bei Prag) deuten auf eine Verbindung mit Böhmen hin, die wir in den 70er Jahren noch nicht erwartet hätten. In der Scenenfolge hat er sich genau ans Original gehalten; die in den einzelnen Scenen auftretenden Personen stimmen durchaus überein. Weggelassen hat er aus verschiedenen Gründen (vgl. Werke II, 13) einzelne Scenen, die sich aber nur in der Destouchesschen Ausgabe von 1755 finden und als muthmaßlich unecht in den späteren gleichfalls weggelassen sind. Es sind dies in der Ausgabe von 1755 IV, 1 (Der Baron erklärt, er habe den Géronte zur Abänderung des Testamentes allein gelassen.) IV, 2 (Der Graf hält beim Baron um Juliens Hand an.) IV, 3 (Der Baron freut sich, daß er den Grafen abgewiesen.) IV, 9 (Eifersucht des Marquis, weil Cléon sich der Cidalise nähert). Die Alexandriner des Originals sind in Prosa aufgelöst. Die Uebersetzung ist durchaus sinngetreu, in ihrer überwiegenden Mehr-

heit wörtlich. Zum Beiſpiele II, 7 Cidaliſe: Il est gai, complaisant, liberal, magnifique. Amalie: Er iſt freimüthig, höflich, mild, prächtig. III, 2 Adresse, complaisance, rigeur, rupture et retour, Feinheit, Gefälligkeit, Strenge, Bruch und Ausſöhnung. III, 9 gracieux, prevenant, liberal, angenehm, freigebig, einnehmend. Ausgelaſſen oder zuſammengezogen iſt faſt nichts, dagegen tritt der Knappheit und Kürze des Destouches öfter eine ausführlichere und breitere Darſtellung gegenüber (II, 2). Manche Fineſſen des Originales ſind ſehr gut nachgeahmt, z. B. IV, 2, wo Géronte dem großſprecheriſchen Neffen ein perſiflierendes „Ventrebleu, mon neveu!“ zuruft, was Meißner mit „Wetter! lieber Vetter!“ treffend wiedergibt. Mit Genauigkeit iſt auch das „tu“ und „vous“ mit „Du“ und „Sie“ wiedergegeben. Die gelegentlich erwähnten Summen Geldes hat er in der Regel in gleichem Betrage übernommen (I, 4 20,000 écus = 20,000 Thlr., II, 4 cent louis = 100 Louisd.), doch hat er nicht verſäumt, ſie gegebenen Falls auf deutſchen Münzfuß umzurechnen, (II, 2 100,000 frcs. = 50,000 Gulden). Dennoch iſt die Ueberſetzung keineswegs eine ſclaviſche zu nennen. Beſonders in der Einführung von deutſchen Sprichwörtern, Redensarten, Bildern und prägnanten Ausdrücken hat Meißner recht viel Geſchick gezeigt und ſeine Ueberſetzung angenehm belebt. Gern hat er die Dienerrollen durch volksthümliche Wendungen um etwas derber geſtaltet. Z. B. I, 1 ſeine Tiſchgäſte, unzähliger als Mayenkäfer im Frühling (Aussi ses faux amis, dont grande est l'abondance) I, 1 .... leer wie eine Trommel, ... voll wie ein Meßwagen (les mains vides) I, 5 Verdammt ſei der Wolf in der Fabel (c'est lui même, je pense). II, 4 Sie vergeſſen, daß das Meer keine Balken hat (La mer est bien perfide). II, 10 Die Pille iſt etwas herb (un morceau bien dure). III, 1 welche eiſerne Natur (il ne mourra jamais). V, 4 Der Weſpenſchwarm (la tourbe, qui nous lasse). II, 2 Ich bin gefangen wie eine Droſſel (comme un sot). III, 9 ich ſinke unter die Erde (j'en serai malade). Richtig hat er erkannt, daß die im Verſe zuläſſige familiäre Bezeichnung der Herrſchaft (Cléon, Julie) in der realiſtiſcheren Proſaform nicht

möglich wäre und hat dafür „Sein Herr", „Ihre hochgebietende Frau" (I, 1), „meine gnädige Frau" (I, 3) und für „vous" „Euer Gnaden" (I, 4) gesetzt. Eingeschoben wurde eine Stelle: II, 1 wo Meißner den deutschen Adel angreift und eine Lanze für Lenore und den Messias bricht; weggelassen hat er II, 2 eine etwas dreiste Zwischenrede Finettes. Sonst hält sich die Uebersetzung strenge ans Original.

Verhältnis zu den übrigen Uebersetzungen.

Meißner, dessen Romane und Skizzen so oft eine übermäßige Anlehnung an fremde Arbeiten zeigten, hat diesmal durchaus selbständig und mit großem Geschicke gearbeitet und die vor seiner Arbeit erschienenen Uebersetzungen in keiner Weise verwendet, wie sich aus der genauen Vergleichung mit den zwei bedeutendsten Uebersetzungen vor Meißner ergibt.[22])

Meißners Uebersetzung ist auch auf die Bühne gekommen. Noch 1779 hat sie sein Freund Bondini unter dem Titel „Der prächtige Freigebige" aufgeführt und 1783 kam sie sogar ans k. k. Nationaltheater in Wien.[23])

Le glorieux.

Der Comte de Tufière, ein verarmter Edelmann von Verdiensten, aber unerträglichem Hochmute, bewirbt sich um Isabelle, die Tochter des reichen geadelten Bürgers Lisimon. Die Mutter gibt dem schüchternen Philint den Vorzug. Der Vater aber, ein prahlerischer Mann von leichten Sitten, will den Grafen, der ihm durch seinen Stolz imponiert, zum Schwiegersohne. Im Hause Lisimons lebt Lisette, das Kammermädchen Isabellens, ein Mädchen von außerordentlicher Liebenswürdigkeit, das Valere, der edle Sohn des Hauses, liebt und das auch vor den Gelüsten des Alten nicht sicher ist. Ihr Beschützer ist Lycandre, ein „unbekannter Alter", der sich zuletzt als ihren Vater, den in Folge von Intriguen ins Elend gerathenen alten Grafen v. Tufière, zu erkennen gibt. Lisette ist also die Schwester des jüngeren Grafen und ist ihrem Liebhaber Valere mehr als ebenbürtig; der Graf, durch diese Er-

fahrungen in seinem Stolze etwas gedemütigt, vermält sich mit Isabella und verspricht Besserung für die Zukunft. — Das Stück ist in Alexandrinern verfaßt und in 5 Acte getheilt. Act I enthält die Einführung sämmtlicher Personen, Act II bringt durch das ungeschickte Benehmen Philints und dadurch, daß Lisimon den Grafen erst kennen lernt, einen kleinen Fortschritt der Handlung, Act III den Conflict des Grafen mit Philint, Act IV die nicht ganz ehrlichen Vorspiegelungen des Grafen über seine Vermögensverhältnisse und die Enthüllungen Lycandres, Act V die Lösung. Auch hier fungieren zwei Diener des Grafen und ein Notar als halb humoristische Nebenfiguren.

Der Destouchessche „glorieux," so beliebt und häufig aufgeführt er auch in Frankreich gewesen ist, verdient doch die Vorwürfe, die Cailhava gegen ihn erhoben hat, reichlich. Das Mißliche des Doppelhelden und der Doppelhandlung (Graf und Lisette) trifft hier zu. Dabei ist der „Ruhmsüchtige" (eine schlecht gerathene Verdeutschung) ein hochnasiger und ungehobelter Patron, der an Größenwahn leidet und dies in der plumpsten Weise merken läßt; man begreift nicht, womit er sich die allgemeine Hochachtung und die Liebe eines prächtigen Mädchens erwirbt. Auch ist sein Charakter nicht einheitlich gerathen; während er aus Hochmuth mit keinem seiner Diener spricht, wagt es einer von ihnen, ihn vor seinen Augen zu bestehlen. Die ganze Bekehrung dieses rüden und auch anderweitig ziemlich anrüchigen Gesellen ist eine oberflächliche, theatermäßige. Die eigentliche Handlung ist dürftig und füllt die 5 Acte nur mühsam aus. Die Nebenhandlung (Lisette und ihre Abstammung) ist dagegen ungebührlich hervorgetreten und stellt Liesette allgemach in den Mittelpunkt des Interesses. Das Gegenspiel wird mit einer Brutalität (III, 7) abgebrochen und verläuft im Sande. Meißner hat denn auch geglaubt, die mannigfachen, auch ihm einleuchtenden Gebrechen des Stückes dadurch gut machen zu können, daß er vorschlug, den Titel des Stückes zu ändern und Lisette als die Heldin zu betrachten. Auch Destouches selbst legt in der Vorrede das Hauptgewicht

auf den Charakter der Lisette. Daß aber dieser keineswegs geeignet ist, die Uebersetzung des verfehlten Stückes zu rechtfertigen, wie Meißner gern glauben machen möchte, liegt auf der Hand; ebenso, daß durch die Titeländerung die Schwächen des Stückes nur theilweise gebessert werden.

Meißners „Der Ruhmsüchtige". Verhältnis zum Original.

Den Schauplatz hat Meißner von Paris nach München verlegt. Die Eigennamen sind ohne bestimmte Nebenbedeutung verdeutscht. Bei Meißner heißt Lisimon Adlerhof, Isabelle Caroline, Valere Franz, Le comte de Tufière Graf Blankenau, Philint v. Budin, Lycandre Weller, Lisette Friederike, Pasquin Jakob, Lafleur Philipp, M. Josse Notar Leder; auch die doppelsinnigen Prädicate des Grafen Mont-sur-Mont, Montorgueil sind durch einfache Namen ersetzt. Die Scenenfolge stimmt im Ganzen mit dem Originale überein. Weggelassen hat Meißner nur eine Scene V, 2, in der Valère in 28 Alexandrinern bedauert, für den Grafen eingetreten zu sein und auf ihn eifersüchtig wird, da Lisette sich für ihren nunmehrigen Bruder warm einsetzt und sich überhaupt in geheimnisvollen Anspielungen ergeht. Hinzugefügt hat er IV, 1, in welcher Scene Friederike sich vornimmt, den wahren Verhältnissen des Grafen auf den Grund zu kommen und II, 5 den Ausfall gegen Wielands Rosamunde und seinen unerträglichen Hochmuth. Es kommen einzelne größere Aenderungen vor: III, 4 und 5, in denen Isabelle und Lisette in 49 Alexandrinern ihre Ansichten über falschen Hochmuth ausdrücken, während dies bei Meißner im Wechselgespräche und Conversationstone geschieht und namentlich Lisette (Friederike) als Kammermädchen sich weit kürzer fassen muß. IV, 1 sind leichte Veränderungen in der Beschreibung des Schlosses durchgeführt. IV, 3 äußern sich im Originale die Gefühle Lisettens bei Erkennung ihres Vaters weit überschwänglicher. Sie will „embrasser ses genoux, mourir de plaisir dans les transports si doux." V, 1 spricht Friederike für den Grafen lange nicht so warm, wie im Originale. Ein neues von Meißner eingeführtes

Motiv iſt die Tölpelei, Kriecherei und übergroße Höflichkeit des gelehrten Notarius. Die letztere Eigenſchaft iſt eine offenbar Bürgerſche Beeinfluſſung;[24]) ähnliches haben wir ja bei Meißner ſchon oft geſehen. Einige Aenderungen in den Titulaturen ſind vorgenommen. Caroline nennt ihr Dienſtmädchen „du“ (im Originale „vous“). Adlerhof ſagt zu Friederike „du“ („tu“), Franz „Sie“ („vous“), Adlerhof zu Budin „Sie“ („tu“). Der hochmüthige Graf nennt Friederike „ſie“ (3. Perſ. Sing.) im Originale „vous“; ſtatt des Monſieur oder Monſeigneur heißt es Eu. gräfl. Excellenz, Eu. Excellenz (II, 10, 11 u. a.). Die Geldſummen ſind in gleicher Höhe übernommen, ſtatt der „pistoles“ aber Louisd'or geſetzt. (II, 10, 13 u. a.). Auch Umrechnung kommt vor: V, 6, 20,000 Frc = 5000 Thlr. Baiern I, 2 entſpricht im franz. la France; ich bin ein braver Deutſcher II, 14 je suis franc. Die „Donau“ entſpricht der „Garonne“, der „Rhein“ und die ſonſtigen geographiſchen Bezeichnungen ſind hinzugefügt; im Originale finden ſich keine entſprechenden franzöſiſchen Angaben. Geſchickt war Meißner wieder in der Anwendung gut gewählter deutſcher Redensarten. Die Diener drücken ſich auch hier gern etwas derb aus. Z. B. I, 1 a voulu se moquer — hat mich zum April geſchickt. I, 2 j'etais vif — leicht entzündbar, wie ein Schindeldach. I, 4 quatre ou cinque pistoles — einige gelbe Ludewigs. I, 6 und ſonſt friponne — Zetermädel. Der paſſende deutſche Ausdruck, der Leichtigkeit und Eleganz vereint, ſteht ihm meiſt zu Gebote: I, 9 Valere ou Cléon — Franz oder Adolf II, 5 cet homme est laconique — er iſt zu Lacedämon geboren worden. II, 14 nous serons tous ravis de diner avec toi — auf ein Gericht Gerne-geſehen. III, 9 un tyran, un diable — eine Xantippe. III, 9 sachez vous prevaloir de votre autorité — zerſchneiden Sie den Knoten. Leicht humoriſtiſche Wendungen: III, 9 Monsieur dependra à Madame; meine männliche Gewalt beugte ſich unter den Pantoffel. IV, 9 assez neuf — unerfahren wie ein neugebornes Kind. IV, 10 ces gens inconnus — dergleichen aufgeſchoſſene Pilze. Auch diesmal iſt die Ueberſetzung von 1756, die den glorieux unter dem Namen „Der Ruhmredige“

bringt, wie die eingehende Untersuchung darthut,[25]) von Meißner nicht erwartet worden.

Bühnenaufführungen der Meißnerschen Uebersetzung sind mir nicht bekannt.

„Molière für Deutsche."

Im Weygandschen Verlage in Leipzig erschien Ostern 1780 der erste und einzige Band des „Molière für Deutsche", herausgegeben von Meißner und Mylius. Er enthält die „Erzwungene Heirath", übersetzt von Meißner, und den „Geizigen" und die „Männerschule", übersetzt von Mylius. Es wurden 750 Exemplare gedruckt, von denen nach 6 Jahren 506 noch auf Lager waren.

Le mariage forcé.

Die „Erzwungene Heirath" ist eins der beliebtesten Molièreschen Einacter. Für unseren Geschmack hat die Art, wie der betrogene alte Freier mit Gewalt in die Ehe mit einem nichtswürdigen Frauenzimmer hineingetrieben wird, wenig anziehendes; ebenso die Verhöhnung und thätliche Verunglimpfung der beiden Philosophen, die ja drastisch genug auf die Lachmuskeln eingewirkt haben mag. Die Moral des Stückes ist eine laxe, die Sprache bisweilen fast brutal. Nichtsdestoweniger war das Stück auf französischen und deutschen Bühnen beliebt und ist häufig ins Deutsche übersetzt worden.

Sganarelle, ein Mann an den Sechzigen, will sich mit der jungen und schönen Dorimène verehelichen. Die kühle Art, wie sein alter Freund Geronimo diese Nachricht aufnimmt, noch mehr aber die Entdeckung, daß Dorimène schon in Lycaste einen begünstigten Liebhaber hat, endlich die fatalen Prophezeiungen zweier Zigeunerinnen veranlassen ihn, von der geplanten Verbindung zurückzutreten, doch wird er von Vater und Bruder der Braut, trotz ihrer beständigen Versicherungen, ihn nicht beeinflussen zu wollen, mit Stockschlägen gezwungen, sein Versprechen zu halten. Zwei Weltweise, Pancrace und Marphurius, an die sich Sganarelle um Rath wendet, langweilen

ihn mit krauser Gelehrsamkeit, weshalb er sie mit Schlägen fortjagt. Das Stück ist in Prosa, in 1 Acte (17 Scenen), abgefaßt.

Meißners „Erzwungene Heirath". Verhältnis zum Original.

Den Schauplatz hat Meißner in eine obersächsische Stadt verlegt. Die Eigennamen hat er verdeutscht. Sganarelle heißt Günzburg, Geronimo Bindorf, Dorimène Luise, Alcantor Wilmer d. ä., Alcidas Wilmer d. j., Lycaste Irenau. Die beiden Gelehrten nennt er Sadisordus und Pyrrho.

In der Scenenfolge hat er sich in soweit vom Originale entfernt, als er die aus wenigen Zeilen bestehende 7. Scene Molières als Schluß seiner 12. Scene verwendet hat. Seine Uebersetzung hat 15 Scenen. Sonstige größere Aenderungen sind: Sc. 6. Die Anspielung auf Klopstock, Lessing, Mendelssohn und sonstige moderne Litteraturverhältnisse, an deren Stelle im Originale eine lange Aufzählung der bei Meißner etwas weiter unten gleichfalls aufgezählten Wissenschaften folgt. In der 9. Sc. sind die Lieder der Zigeunerinnen neu hinzugekommen. Im allgemeinen liebt Meißner eine breitere ausführlichere Diction als Molière. An gut gewählten und prägnanten Wendungen ist die Meißnersche Uebersetzung reich. 2. Sc. il est bon de ne rien faire sans le conseil de ses amis — vier Augen sehen mehr als zwei; parler pas franchement — hinter dem Berge halten; avec toute sorte de franchise — reinen Wein einschenken; le plus ridicule du monde — den Spott der Kinder verdienen. — Manchmal hat er auch, besonders in der Charakterisierung des alten Freiers, eine kleine Vergröberung eingeführt: 2. Sc. point flatter — frei von der Leber weg; dans ce siècle un troupeau d'amis sincères est rare — aber freilich sind wahre Freunde jetzt so rar, wie eine weiße Maus oder ein grünes Pferd; plus un mot — keinen Mucks. 4. Sc. ces maris incommodes — Ehekrüppel. 7. Sc. ferai je mal? — schieß' ich einen Pudel? — Einmal hat er auch derbhumoristische Vergleiche eingeführt, wo das Originale sich eines Vergleiches enthält: 4. Sc. gewachsen wie ein spanisches Rohr;

gefärbt wie ein Wachspüppchen; niedlich wie eine Zuckertorte. — Auf Derbheiten ist er in dieser Uebersetzung noch häufiger als in den früheren verfallen: in der 1. Sc. spricht Luise brutaler mit ihrem Diener, und in der 11. noch roher von ihrem Bräutigame, als Dorimène. 5. Sc. die allerliebsten kleinen Günzburge, die um ihre Knie krabbeln werden. 6. Sc. wie einem Schulknaben sollte ihm von hinten die Wahrheit eingeprägt werden, die er von vorne nicht hören will — solche Einschaltungen hat sich Meißner zur Belustigung des Publicums erlaubt. Ziemlich wörtlich hat er die beiden Scenen mit den Philosophen und die Verspottung der Aristotelischen und skeptischen Philosophie herübergenommen.

Auch diese Uebersetzung hat Meißner unabhängig von den zahlreichen früheren Uebersetzungen durchgeführt.[26])

Meißners Uebersetzung scheint auf der Bühne nicht unbeliebt gewesen zu sein. In Köln wurde sie beispielsweise schon am 27. December 1780 von den kurfürstlichen Hofschauspielern gegeben und kam am 18. März, 18. April, 25. Mai und 4. September 1781 zur Wiederholung.

b) Operetten.[27])

Die Operette hatte trotz der beständigen Angriffe, in denen Gottsched durch Nicolai und Klotz abgelöst worden war, in den sechziger und siebziger Jahren einen Höhepunkt erreicht. In den vierziger und fünfziger Jahren waren es vornehmlich Weiße, Borck und einige andere, die hauptsächlich durch glücklich gewählte Uebersetzungen (wie Coffeys beggar-opera) eine ganze Reihe von Zugstücken lieferten. In den sechziger und siebziger Jahren hatten sich bereits Centren gebildet. Leipzig, Weimar (Heermann), Mannheim (Schwan und Faber), Frankfurt (André), Prag (Henisch) bildeten solche Mittelpunkte der Operette. Besonders in Leipzig gab es eine starke Operettenproduction. Neefe und Hiller waren unermüdlich in der Herstellung des musicalischen Theiles. Texte lieferten u. a. Schiebeler, nach Chaucer, Favart und Voltaire, Michaelis, der sich bald zum Singspiele im Stile Wielands und Gotters wendete, Eschen-

burg und Engel mit ſelbſtändigeren Arbeiten, Bock, der Richardſons Clariſſa verwerthete, G. W. Becker, der nach Monvel, und Meißner, der nach Favart, Falbaire, Le Grand und Metaſtaſio arbeitete. Er hat vier Operetten geliefert, von denen er drei in einer Geſammtausgabe (Operetten nach dem Franzöſiſchen, Leipzig 1778) vereinigt hat: Das Grab des Mufti oder die beiden Geizigen (Leipzig 1776 u. 1779 und Breslau 77) Arſène (Leipzig 1778 u. 79), Der Alchymiſt (Leipzig 1778); außerdem erſchien Leipzig 1778 Die wüſte Inſel.

Falbaire: Les deux Avares.

Das Falbaireſche[28]) Stück krankt vornehmlich an einer ungeſchickten Oekonomie. Der erſte Act iſt allzulang ausgedehnt, ohne einen entſprechenden Inhalt zu haben. Im 2. Acte häufen ſich die Geſchehniſſe in übermäßiger Fülle. Das Intereſſe wird durch die paralelle Gruppe der Gegenſpieler etwas zerſtreut. Die eigentliche Löſung iſt übrigens luſtig und geſchickt ausgeführt. Meißner behauptet, „durch ganz neue Geſänge, durch ein Drittheil neuer Scenen, durch vermehrten Dialog, anſtatt des beinahe immerwährenden Singens und durch beinahe gänzliche Umarbeitung von Karls und Wilhelminens Charakter, das Stück verbeſſert zu haben.“ Dieſe Behauptung iſt aber, wie ſich aus dem Folgenden ergibt, unwahr.

Martin und Gripon, die beiden Geizigen, halten ihre Mündel Jerôme und Henriette, die einander lieben, gefangen und verhindern ihre Verbindung, um nicht mit Geld herausrücken zu müſſen. Dieſe, von dem treuen Kammermädchen Madelon unterſtützt, beſchließen zu fliehen und wählen juſt eine Nacht zur Flucht aus, in der die beiden Geizigen das Grabmal eines jüngſt verſtorbenen Mufti nach vermeintlichen Schätzen durchwühlen. Sie werden bei dieſer Arbeit, auf der ſtrenge Strafe ſteht, von den Janitſcharen beinahe erwiſcht, doch fliehen dieſe vor dem im Brunnen verborgenen Jerôme, den ſie für ein Geſpenſt halten. Die beſchämten und dankbaren Geizigen legen nun der Verbindung kein Hindernis mehr in den Weg.

Die Operette ist in 2 Acte, der erste in 15, der zweite in 6 Scenen getheilt.

Falbaires „deux avares" wurden mit der Musik von Grétry am 27. Oct. und 7. Nov. 1770 zuerst vor dem Könige in Fontainebleau, am 6. Dec. desselben Jahres zuerst in der Comédie Italienne aufgeführt, wo sich die Operette lange erhielt.

Meißners „Grab des Mufti". Ausgaben.

Meißners „Grab des Mufti" ist zuerst 1776 ohne Musik, dann 1778 in der erwähnten Gesammtausgabe, 1779 mit der Composition Joh. Ad. Hillers, alle drei Ausgaben bei Dyk in Leipzig, und — mit kleinen Abänderungen — 1777 bei Meyer in Breslau, componiert vom Premierlieutenant v. Baumgarten, erschienen. Diese Ausgabe von 1776 soll nach der Kritik (Allg. d. Bibl. 45, 92) einen wesentlichen Fortschritt gegen das Originale und die wörtliche Andrésche Uebersetzung (Frankfurt 1762) bedeuten.

Der Abdruck in der Gesammtausgabe und die Ausgabe von 1779 scheinen sich von der ersteren nicht zu unterscheiden, die Breslauer enthält einzelne, der Eigenart des Componisten entsprechende Verkürzungen.

Verhältnis zum Original.

Die Eigennamen stimmen ziemlich überein. Nur den Zunamen Martins (Rousset) hat Meißner erfunden, Henriette in Wilhelmine, Jerôme in Karl umgetauft. Gripon, Madelon, Ali Osman, Mustafa stimmen überein. Die Uebersetzung ist in 2 Acte gegliedert, deren erster um eine, deren 2. um acht Scenen gegenüber dem Original vermehrt ist. Die Bühnenvorschrift ist wörtlich dem Falbaire entnommen. In der Scenenfolge richtet er sich nicht genau nach Falbaire: Act II, Sc. 1 hat er in zwei Scenen zerlegt, den Beginn der 6. Sc. Falbaires hat er zur 5. gezogen und den Rest in eine 7., 8. und 9. geteilt, so daß seine 10. und 11. der Falbaireschen 7. entspricht. Falbaire 8. und 9. entspricht Meißner 12. Falbaiere 10.—13. entspricht ziemlich genau Meißner 13—16. Falbaire 14. entspricht stark

gekürzt Meißner II, 1; Falbaire 15, Meißner II, 2; Falbaire II, 1 (ein Monolog Gripons) ist ausgelassen. Der Rest des II. Actes stimmt genau mit dem Originale überein. Diese Uebereinstimmung ist an vielen Stellen eine wörtliche z. B. Meißner Sc. 5 und 6 bis „das muß den Tod recht erleichtern" und von „das dächte ich" bis „zu euch kommen" und der größte Theil der 10., 15. und 16. Sc. Besonders gilt das vom 2. Acte z. B. Sc. 5 der einzige große Stein, der die Gruft schließt, die gute Eigenschaft der Türken, sich mit allen Schätzen begraben zu lassen, ihre schlechte, Verschwendung in der Kleidung zu treiben, all diese kleinen Züge stimmen überein. Ganz wörtlich sind die Janitscharenscenen und die Schimpfereien der beiden Geizhälse (renegat, usurier, creve dans ce caveau). Wörtlich stimmt die Art überein, wie Jerôme die Janitscharen in die Flucht treibt und wie die Versöhnung mit den beiden Alten zu stande kommt: Madelon verhöhnt sie, Henriette bittet für sie, Jerôme sichert sich gegen Verrath. Bei den Gesängen geht Meißner in vierfacher Weise vor: 1. Die Texte der Originale werden von ihm durch andere ersetzt. Z. B. I, 1 singt Jerôme im Originale ein Liedchen von der Nachtigall, I, 4 singt Martin statt der Meißnerschen Strophen eine Ariette von der Herrlichkeit des Goldes, das alle anderen Gerüsse überwiege. Der Schlußgesang wird im Originale von Martin und Gripon gehalten, die in ihrem Geschicke die Strafe des Geizes erblicken. Die Apostrophe ans Publicum hält Martin. 2. Er schaltet Gesänge neu ein, wo sie im Originale fehlen z. B. I, 2 „Ei ja doch! ja", I, 3 „Nur durch dich, gefüllter Beutel", I, 7 „Wach auf, geliebter Schläfer", I, 9 „Die Lieb' ist ein gar eigen Ding" und — „o, an deinem Busen, Wilhelmine!" I, 11 „Mäßigkeit ist immer gut" I, 12 „O, lieben Kinder, freut euch doch", I, 13 „Dort wo dich zu manchem Ball", I, 15 „Meine Wang' entstelle Gelbsucht", I, 16 „Erhör uns, o Liebe", II, 1 „Die Taub' auf Nachbars Dache", II, 3 „Zärtlicher als Tell und Lyda", II, 5 „Arbeit ist des Reichthums Preis", II, 8 „Gefangen hier! Gefangen da, und „Lebe wohl du Land der Knechtschaft." Die von Meißner neu hinzugegebenen Arien

ſind im Ganzen recht zweckentſprechend. Aeußerſt geſchmacklos iſt es blos, wenn Wilhelmine den Geliebten ihrer Treue mit den Worten verſichert „Meine Wang' entſtelle Gelbſucht!" (I, 15). Etwas plump iſt I, 13: „Dort wo dich zu manchem Ball — zu vergoldten Wagen — edle Roſſen tragen". Ihrer Form nach ſind es anakreontiſche Liebeslieder (I, 7, I, 9), Balladen in Bürgers Manier (II, 3), gewandte und leicht humoriſtiſche Couplets (I, 9, I, 12) dann kurze ſentenziöſe Sprüchlein der beiden Geizigen, nüchtern und altväteriſch, wie dieſe ſelbſt. 3. Er läßt Arietten aus, die im Originale vorhanden ſind. Z. B. I, 5 Martins „Neveux, nièces, odorable race," I, 6 Henriettens Arie I, 10 Liebesduett, II, 3 das Triumphlied der Geizigen: „A compère, embrassons nous." 4. Er hat die im Originale vorhandenen Liedertexte überſetzt. I, 6 das Duett der Geizigen, I, 8 das Duett der Liebenden: „Dich an meine Bruſt zu drücken welch' ein Glück iſt meinem gleich." (Contre mon sein je te presse quel bonheur pour ton amant etc.) II, 2 das Antrittslied der Janitſcharen (beſonders wörtlich: La garde passe, il est minuit, qu'on se retire et plus de bruit.) II, 4 der zweite Theil des Terzettes um das Seil (Mit dem Canonartigen La tiens-tu bien, Je tiens bien, Il tiens bien und Prends la corde — l'amour me prend — Tiens la corde) II, 5 das Duett der Geizigen, das Weinlied der Janitſcharen (Ah qu'il est bon! qu'il est devin! Vive le vin! vive le vin!) und das Schimpfduett der Geizigen (Mon cher Monsieur Gripon, compère ouvrez moi donc; Non, non maitre fripon, Il n'est plus de compère) II, 6 das Couplet Muſtaphas („Ma foi, si Mahomed en gronde, de ses menaces je rie" und „L'Alcoran n'est qu'un grimoire.") Die verſificierten Ueberſetzungen ſind hübſch, gewandt und nicht ſclaviſch. In den Sprechpartien ſind die Aenderungen unweſentlich und gehen über die gewöhnliche breitere Ausmalung nicht hinaus. Eingefügt hat er nur in II, 1 (Falbaire I, 14) die Erzählung Gripons, wie er um ſeine Zinſen geprellt worden ſei, vermuthlich, um die erſte Scene eines neuen Actes etwas umfangreicher zu geſtalten.

Meißner hat also entgegen seiner Behauptung keine einzige Scene zugegeben; wohl aber hat er durch eine andere Eintheilung dem an Scenen ohnehin überreichen 1. Act noch einige neue dazuzugeben, so daß er die zwei Schlußscenen zum zweiten Acte schlagen mußte und einige andere erweitert. Diese Erweiterungen sind aber viel zu unbedeutend, als daß er dadurch an dem „ewigen Singen" etwas geändert hätte. Neuer Gesänge konnte er sich immerhin rühmen; dagegen hat er an Karls und Wilhelminens Charakter dem Originale gegenüber gar nichts geändert; in Wilhelminens Charakter sind beispielsweise kleine Züge, wie, daß sie das Eigenthum des Oheims mitzunehmen fürchtet (I, 14), daß sie sich um den Geliebten ängstigt (II, 4) und für die Geizigen bittet (II, 8) beibehalten.

Die frühere Uebersetzung von André 1762 ist mir nicht zugänglich; doch darf man aus dem Umstande, daß die Allg. d. Bibl. wie auch Meißner selbst sie eine wörtliche nennen, daß die Allg. dtsch. Bibl. einen Fortschritt Meißners gegen jene feststellt und Meißner direct zur Vergleichung einladet, schließen, daß eine Anlehnung nicht stattfand. Meißner wird sich wohl von André in denselben Punkten scheiden, wie vom Originale.

Aufgeführt wurde die Meißnersche Uebersetzung schon 1779 von Bondini in Dresden; am 17. Jänner 1780 schloß er in Leipzig mit diesem Stücke provisorisch ab. Am 9. und 26. Juli wurden „Das Grab des Mufti" von Böhme in Augsburg, am 20. Juli 1790 von Koch in Berlin, am 15. April, 28. Mai, 22. Juni und am 3. December 1780 in Köln gegeben.

Favart: La belle Arsène.[29])

Die Favartsche „belle Arsène" ist eine flott und gewandt geschriebene Operette, die durch prickelnde Rhythmen und lüsterne Couplets, sowie durch den kaum verhüllten Spott auf die Ritter- und Feenromantik ihre Wirkung gewiß nicht verfehlt haben wird. Die Arsène Favarts erlebte mit der Musik Monsignys 1772 in Paris ihre Première. Sie ist vorwiegend in gereimten Fünffüßlern abgefaßt, bisweilen auch in Zeilen von geringer Fußzahl.

Die spröde Arsène, die Männerliebe verschmäht und auch ihren treuen Alcindor vergeblich schmachten läßt, wird von ihrer Pathin, der Fee Aline, in ihr Zauberreich aufgenommen. Da sie jedoch dort die Göttin der Gleichgiltigkeit kennen lernt und auch Alcindor ihr gegenüber den Gleichgiltigen spielt, flieht sie und geräth in die Gewalt eines rohen Köhlers, aus der sie Aline rettet, um die nun Geheilte mit dem glücklichen Alcindor zu vereinen.

Das Stück ist in 4 Acte getheilt. Act I hat 9, Act II, 5, Act III 10 und Act IV, 6 Scenen.

Meißners „Arsene". Ausgaben.

Meißners Arsène ist zweimal, 1778 als Schauspiel bei Dyk und 1779 als Singspiel mit Musik von Capellmeister Franz Seydelmann und einer Vignette von Jacob Seydelmann bei Breitkopf in Leipzig herausgekommen. Der Unterschied beider Ausgaben liegt in den Gesangstexten; in der zweiten Ausgabe, die über Wunsch Bondinis direct für die Bühne gearbeitet ist, und die vor allem dem Componisten Gelegenheit zur Entfaltung seiner Kunst geben muß, sind die Liedertexte theils erweitert, theils neu hinzugekommen. Die Arsène ist keineswegs, wie bisweilen angegeben wird, für Seyler gearbeitet; denn Seyler verließ schon im März 1777 Dresden und Meißner gibt ausdrücklich an, die Operette sei auf Wunsch der Schauspieldirection der Stadt geschrieben, in der er damals lebte. Die Direction lag aber damals in den Händen Pasquale Bondinis.

Verhältnis zum Original.

Meißner betont in der Vorrede, sich Freiheit und Abweichung vom Original vorbehalten zu müssen. Uebersetzungen, die für die lebendige Bühne bestimmt seien, dürften nicht wörtlich sein. Freilich dürfe man auch nicht nach Wielandscher Manier, wenn es sich darum handle, namhafte Dichter dem eigenen Volke zu vermitteln, einzelne Wendungen oder ganze Scenen weglassen.

Die Namen ſtimmen ganz mit dem Originale überein. Die Zeitangabe (Henri II. und Catharine v. Medici) hat Meißner ausgelaſſen. Meißner hat die Proſa gewählt. In der Scenenfolge kommen faſt gar keine Abweichungen vor. Nur die 6. und 7. Scene des erſten Actes hat er zu einer zuſammengezogen.

Die hauptſächlichſten Veränderungen in der Ausgabe von 1779 gegenüber dem Originale beziehen ſich wieder auf die Liedertexte. Ganz neue Texte hat er eigentlich nur ſehr ſelten eingefügt, er hat vielmehr an Stellen, wo auch das Original Geſangseinlagen hat, ſolche mit geändertem Inhalte oder auch nur freiere Ueberſetzungen mit geändertem Rhythmus eingeführt. Ueberſetzungen ſind: Alcindors Antrittsarie I, 1 (Ah! quel tourment — Pour un amant tendre et fidele; der erſte Abſatz wörtlicher wie der zweite), I, 6 (Non, non j'ai trop de fierté, pour me soumettre à l'esclavage; ziemlich frei), III, 3 (Exaltons et chantons notre auguste souveraine), III, 5 (Quel eclat a frappé mes yeux! Est ce moi?), III, 8 (Doux espoir de la liberté — Viens calmer mon coeur agité), IV, letzte Scene (Triomphez, tendre Alcindor, triomphez, l'amour vous couronne). In all dieſen Ueberſetzungen iſt Gedanke für Gedanke, Satz um Satz überſetzt und nur Form und Ausdruck geändert. Eine andere Gruppe behält nur den Grundgedanken bei, weicht aber in der Ausführung weſentlich vom Originale ab, z. B. I, 7 Chor (de la part du vaingueur nous venons à ces lieux). II, 5 Schon fahr ich auf Donnerwagen (Est il un sort plus glorieux; Je marcherai sur la tonnerre). III, 6 Mächtig herrſcht der Liebe Zepter (Eh quoi! l'amour est un bien surprême) — Ganz geändert hat er: I, 2 Arthurs Couplet „Oft iſt Kühnheit zehnmal beſſer" (Orig.: Geſangseinlage, die den Sieg im Tourniere ſchildert), I, 7 Duett (Orig.: Duett über die Macht der Schönheit), II, 1 Recitatio des Alcindor (Orig.: Verzweiflung und Liebe Alcindors) und das Finale im IV. Act, letzte Scene (Orig.: gegenſeitige Liebesverſicherungen der Liebenden und Chor: Triomphez etc.). Am ſelbſtändigſten ſind (IV, 1) die Strophen des Köhlers gearbeitet, an deren Stelle das Original

ein 27-zeiliges derbes Couplet des Köhlers bringt, das Meißner ausgelassen hat. Ausgelassen hat er sonst noch I, 4 eine größere Anzahl von Versen, in denen Alcindor und Arsène über das Wesen eines jungen Mädchens sich auseinandersetzen und (ibid.) das ganze Gespräch zwischen Aline und Alcindor. Den Charakter der Fee hat er total geändert; bei Favart ist es eine jener lustigen und übermüthigen Vaudevillefeen, wie sie in der französischen Operette seit einem Jahrhunderte ihr Wesen treiben. Sie belehrt Alcindor, er möge es nicht zu ernst mit der Liebe und den Frauen nehmen — denn

Veut on de sa maitresse
Soumettre la fierté
Il faut avec adresse
Piquer sa vanité.

und

Mon cher enfant, je vous le dis bien bas
La patience est une duperie.

Bei Meißner aber ist sie durchaus die ernst zu nehmende, getragene Märchenfee, die mächtige Beschützerin wahrer Liebe. Das ist die wichtigste Aenderung Meißners: sonst hat er nur kleine Erweiterungen und Streichungen, die zumeist nur den Ausdruck betreffen, vorgenommen.

Die Frankfurter Uebersetzung Andrés aus dem Jahre 1778 war mir nicht zugänglich. Sie soll wörtlicher Natur sein. Eine Anlehnung Meißners scheint deshalb unwahrscheinlich, weil die Andrésche Uebersetzung außerordentlich bekannt war und an den meisten Bühnen, darunter in Berlin mit ganz außergewöhnlichem Erfolge gegeben wurde. Das Verhältnis der beiden Uebersetzungen wird sich wie bei den „Geizigen" verhalten.

Die Meißnersche Uebersetzung hat im Kampfe gegen die Andrésche zurücktreten müssen. Wir finden die Meißnersche nur 1779 von Bondini in Dresden und 1783 von Dobler in Augsburg aufgeführt. Andere Aufführungen kann ich nicht nachweisen.

Le Grand: L'amour diable.[80])

L'amour diable, von Le Grand, 1768 als comédie erschienen, ist eine Satire auf die Gelehrsamkeit. Das Stück operiert viel mit Unwahrscheinlichkeiten. Der Vater hält einen Bedienten für den leibhaftigen Teufel, läßt sich die unglaublichsten Dinge einreden und aufs plumpste betrügen. Die Familienverhältnisse sind die unerfreulichsten: der Vater mißhandelt seine Kinder, die Tochter entläuft ihm, der im Kindesalter befindliche Sohn trotzt ihm, die Frau wendet sich von ihm ab, so lange er mittellos ist, u. s. w. Das Stück hat ebensowenig Humor, wie die „Gegenseitige Probe", die Handlung leidet an einem complicierten, schwerfälligen Aufbau.

Folidor, ein Alchymist, vernachlässigt bei seiner krankhaften Sucht, Gold zu erzeugen, seine Familie und bringt sie dem Untergange nahe. Seine Tochter Hortense, die er haßt, ist mit Leandre verlobt, doch duldet er einer Grille wegen die Verbindung nicht. Leandre verschafft sich in phantastischer Weise durch eine Fallthür Eingang bei Luise. Von Folidor überrascht, spielt Leandres Diener Valentin den Teufel und erpreßt dem abergläubischen Folidor die Zusage, ihm seine Tochter zu geben. Dieser Plan wird aber durch Francillon, den kleinen Sohn Folidors, und dessen gelehrten Magister Polycrase vereitelt, die mit Leandre gezecht haben und nun in der Trunkenheit das Geheimnis ausplaudern. Da aber die ganze Familie dem Folidor den Gehorsam kündigt, kommt die Verbindung doch zu Stande. Das Singspiel enthält einen Act zu 13 Scenen. Es ist in Alexandrinern, die theilweise durch kurze iambische Metren abgelöst sind, abgefaßt.

Meißners „Alchymist". Verhältnis zum Original.

Der „Alchymist" ist 1778 bei Dyk erschienen und in der Ausgabe der Operetten wieder abgedruckt worden. Die Musik hat Capellmeister Schuster geliefert.

Meißner behauptet nur den Gang der Scenen, und selbst diesen nicht durchgängig dem Original entnommen zu haben;

Anfang, Ende und auch die Mitte habe er stark geändert, da eben an ein Singspiel andere Anforderungen gestellt würden, als an ein Lustspiel.[31]) Die Personen sind Tarnow, seine Frau, seine Kinder Luise und Gustl, Luisens Liebhaber Belniz, Gustls Lehrer Kybbutz, Luisens Mädchen Christine und Belniz' Diener Heinrich. Verschiedene andere Verdeutschungen kommen vor: 2. Sc. die Elbe; selbst ein Franzose. (Orig. selbst ein Tanzmeister) 4. Sc. Eckhof, 7. Sc. Dr. Faust, Wagner (Orig. ein Zigeuner) 12. Sc. After-Werther. Um die Richtigkeit der Meißnerschen Behauptung prüfen zu können, ist es notwendig, die einzelnen Scenen zu betrachten. Die 1. ist Erfindung Meißners, die 2. ebenfalls bis zum Briefe Belniz', von da hält sie sich ziemlich getreu ans Original. Meißnerisch ist nur Luisens Verweis, weil Christine schlecht von ihrem Vater spricht; im Original erklärt sie sich bereit, sofort mit Leandre zu fliehen. In Scene 3 gehört nur der von Heinrich entwickelte Plan dem Original an. Scene 4 schließt sich dagegen stark an; selbst Kleinigkeiten („Wenn ich nur in aller Welt wissen sollte, wer den Vater in unsere Familie gebracht haben muß") sind dem Le Grand entnommen. Die ganze Beschwörungsgeschichte ist wörtlich. Nur die Copierung der Sprechweise des Alten („Das gute Kind") und die Anspielung auf Eckhof, hat Meißner zugegeben. 5. Scene stimmt bis „Wie zärtlich er auch dagegen von mir geliebt wird" (Meißner S. 101 Z. 28) überein, der Magister spricht im Originale nicht ganz so sprachmengerisch; der Rest ist bis zum Erscheinen Tarnows Meißnersche Erfindung, dagegen sind die Scenen 6, 7, 8, 9, 10, 11 bis auf einige Erweiterungen und Localisierungen ziemlich wörtliche Uebersetzung. Der Schluß von Scene 12 aber ist völlig geändert. Im französischen Original kommen Francillon und der Magister noch während Leandres Anwesenheit herauf, sie sprechen gleichfalls wirres Zeug, aber kürzer als bei Meißner, Frau Folidor erwidert auf die Ankündigung ihres Mannes, er habe seine Tochter dem Teufel verschrieben, nicht mit so tragischen Flüchen, wie bei Meißner (14 Sc.), sondern mit den Worten: Ma foi, mon mari, vous êtes un grand fou. Man nimmt

sich weiter nicht die Mühe den Folidor zu versöhnen; bei Meißner hingegen bedarf es einer Komödie von seiten des gewandten Dieners Heinrich, um die Gatten zu versöhnen und die Einwilligung zur Heirath zu erhalten. Le Grands Schluß war ihm offenbar zu frivol. Ganz Meißners Eigenthum sind auch sämmtliche Gesangseinlagen (Scene 1, 2, 3, 4, 5, 7, 8, 10, 11, 12, 13, 16). Im Original kommen mit Ausnahme des Divertissement en musique zum Schluße überhaupt keine Musikeinlagen vor. Statt des Soldatenliedchens Gustels in der 4. Scene heißt es beispielsweise: Je me vais enrôler au premier jour. Meißners sonstigen Abänderungen sind die gewöhnlichen: die Domestiken werden mit einigen kräftigen Sprüchlein bedacht. Z. B. Christine 2. Scene: „So wahr ich Jungfer bin!" „Potz Gecken und kein Ende!" Der Magister wird noch lächerlicher gemacht, seine Vorliebe für lateinische Phrasen wird erweitert, sein Verhältnis zu Frieberike vergröbert. Ab und zu hat er einen Effect verschmäht: 2. Scene die Vorliebe Folidors für Musik, 10. Scene die Drohung des Teufels, als Gerichtsdiener und Sergeant erscheinen zu wollen, und dergl.

Alles in allem muß also Meißners Vorbericht dahin richtig gestellt werden, daß er der Le Grandschen Komödie einen neuen Schluß gegeben, Liedertexte eingelegt und im Anschluß daran die einzelnen Scenen stark erweitert hat. Der Zweck der Aenderungen lag wohl darin, die Operette ernster, die Verwickelung künstlicher zu machen. Die Gesangseinlagen sind theils überschwängliche Liebeslieder (Scene 1, 2, 3), theils humoristische nette Couplets (Scene 4, 8), pathetische Dialoge zwischen dem Teufel und Tarnow (Scene 10), ein Trinklied (Scene 13). Sonstige Uebersetzungen von „L'amour diable" kenne ich nicht.

Der „Alchymist" ist häufig aufgeführt worden. 1778 von Bondini in Dresden, am 11. April 1778 in Berlin, am 16. Dec. und 14. Febr. 1782 von der kurfürstlichen Hofgesellschaft in Köln. Die Kritik hat die Meißnersche Uebersetzung und die Schustersche Composition gleich günstig aufgenommen.

Metaſtaſio: L'isola disabitata.[32])

Coſtanza iſt mit ihrer Schweſter Sylvia und ihrem Gatten Gernando auf einer wüſten Inſel geſtrandet; als ſie einſt vom Schlafe erwachte, war ihr Gatte verſchwunden; ſeither ſind Jahre vergangen und ſie lebt in dem Wahne, ihr Gatte habe ſie ſchmählich verlaſſen und zieht Sylvia im grimmigen Männerhaſſe auf. Gernando, der von Seeräubern entführt und durch Jahre gefangen gehalten worden war, vermochte ſich jetzt erſt zu befreien, kehrt ſofort mit Henrico, ſeinem Gefährten, zur Inſel zurück, verſöhnt die verzweifelte Coſtanza und bringt der nun erwachſenen Sylvia in Henrico einen Lebensgefährten mit. Metaſtaſios „isola disabitata" iſt einactig und in 13 Scenen eingetheilt; verfaßt iſt ſie 1752 und iſt im ſelben Jahre unter der Direction des Cavaliere Broſchi in Wien aufgeführt worden. Sie iſt in fünffüßigen klingenden Jamben abgefaßt.

Meißners „Wüſte Inſel". Verhältnis zum Original.

Die „Wüſte Inſel" nach Metaſtaſio iſt nur in einer Ausgabe, Leipzig Dyk 1778 — dem Barden Rhingulph gewidmet — erſchienen und von Schuſter in Muſik geſetzt worden.

Die Eigennamen ſtimmen (Gernando heißt Fernando), ebenſo die vorausgeſchickte Inhaltsangabe. Die letzte Scene hat Meißner in 2 getheilt, ſonſt ſtimmt die Scenenfolge. Die Ueberſetzung Meißners iſt gleichfalls im iambiſchen Metrum, vornehmlich im Fünffüßler gehalten, doch mit häufig eingeſtreuten Sechs-, Vier- auch Dreifüßlern. Die Arien ſind im Original, wie in der Ueberſetzung vornehmlich in gereimten, viermal gehobenen iambiſchen Zeilen. Die Ueberſetzung iſt nahezu wörtlich. Ab und zu hat er einen bildlichen Ausdruck für einen wörtlichen gewählt; 2. Scene „Doch ſeh' ich nie dein Auge thränenleer" (E ho da vederti sempre in pianti, o germana); „kein ſtrenger König" (ne forza, o legge) 3. Scene „o, lieber Fels verſtecke mich" (che a fuggio, che a celarmi, ho forza appene). 7. Scene „o welche Nacht umhüllt mein Auge" (Io manco). Manchmal ſind kleine Erweiterungen eingetreten: z. B. bei der

Beſchreibung vom Ueberfalle auf Fernando (4) bei Fernandos Klagen (5. Scene, Gemahlin, Freiheit, Seelenfrieden) u. ſ. w. Aenderungen ſind: Coſtanza iſt im Originale erſt 7 Jahre verlaſſen (Meißner Scene 2 ſchon 13, jedenfalls wegen des Alters der Sylvia). Henrico (9. Scene) fragt erſt Sylvia um ihren Namen, dann erſt nach Coſtanza. Im Originale iſt das umgekehrt. Es iſt aber gewiß logiſcher, daß Henrico ſich erſt verſichert, ob die befragte Perſon überhaupt von Coſtanza etwas zu wiſſen in der Lage iſt.

Sonſtige Ueberſetzungen kenne ich nicht.

Die wüſte Inſel wurde 1780 von Bondini in Dresden aufgeführt. Andere Aufführungen ſind mir nicht bekannt.[88])

V. Abſchnitt.

Fabeln.[1]

Die Meißnerſchen Fabeln ſind bis auf geringe Ausnahmen Ueberſetzung. Die Ueberſetzung von Fabeln hat in unſerer Litteratur von jeher eine nicht unbedeutende Rolle geſpielt. Das 17. Jahrhundert, ſonſt der Fabeldichtung durchaus nicht günſtig und das frühe 18. Jahrhundert haben bereits eine ſehr große Anzahl von Verdeutſchungen, beſonders Aeſopiſcher und Phaedriſcher Fabeln zu Tage gefördert. Schon Olearius iſt 1654 zu Sadi und Lokman zurückgegangen und Nickiſch, Brockes u. a. haben die franzöſiſchen Fabeldichter La Fontaine und La Motte in Deutſchland eingeführt. Hagedorn war der erſte, der in ſeinen Fabeln und Erzählungen eine große Anzahl von Quellen aus allen Sprachen und Litteraturen benützte und ſo ganz neue Stoffkreiſe einführte: von Franzoſen hat er außer den beiden Genannten u. a. Le Brun und Richer, von orientaliſchen Fabeldichtern (durch franzöſiſche Ueberſetzungen) Bidpai (Pilpai) und Lokman, von Engländern John Gay, von Humaniſten Abſtemius, Avienus, Georgius Gentius (Ueberſetzer des Sadi) u. a. m., von älteren deutſchen beſonders den Burkard Waldis gekannt und verwertet.

In der Fabeldichtung des 18. Jahrhunderts machen ſich, nicht unbeeinflußt von der Provenienz, zwei Hauptſtrömungen bemerkbar: die zierliche, tändelnde und graziöſe, mehr der allegoriſchen verſificierten Erzählung, als der eigentlichen Fabel angepaßte Manier La Fontaines, wie ſie bei uns Hagedorn aufgenommen und Gellert, unterſtützt von den Genoſſen der „Bremer Beiträge“ zur Blüte gebracht hat, die Licht-

wer, Pfeffel und andere fortgesetzt haben und die moralisierende, ernste, rein didaktische. Die letztere Manier findet ihren ersten Verfechter zuerst in Breitinger, der die bekannte Forderung vom „lehrreichen Wunderbaren" aufstellt und die Ansicht vertritt, die Fabel habe den Zweck, die wahre Absicht des Moralisten künstlich zu verbergen und durch künstliche Verkleidung das reizend zu machen, was den Menschen in nackter Gestalt widrig und verdrießlich vorkomme, worin sich ihm Gottsched diesmal nicht widersetzt. Als erste Frucht dieser neuen Lehre sind die Fabeln Gleims aufzufassen; er strebt bereits alles überflüssige, epische wegzulassen und bei möglichst concisem Ausdrucke das eigentliche Wesen der Fabel zu wahren. Die neue Theorie setzte dann Lessing, sie erweiternd und formend, in Praxis um („Drei Bücher Fabeln in Prosa" 1759). Die Fabel entsteht ihm durch Rückführung eines allgemeinen moralischen Satzes auf einen besonderen Fall, dem die Wirklichkeit ertheilt und der zu einer Geschichte verdichtet wird, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt. Das Muster dieser Art von Fabeldichtung ist ihm Aesop — ohne Vermittlung des Phädrus — das Mittel, dieses Muster zu erreichen, jene Kürze und Präcision, welche „keine Mitte zwischen dem Nothwendigen und Unnützen kennt". Diese Präcision in der Form, diese Auffassung, welche die Fabel aus dem Reiche der Poesie hinausweist und sie nur ans Erkenntnisvermögen appellieren läßt, brachte zugleich den entschiedenen Widerwillen gegen Vers und Reim hervor (Herder), da diese nur geeignet seien, den Standpunkt der Fabel zu verrücken. Nur an Stelle des „Wunderbaren", das Breitinger der Thierfabel zu Grunde gelegt hat, tritt das Constante, Typische der einzelnen Thiercharaktere, das diese ganz besonders geeignet macht, ihre Rollen in der Fabel zu spielen. An Stelle der förmlichen Lehrgedichte, in die man früher die Moral zu kleiden liebte, wird nun die Moral entweder in einem kurzen Satze, oder, als selbstverständlich, auch gar nicht ausgedrückt. Meißner hat sich in der Art seiner Uebersetzung den Lessingschen Sätzen anzuschließen versucht. Den Vers hat er, wie dies ja bei einem Schüler Engels von vornherein

zu erwarten war, nur ausnahmsweise (in den Fabeln des Sadi) verwendet. Seine an Zahl geringen selbständigen Fabeln (Kuffner VI, 8. Buch) bemühen sich, den Lessingschen Vorschriften gerecht zu werden. Bei seinen Uebersetzungen hat er sich wenigstens Knappheit und Entkleidung von unnützem Beiwerke zur Pflicht gemacht und diese Gesetze auch dann befolgt, wenn er sich in der Wahl des Stoffes nicht nach Lessingscher Vorschrift gehalten und nicht eigentliche Thierfabeln, sondern mehr Lehrgedichte übersetzt hat. —

Erste Drucke. Ausgaben.

Die Fabeln Meißners sind erschienen:

1. in Zeitschriften.

Deutsches Museum.

1777 S. 76. Kuffner VI, 8. Buch, Nr. 2.
238. Kuffner VI, 8. Buch, Nr. 3.
267. Der Feuerfunke (fehlt bei Kuffner).
269. Kuffner VI, 8. Buch, Nr. 24.
1778, II, 188. Der Strauch und die badenden Knaben. (Fehlt bei Kuffner.)
1779, 380. Die beiden Gemsen (fehlt bei Kuffner).
380. Kuffner VI, 8. Buch, Nr. 5 und 12.
1780, 377. Die ältere und die jüngere Taube (fehlt bei Kuffner).
1781, 163, 530. Fabeln nach Just. G. Rabener (Kuffner VI, 2. Buch c).
1784, II, 87. Die Anfechtung nach Harsdörfer (fehlt bei Kuffner).

Quartalschrift.

1784, 1. St. Fabeln nach Leon Alberti (Kuffner VI, 3. Buch).
2. St. Fabeln nach Harsdörfer (Kuffner VI, 2. Buch b).
3. St. Gedichte nach Sadi (Kuffner VI, 2. Buch a).

Apollo.

1797, März. Die Schneekönigin und der Bauer (fehlt bei Kuffner).
Sept. und Oct. Kuffner VI, 8. Buch, 44, 47.

Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen.
1797, Kuffner VI, 8. Buch, 1.

2. Als Anhang zu den einzelnen Skizzensammlungen.

1. Ausgabe, 1. Sammlung 2. Ausgabe, 2. Sammlung 3. Ausgabe, 2. Sammlung	Kuffner VI, 8. Buch, 2, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 12, 13 und „Die Nuß", „Der Stern" (fehlen bei Kuffner).
1. Ausgabe, 3. Sammlung 2. Ausgabe, 8. Sammlung 3. Ausgabe, 8. Sammlung	Kuffner VI, 8. Buch, 28—36.
1. Ausgabe, 4. Sammlung 2. Ausgabe, 4. Sammlung 3. Ausgabe, 4. Sammlung	Kuffner VI, 8. Buch, 14—21.
1. Ausgabe, 5. Sammlung 2. Ausgabe, 6. Sammlung 3. Ausgabe, 6. Sammlung	Kuffner VI, 8. Buch, 22—27 und „Die Quelle und der Wanderer," „Der Marder und die Tauben" (fehlen bei Kuffner).
1. Ausgabe, 6. Sammlung 2. Ausgabe, 2. Sammlung 3. Ausgabe, 2. Sammlung	Kuffner VI, 8. Buch, 3, 5.
12. Sammlung	Kuffner VI, 8. Buch, 37—43.

Ausgaben.

Die Fabeln Daniel Holtzmanns (Kuffner VI, 1. Buch) hat Meißner 1782 bei Breitkopf in Leipzig, mit Kupfern von Krüger und Schenan herausgegeben. Ein Jahr später hatte Schmieder in Karlsruhe bereits den üblichen räuberischen Abdruck besorgt. 1791 gab Meißner im Verlage seiner eigenen Buchhandlung (Prag) „Aesopische Fabeln für die Jugend nach verschiedenen Dichtern gesammelt" heraus. Sie umfassen Kuffners Buch 4—7.

Außer Aesop hat er noch 15 verschiedene Fabeldichter als Quellen verwendet. Diese Ausgabe ist 1794 neu gedruckt und 1810 (A. J. Meissnera Esopové básně pro mládež w Praze) von Ignaz Šiesler ins Tschechische übersetzt worden. 1807 ist in Leipzig bei Sommer eine von Geisler illustrierte Ausgabe erschienen (A. G. Meißner, Verfasser des Alcibiades und der Skizzen, Fabeln für die Jugend nach Aesop, le Brun 2c., 3 Bändchen) und im selben Jahr in Berlin bei Fröhlich eine Sammlung: „A. G. Meißners Fabeln in 8 Büchern" veranstaltet worden, von der aber nur die ersten 4 Bücher erschienen sind.

Quellen.[2])

Meißner hat, wie das seiner Arbeitsweise entspricht, die Fabeldichtungen aller Zeitalter und Volksstämme als Quellen für seine Fabeln benützt und so ein gewaltiges Material zusammengetragen, das er in seiner Weise verwendet hat. Ohne Zweifel kam ihm dabei die reichhaltige Dresdener Bibliothek, die ihm durch das Entgegenkommen seines Freundes Canzler völlig zugänglich war, sehr zu statten. Die Werke Holtzmanns, Albertis, Rabeners hat er auf der Dresdener kurfürstlichen Bibliothek benützt.

A. Lehr- und Sinngedichte.

Sadi.

Sadi hat von jeher auf Deutsche befruchtend eingewirkt. Olearius hat ihn schon 1654 ins Deutsche übertragen, Hagedorn hat ihm die beiden Fabeln vom „guten Rath" und vom „Traume des Derwisches", Gleim das Gedicht vom Wassertropfen, Langbein die Fabel vom Einsiedler nachgebildet. Daß Meißner das Original gekannt hat, glaube ich nicht. Er wird entweder die lateinische Uebersetzung des Georgius Gentius[3]) oder wahrscheinlicher die des Olearius[4]) benützt haben. Olearius hat er gekannt und wiederholt in den Gedichten und in einem Briefe an Hammer citiert. Die den achtziger Jahren

angehörige Ueberſetzung in den „Fragmenten über die Litteraturgeſchichte der Perſer“ von Friedeln, aus dem Lateiniſchen des Baron Rewyzki, erwähnt er ſelbſt, dürfte ſich alſo kaum auf ſie geſtützt haben. Von Sadi, über den Meißner in ſeiner Einleitung das Nötige beigebracht hat, haben uns hier zwei Werke zu beſchäftigen: das Roſenthal (Guliſtan) und der Baum- oder Luſtgarten (Boſtan). Wir haben abſolut keine Fabeln im Leſſingſchen Sinne vor uns; vielmehr Sinngedichte, die das Verhältnis von Arm und Reich, von Mann und Weib, König und Unterthanen, von Weisheit des Alters und Unraſt der Jugend behandeln. Sie ſind im Original rhythmiſch abgefaßt. Meißner hat aus einer Zahl von weit über hundert zehn Stücke ausgewählt (die verſprochene Fortſetzung iſt nie erſchienen), die er theils im Reimvers, theils im Blankvers überſetzt hat. Als Normale nimmt er den Fünffüßler an, doch iſt er von der ſtrengen Form der Leſſingſchen Schule, beſonders Gleims und Kleiſts weit entfernt, ſchließt ſich vielmehr der älteren Form des deutſchen Jambus an. Sehr häufig miſcht er kürzere Maße, Vier- auch Dreifüßler, wendet bisweilen (ziemlich ſelten) Alexandriner an und hält den klingenden Ausgang in längeren Gedichten der Abwechslung halber für nötig. Am regelmäßigſten iſt Osmins Reiſegeſchichte (No. 10, VI, 67) gebaut; in deren erſten hundert Zeilen ſind nur 10 mit klingendem Ausgange und 5 Alexandriner vorhanden. Alle Stücke, mit Ausnahme von No. 4, ſind dem Roſengarten entnommen.

Ein kurzer Vergleich mit Olearius, der muthmaßlichen Quelle, ergibt folgendes: Die Ueberſetzung des O(learius) iſt ausſchließlich in Proſa angefertigt. Zum Schluſſe bringt ſie eine kurze, von dem ſpeciellen Falle abſtrahierte allgemeine Sentenz, die M(eißner) nicht hat. M. No, 1 = O. VII. Buch, S. 130, 18. historia: Das Grabmal, deſſen Pracht der Reiche gegenüber dem Armen preiſt, iſt bei O. etwas eingehender geſchildert; der „Haufen Erde“, der den anderen deckt, ſtimmt bei beiden überein. Zum Schluſſe iſt bei O. die Moral, daß, wie ein Eſel, der keine ſchwere Laſt hat, leichter gehen wird, ſo auch der Arme leichter vom Leben ſcheidet.

M. 2 = O. V. B. S. 106, 12. historia sehr übereinstimmend. Auch der Vergleich mit den Datteln und dem Gaste. Nur die Schlußmoral (man meide verdächtige Orte) fehlt bei M.

M. 3 = O. I. B. 26. historia: Der sieche König leidet an einer schmachvollen Krankheit, er braucht die Galle eines gewissen Menschen. Bei M. ist über die Krankheit nichts gesagt; der König braucht die Leber. Bei M. überliefert — ein mildernder Zug — nur der Vater sein Kind dem sicheren Tode; bei O. beide Eltern. Die Beschreibung des Knaben ist Meißnerisch. Alles übrige stimmt überein; auch der schändliche Spruch des Kasi und die Genesung des Monarchen. Zum Schlusse bei O. eine kurze bildliche Mahnung zum Mitleide. — M. 5 = O. 3. Buch ist bei O. physischer genommen. Der Magere ist gewöhnt nur jeden zweiten Tag, der Feiste dreimal täglich zu essen; daher übersteht der Magere die 14tägige Entziehung von Nahrung (bei M. Wasser und Brot), der Dicke nicht. Moral: Man gewöhne sich an Entbehrungen im Essen. Der Ton der Entrüstung ist Meißnerisch. — M. 7 = O. 25. Der rächende Derwisch hält bei O. eine längere Rede, weshalb er sich nicht an dem Höflinge früher, als jener noch nicht in Ungnade war, gerächt. Daran knüpfen sich Sentenzen über den Umgang mit Großen. — M. 8 = O. VII. Buch 3. historia stimmt überein, nur hat M. die aufkläreriſche Moral: „Wie gut für manch hochadelich Geschlecht, daß Sadis Weisheit Persien nur ehrt," hinzugesetzt. — M. 9 = O. IV, 2 von Meißner sehr hübsch zusammengezogen. O. bringt Dialoge zwischen Vater und Sohn und eine eigens ausgesprochene Moral. Der Name Amint ist selbstverständlich Meißnerisch, ebenso die Wertbestimmung „Thaler" (O. Ducaten). — M. 10 = O. III. Buch 3. historia spricht ganz besonders dafür, daß O. Meißners Quelle war. Die Unterredung zwischen dem reiselustigen Jüngling und dem abmahnenden Vater stimmt überein; ebenso des Vaters Aufzählung der fünf Menschenkategorien, die reisen sollen, desgleichen die Einwürfe des Jünglings (er traut sich mit Löwen zu kämpfen, der Reiche muß Abends in sein Schloß zurück etc.). Die Reiseabenteuer

stimmen bis ins Detail. Geld ist mehr als Stärke, sagen die Schiffer, die den Jüngling nicht mitnehmen wollen, er gibt ihnen den Rock und bändigt sie dann durch Schläge. Auf dem Pfahl, wo man ihn ausgesetzt hat, bleibt er zwei Tage und zwei Nächte, am dritten fällt er im Schlaf ins Wasser; die Hirten mißhandeln ihn, die Karawane nimmt ihn als Schutz gegen die Räuber auf; der mißtrauische alte Mann erzählt dieselbe Geschichte; seine Rettung durch den Königssohn; seine Heimkehr. Auch stimmen die Bilder vom Fischer, von der Biene, von der Spinne und vom Bogen schießenden Knaben überein. — No. 4 ist dem Bostan[5]) entnommen, geändert ist sehr wenig. Die Todesart, die Fürsprache des Hofmannes, die nächtliche Erscheinung, das stimmt alles überein. — Wir glauben also

1) daß Olearius die Quelle Meißners gewesen ist,

2) daß er sie in gewohnter unfreier Weise genützt hat.

Harsdörfer.

Georg Philipp Harsdörfer, der Nürnberger Pegnitzschäfer und deutschgesinnte Genosse, hat in seinem Nathan und Jotham[6]) 450 Parabeln, oder, wie er selbst sagt, geistliche und weltliche Lehrgedichte geliefert. Fabeln haben wir auch hier nicht vor uns; vielmehr Sinn- und Lehrgedichte, die sich mit den einzelnen menschlichen Eigenschaften und Lastern beschäftigen, ihre Bilder und Vergleiche aus allen möglichen Gebieten nehmen und mit einer pointierten Moral enden. Meißner hat deren 11 ausgesucht; er hat sich diesmal die Bearbeitung besonders leicht gemacht und sich begnügt, das Ganze in die Sprache des 18. Jahrhunderts zu bringen, ab und zu einen veralteten Ausdruck noch besonders zu ändern und den einen oder den anderen Satz zu comprimieren. Die Titel, die kurz und präcis sind, konnte er beibehalten. No. 1 beispielsweise (H[arsdörfer] 16) für „und verachtete solches sagend" — „fragte solches verächtlich". Zugegeben ist der etwas höhnische Zusatz („weil jener daraus viel lernen kann, dieser zuweilen erfinden"). No. 2 (H. 12) „Vexiergewässer" für „heimliche Spritzlöcher". No. 3 (H. 15) „öffentliche Lügen" für „offenbare Lügen". Einzelnes

hat er deutlicher zu geben sich veranlaßt gesehen, z. B. „trotzdem sich Baumeister und Gehilfen nicht verstanden, kam doch endlich ein hohes Gebäude zustande". Dies wird bei Harsdörfer nicht erst erwähnt und dergleichen mehr. In No. 5 (H. 21) hat er einige moderne Ausdrücke wie „Eitle", „inneren Wert" und dergleichen hineingebracht. No. 6 (H. 27) hat er etwas poetischer zu fassen gesucht. Aus der Blumenfürstin, die den echt deutschgenossenschaftlichen Namen Blumenhulda führt, hat er eine Göttin gemacht, die aus dem alltäglichen Leben genommenen Titel der Blumen (Admirale, Könige, Cardinale und dergleichen) sind gestrichen. In No. 7 (H. 51) läßt die Aufzählung der Verdienste des Hahnengeschlechtes den Hahn St. Petri aus; der Schluß ist etwas ausgeführter wie bei Harsdörfer. No. 9 (H. 135) „Marktschreier" statt „Zahnbrecher". No. 10 (H. 86) hat die Moral geändert: Bei Meißner sind die Geizigen, die einmal falsche Mittel gekauft haben, z. B. Verschwendung für Freigebigkeit, Geiz für Sparsamkeit nicht zur Wegwerfung der Mittel zu bewegen, gebrauchen sie weiter und verstärken so das Uebel. Im Originale klagen die Arzneikrämer die Aerzte, diese die Kaufleute und die Kaufleute den Boden an. „Hiervon sagte der Verstand: nun fraget nicht mehr nach den Ursachen der Krankheit, wenn man so oft eines für das andere gebrauchet". No. 11 endlich ist ein einfacher Abdruck von H. 46.

Rabener.

Die Grenze zwischen Lehrgedicht und Fabel bilden die nützlichen Lehrgedichte von Justus Gottfried Rabener[7]). Diese haben einen eminent pädagogischen Zweck verfolgt. Der Freiberger Rector, bekannt durch die ihm von Gellert gezollten Hochschätzung, hat, begeistert durch die antiken Fabeldichter, den Versuch gemacht, ähnliche Stücke zu ersinnen, um sie dann seinen Schülern zur Uebersetzung ins Lateinische zu geben. Um eine derartige brauchbare Sammlung für die Schule zu liefern, hat er seine Arbeiten auch in deutscher, nicht aber in lateinischer Sprache publiciert; die Uebersetzung sollte eben den

Schülern überlassen bleiben. Entsprechend seinen classischen Vorbildern führt er bereits ab und zu sprechende Thiere, sprechende Pflanzen ein, gewöhnlich aber bleibt er beim epigrammatischen Lehrgedichte. Die Titel sind in lateinischer Sprache abgefaßt und geben theils nach Art der classischen Fabel blos die auftretenden Personen oder Gegenstände an, z. B. De ficu et ortica, De fungo et malo, Fons laudis und dergleichen, theils bringen sie kurzgefaßte Sentenzen, sprichwörtliche Sätze wie: Bene, qui latuit, bene vixit; Non vi, sed saepe cadendo u. a. Meißner hat stets die erstere Art eingeführt. Manchmal erläutert ein einleitender Satz nochmals, um was es sich handelt, z. B. R(abener) 8 (M. 1): „Es ist nichts gemeineres, als die von hohem Stand sind und mit ihrer Abkunft prangen .... Wider diese kann folgende Fabel erzählt werden: ..." Solche Erklärungen hat Meißner weggelassen. Bisweilen hat er einen derben Ausdruck gemildert. R. 8 Hurenkind M. 1 Bastard. R. 24 Gestank; Umrührung des Unflats M. 9 Geruch; Umrührnng des Brunnens. Einen veralteten Ausdruck, eine ungebräuchliche Construction hat Meißner gewöhnlich abgestellt. R. 15 „welcher große Beliebung trug" M. 2 „welchen er vorzüglich liebte." R. 69 „sieleten einander in den Koth herum" M. 12 „sie geriethen in Hader." R. 88 „mit guter Wissenschaft ein ehrliches Gelage zu ergötzen" M. 33 „seine Kunst vor einer ehrlichen Gesellschaft hören zu lassen." Freilich hätte er da schon weiter gehen müssen und nicht mit Rabener vom unleidlichen Adrast (M. 4), wo es unduldsamer Adrast und vom schmeichelhaften Hund (M. 21), wo es schmeichlerischer Hund heißen müßte, reden dürfen. Die Moral hat er nur selten und da gewöhnlich aus falsch verstandener „Aufklärung" geändert. So spricht R. 15 von einem „zeitlichen und ewigen Tod" M. 2 von einem „doppelten Tod". R. 69 was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden, M. 12 faßt die Moral in die Worte zusammen, daß Hoffart und Verachtung noch immer unzertrennlich sind. R. 48. Wir Menschen schöpfen alles, was wir haben, aus dem unerschöpflichen Abgrund der Liebe Gottes ꝛc., M. 22. Von dem Ur-

quell der Welt empfiengen wir unsere Kräfte ꝛc. Dasselbe Gefühl veranlaßt ihn, wie er sich selbst rühmt, in No. 8 aus dem Jordan den „nächsten Strom" zu machen und sich bei der Mittheilung von No. 24 und 25, die sich mit der Sabbathseinweihung und der Macht eines Priesters befassen, mit dem Hinweise auf das „sehr theologische" Zeitalter zu entschuldigen. Außerdem nimmt er mit der Moral Aenderungen vor: M. 7 aufklärerischer Hinweis auf Seneca; M. 10 und 11, wo er die Moral überhaupt nicht ausspricht. Die Moral, die der Schulrector in 41 gibt (aus strenger Zucht des Lehrmeisters dürfe man nicht auf Gehässigkeit gegen die Schüler schließen) läßt Meißner in 16 wohl als zu wenig interessant aus. Gekürzt hat er besonders an zwei Stellen: In 7 läßt er die Aufzählung aller Mittel fort, durch die der Gartenbesitzer die Würmer zu vertreiben suchte und in 13 die Beschreibung eines Apothekergefäßes. Umgearbeitet ist nur die Fabel 19 (R. 86). Die Moral, man möge nicht wünschen, zu früh sein eigener Herr zu sein und die vom Jüngling Telmar, der zu früh in den Besitz seines Vermögens kam, sind neu. Bei Rabener ist die Moral nur die, der vorwitzige, zu bald dem Nest entflohene und dann von bösen Buben mißhandelte Spatz sei Zeitlebens ein „Himpler und Stimpler" geblieben. Im Uebrigen hat Meißner recht, wenn er mehrere Fabeln als „fast wörtlich" nacherzählt bezeichnet. So sind 5 und 17—21 einfache Abdrucke mit ganz unwesentlichen sprachlichen Aenderungen.

B. Thierfabeln.

Daniel Holtzmann.[8])

Ueber Holtzmann hat Meißner in der stark nach Lessingschem Muster gehaltenen Vorrede das wenige, was er wußte, — es ist auch heute nicht viel mehr bekannt — beigebracht. Die Holtzmannschen Fabeln sind aber durchaus keine Originale, sondern eine der nicht seltenenen Uebersetzungen des speculum sapientiae des Bischofs Cyrill; die erste Uebersetzung erschien schon 1520 zu Basel. Diese Fabeln nähern sich der eigentlichen Thierfabel,

obschon Wolke und Erde, Donau und Weltmeer, Sonne und Himmel, Gebirge und Bäume redend eingeführt werden. Von einer Anpassung an den Charakter der Thiere ist keine Rede; die Thiere citieren Aristoteles, predigen und docieren. Abgefaßt sind die Fabeln in sehr holprigen iambischen gereimten Maßen, dabei sind sie von unglaublicher Länge bis zu 14 Seiten Großquart. Sie strotzen von Bildern, Gleichnissen, Beispielen und enthalten lange Moralia, die stets eine unendlich lange Reihe von Beispielen anführen und gewöhnlich mit einer Menge Citaten aus Kirchenvätern, Classikern (Seneca, Cicero) oder aus neueren Autoren Brant, Freidank, Petrarca schließen. Die Ueberschriften bringen auch noch den zu beweisenden Satz, z. B. Niemand soll sich in Hochfart erheben von wegen des Adels seiner Eltern. Von zwei Maulesseln. — Niemandt soll begeren hochfertige Freyheit. Von dem Hirschen und Schaf. — Von den 95 Fabeln hat Meißner 67 erneuert, und wie er sagt: „Stil und Wendung aus eigenem dazu gegeben, sich aber doch so viel wie möglich ans Originale gehalten". Die Lessingsche Kürze hier ganz durchzuführen schien ihm nicht wohl möglich. „Einen Bogen in vier Zeilen zusammenfassen, heißt die vier Zeilen von neuem schreiben." Meißner hat die Modernisierung Holtzmanns in ganz geschickter Weise vorgenommen. Er hat die einzelnen Fabeln eng zusammengefaßt, von allen Bildern, Gleichnissen und Excursen gereinigt, die Ueberschriften weggelassen und durch Titel nach Lessingschem Principe ersetzt. Das langathmige Morale wurde ganz geändert und meist in einen einzigen Satz zusammengefaßt, die versificierte Form in Prosa aufgelöst und nicht selten die ganze Tendenz der Fabel ganz und gar umgekehrt. Die zweite Fabel Holtzmanns z. B., die Meißners erster Fabel entspricht, füllt volle zehn Großquartseiten an. Ihr Titel lautet: Ain Mensch on Weißheit ist jm selbst kain nutz, das wirdt anzaiget durch die Fabel mit dem Adler und der Sonnen. Die Sonne erklärt dem Adler, Weisheit besitze nur der Mensch, der Gott fürchte und alle Creaturen beherrsche. Das Morale sagt: Es gibt viele Leute, die viel von anderen verlangen und selbst nichts leisten. Diese werden bestraft werden. Die Eigen-

schaften eines Weisen aber seien ganz andere. Nun folgt eine Aufzählung aller antiken Schriftsteller, die über die Weisheit geschrieben haben, und als Endergebnis: Gottesfurcht ist der Anfang der Weisheit. Meißner hat daraus eine zehnzeilige Fabel gemacht mit der Pointe: der verdient Neid nicht, dem Weisheit fehlt.

An dem Inhalte der Fabeln hat er im ganzen nicht viel geändert. Nur hat er im Lessingschen Sinne die Thiere nicht aus ihrem bereits feststehenden Charakter herausfallen lassen. Der Rabe darf nicht von Aristoteles oder dem Buche der Physiognomie sprechen, die Spinne nicht von Christus, die Katze darf nicht über die Erhaltung der Gesundheit predigen, das Kameel nicht gegen Wollust, der Affe nicht gegen Ueppigkeit eifern. Sonst wird nur gewaltig gekürzt, comprimiert, gestrichen. Echt Gottschedisch wird jedes veraltete oder dialektische Wort vermieden und das ganze im reinsten obersächsischen Neuhochdeutsch abgefaßt. Die Inhaltsänderungen sind unwesentlich und fast immer Verbesserungen: in der 8. Fabel (H. 16) geht der Löwe auch wirklich gegen die Wölfe vor, anstatt wie bei H. sich auf einen gelehrten Dialoge mit dem Esel zu beschränken; in Fabel 18 (H. 38) wird die Umrahmung (die Hündin, der der Hirsch die Fabel zur Warnung erzählt) weggelassen, in Fabel 38 (H. 62) wird die überlange Reihe der vom Menschen seines Vorteiles halber mißhandelten Thiere etwas verkürzt; in 37 (H. 83) ist die ganze Stieglitz-Episode hinzugegeben, wodurch die Fabel ein wesentlich anderes Gesicht bekommt. 39 beurlaubt sich der Schäferhund vom Schäfer, nicht von den Schafen, um die Schafe nicht klüger als den Hund erscheinen zu lassen. Das Hauptgewicht aber hat Meißner auf die Moral gelegt, durch deren Aenderung die inhaltlich übereinstimmenden Fabeln doch in ihrem Gesammteindrucke ganz divergieren. So hat Holtzmann beispielsweise eine ganze Reihe biblisch-allegorischer, christlich-symbolischer Moralien, die Meißner ganz umwirft. H. 13 der Rabe bedeutet den Teufel, die Hennenschaar die alles glaubende christliche Gemeinde = M. 7 Geschwätzigkeit und Schmeichelei sind die sichersten Kennzeichen eines Betrügers. H. 21 Das Weizen-

korn ist Christus, das langwierige Keimen die Auferstehung, der Kieselstein üppige und unreine Leute = M. 9 Der Sanftmüthige überdauert gelassen die Stunde der Prüfung ꝛc. H. 29 Die Seele bedeutet Gott den Herrn, der Leib die abtrünnigen Kinder der Welt, der dicke Bauch die Gesellen, die der Hölle zustreben = M. 13 Nicht äußerer Umfang, sondern innere Kraft ist Vorzug und Bürge des Lebens. H. 57 Die Taube ist der christliche Ehrenmann, der seine Seele reinhält, der Kot die Kinder der Welt = M. 27 Der Tugendhafte kann durch das Laster nur kurze Zeit leiden. H. 79 Die Sonne ist Christus = M. 34 Das Gute muß man in dem höchsten möglichen Grade thun. H. 90 Das Wasser ist die menschliche Seele, das Oel der Leib, die Flamme die Sünde = M. 42 Beneidet nicht den Glanz der Großen. H. 87 Der Hund ist der arbeitsame Christ, der Wolf der Teufel, die Schäflein das reine Gewissen = M. 39 Vertraue nicht dem Rath des Feindes! H. 6 Die Spinne ist der Teufel, die sieben Stücke des Netzes sind Zorn, Neid, Haß, Hochfahrt, Geiz, Füllerei, Unkeuschheit = M. 45 Wer nicht hören will, muß fühlen. H. 70 Der Palmenbaum ist der fromme Christ, der Kürbis der Geizige = M. 54 Stolz und Verdienst sind oft weit entfernt. Bisweilen hat er an Stelle der Holtzmannschen Moral eine ganz prägnante eingeschoben; theils politisch-litterarische Anspielungen theils den pädagogischen Zweck verrathende Schlußpointen: H. 12 Gott hat alles wohl gemacht ꝛc. = M. 6 Das Feuer des Genies kann ganze Länder glücklich machen, aber auch in Kleinigkeiten viel verderben. H. 28 Die Luft bedeutet den Hoffärtigen = M. 6 Friedlicher Fürst und du Ländereroberer! ꝛc. H. 32 Zwei sehen mehr als einer u. s. w. = M. 16 Eine mittelmäßige Abkunft ist oft einer hohen vorzuziehen. H. 46 Nicht hohe Abkunft macht vor Gott angenehm = M. 22 Der nichtsnutzige Sohn eines edlen Vaters ist verächtlich. H. 80 Hinweis auf die ewige Güte Gottes = M. 60 Der satirische Dichter wird nicht früher aufhören zu ermahnen, bis er sein Publicum gebessert hat. H. 40 Selbst der höchste kann fehlen = M. 66 Wirklich, Herr v. Y., sind sie klug genug nach verspieltem Ver-

mögen sich wieder zum Bürger-Pöbel gesellen zu wollen? H. 85 Das Schwein bedeutet sündige Leute = M. 38. Uebers Knie, du unreinlicher Knabe, daß die Ruthe dich stäube. Direct ins Gegentheil hat er verkehrt: M. 37 die gebärende Natter (bei H. gegen den Undank, bei M. eigene Sünden werden heimgesucht). M. 47 wahre sinnliche Liebe kehrt sich an kein Vernünfteln (bei H. Warnung vor der Unkeuschheit).

Leon Alberti.

Mit der Uebersetzung des als Architecten und Kunstschriftstellers wohl bekannten italienischen Fabeldichters Leon Battista Alberti hat sich Meißner so recht auf das eigentliche Gebiet der Thierfabel begeben. Alberti, dessen „Apologi" ursprünglich lateinisch verfaßt waren und in italienischer Uebersetzung 1568 [9]) in Venedig erschienen sind, erklärt in einer Widmung an „Esopo scrittore antichissimo", durch dessen Fabeln zur Abfassung seiner eigenen 100 Apologi begeistert worden zu sein. Ganz in dessen Manier sind die Fabeln verfaßt, kurz, präcise, die Thiere sind ganz in ihrem Charakter geschildert: der Ochse ist dumm-trotzig, der Esel resigniert, der Hund schlau und gewandt, der Stier brünstig ꝛc. ꝛc. Ja, er geht in der Kürze noch weiter als Aesop, indem er keine Moral gibt und in der Fabel nur knapp das Factum darstellt.

Meißner hat sich schon 1777 (seine Uebersetzung erschien 1784) mit Alberti beschäftigt. Er kannte nur die Bartolische italienische Uebersetzung, ein schon damals äußerst seltenes und von Lessing vergebens gesuchtes Buch, das Meißner der Dresdener Bibliothek entnahm.[10]) Uebersetzt hat er mit gewohnter Wörtlichkeit. Das Italienische hat er mit derselben Gewandheit beherrscht, wie das Französische. Einzelne recht glückliche Uebersetzungen sind ihm gelungen: z. B. Nr. 4 (A. 37) daß man aus ihm nichts mache — non si tenessi conto alcuno; Nr. 5 (A. 32) zu nichts nütz sein — non esser da nulla; Nr. 12 (A. 12) wer leugnet dir denn das deine ab — io non te impedito; 16 (A. 15) ein Gott, der auf Erden so viel Gewicht hatte — un tanto grave dio; 41 (A. 26) der brünstige

Liebhaber — colui, che la ama; 45 (A. 18) schrumpflich und unscheinbar — brutta a la vista. Durch Einschiebungen, Erweiterungen und Beziehungen sucht er den Gang der Erzählung zu beleben, bisweilen auch zu motivieren. M. 44 sind es die Schiffe des Duilius, 51 der Löwe des Andronicus, offenbar um das Interesse der Leser durch einen bekannten Namen zu fesseln. Nr. 65 ist es der Schoßhund einer Dame, der sehr verwöhnt ist; die Dame stirbt und der Hund muß Entbehrungen leiden. Im Originale fehlt die Erklärung, wie es kam, daß das Hündchen erst so verweichlicht und kurz darauf so sehr vom Hunger abgehärtet wurde. Umgearbeitet ist nur Nr. 55 (A. 19). Der Funke wird nicht von den spöttischen Zurufen seiner Genossen angefeuert, sondern bildet sich ganz von selbst ein, er werde die Sterne erreichen: si persuadeua di hauere adiventare una stella, ma ella manco. Ferner 43, das in der That im Originale wenig Zusammenhang zeigt und durch den Meißnerschen Schluß an Logik der Darstellung gewonnen hat. Eigene Arbeit sind nur die Schlußmoralien. Da Alberti selbst auf solche verzichtet, so hatte Meißner freie Hand. Entweder hat er also solche frei erfunden und dadurch die Richtung der Fabel einigermaßen beeinflußt und zwar 1) politische mit aufklärerischer Tendenz in Nr. 2, 4, 10, 47 (die zwei letzten sehr grob gegen den Adel), 12, 21 (der Skizze „der Springbrunnen" vergleichbar), 32 (gegen kriegerische Fürsten), 63 (unbedeutende Söhne großer Männer). 2) litterarische mit polemischer Tendenz: 14 (über das Verhalten der deutschen Fürsten gegen die Poesie, vgl. Lessing; „die Eule und der Schatzgräber"), 55 (gegen eine allzu milde Kritik, die in jedem Anfänger einen „Messiadensänger" sieht), 62 (gegen Klopstock als Dramatiker). 3) allgemeinere: 1 (gegen den selbstsüchtigen Entdecker „großer Wahrheiten"), 8 (seichter Witz und wahre Gelehrsamkeit), 27 (gegen die modernen Duelle, vgl. Lessing: „Warum zog das erzürnte Paar" ꝛc.), 48 (gegen die Eitelkeit mancher Mädchen, die alle Werber verscheuchen), 49 (gegen Unterschätzung des Feindes). Gearbeitet hat er wieder ganz im Stile Lessings: nach kurzer Darstellung der Fabel folgt in einem knappen Satze die Moral,

die auch bei Lessing mit Vorliebe das politische und litterarische Gebiet berührt. Oder er hat sich begnügt in der Manier seines Originales die Fabel zu schließen und nur die bei Alberti zum Ausdrucke gekommene Moral in einen eigenen Satz zu kleiden oder in die letzten Worte eine etwas schärfere Pointe einzuweben, z. B. 22 wo ist Nebenbuhlerschaft denn unumgänglicher als bei Wesen, die ihrer Natur nach sich verwandt sind? (Alb. 25 la principal causa delle amicitie e delle inimicitie . . . nasce del coito et dal mangiare). 24 also auch schon zu deinen Zeiten, guter Alberti, war das Sitte? 31 wird bei euch Menschen nicht auch oft der hartnäckigste Mann der, der der beugsamste Knabe war? (Alb. 15 io son diventato simile a miei maggiori), 35 heißt dies Haltung des Gelübdes oder Meineid? (fehlt bei Alberti), 37 so würde der Mensch über sein Geschick schalten ꝛc. 41 verkürzt die spröde Geliebte das Leben des Liebhabers (Alb. 26 tanto crudelmente trattato da lei), 45 wird die Fabel von allgemeinerer Giltigkeit, indem das für Birnen giltige auf das weibliche Geschlecht übertragen wird. Bisweilen wird auch die Moral der Fabel nochmals in einen Satz zusammengefaßt, z. B. 57, 65 oder die eigentliche Pointe wird erst hineingelegt: Nr. 46 An die Sonnenstrahlen, die vorzüglichsten Urheber (des Regenbogens) gedachte keins der Streitenden. Bei Alberti 22 werden nur die einzelnen Factoren aufgezählt, die sich mit Unrecht der Urheberschaft des Regenbogens rühmen.

Aesop.

Meißner ist mit seinen 58 äsopischen Fabeln in die Reihe der Aesop-Uebersetzer, deren seit dem 15. Jahrhundert Deutschland eine unabsehbare Anzahl aufzuweisen hat, eingetreten; zu seiner Arbeit hat er die Hauptmannsche Ausgabe von 1741[11]) verwendet. Folgende Fabeln sind nach dem Aesop gearbeitet: IV. Buch Nr. 2, 3, 4, 6, 7, 8, 10, 14, 18, 19, 20, 24, 26, 37, 38, 41, 42; V. Buch 1, 5, 6, 10, 16, 17, 21, 22, 24, 25, 26, 29, 31, 32, 33, 36, 37, 49; VI. Buch Nr. 3, 7, 11, 12, 20, 21, 24, 27, 33, 38, 40; VII. Buch 4, 10, 16, 17, 19, 22, 23.

Die Fabeln Aesops hat er, sei es seines diesmal eminent pädagogischen Zweckes wegen, sei es vielleicht in Anlehnung an irgend eine der früheren Uebersetzungen etwas freier als die übrigen behandelt. Die Kürze und Präcision Aesops hat er nicht immer nachgeahmt, sondern, jedenfalls mit Rücksicht auf sein jugendliches Publicum, sich eine gewisse Breite, besonders ein behagliches Ausmalen des Dialoges, wo Aesop die knappe indirecte Rede wählt, ein längeres Verweilen bei den einzelnen Situationen, eine leicht humoristische Art darzustellen gestattet z. B. „seufzend schlich der arme Lastträger noch einige hundert Schritte weiter." Aesop 125 ὁδὲ ὄνος πεσὼν ἐκ τοῦ κόπου ἐτελεύτησεν. Nr. 20 (vom Fuchs und Raben) ist im Originale äußerst knapp, durchaus in indirecter Rede — αὐτὸν τῶν ὀρνέων βασιλεύειν .... εἰ φωνὴν εἶχεν. Daraus hat Meißner die belebte und nicht humorlose Conversation zwischen Fuchs und Raben gemacht. Breitere Redensarten, belebende Einschaltungen: 26. Die Schildkröte kam auf den sonderbaren Einfall (Aesop 61 ἡ χελώχη ἀετοῦ ἐδεῖτο u. s. w.). 37 Die Worte des Redners fanden Eingang. Ein naher Teich sollte ihr Kirchhof werden. (Aesop 57 τοῦτο τοίνυν κυρώσαντες ὥρμησαν ꝛc.). 42 Der Fuchs machte sich verschiedene Entschuldigungen .... Nun, Liebe, thue, als ob du recht zu Hause wärest (Aesop Nr. 327 nichts von alledem), V, 17 (Der Hund mit dem Fleische) Ohne daran zu denken, daß es nur sein Bildnis wäre. 24, I ehe noch acht Tage vergiengen .... 24, II Ihr habt meine Fabel vergessen, laßt das Sinnbild euch eingeprägt sein. 25 Die Mägde bald nach Mitternacht aus den Betten jagte (ἐννυχώτερον αὐτὰρ ἀνίστη). 29 ich kann ja doch die Schildkröte mit drei oder vier Sprüngen wieder einholen. 37 O, bitte, lieber gnädiger Herr! VI, 7 die Redensarten des sterbenden Vaters, der den Kindern den Weinberg hinterläßt: „väterliche Warnung"; übereilt euch mit dem Verkaufe nicht! Guter Gott, wie eifrig die Söhne gruben! .... doch fand man keinen Pfennig vor u. s. w. VI, 9 die ganze Conversation des Wolfes mit dem Lamme; das „Vernünfteln" des Lammes, seine Ausreden, die Gegenreden des Wolfes. VII, 4 Den Kunstgriff will ich mir merken.

Der Herr belädt den Esel mit Schwämmen, um seine Trägheit zu strafen. VII, 17 Ha, dachte der Esel, braucht es nur dergleichen Narrenspossen ꝛc. Motivenänderungen: IV, 18 der Treiber sieht seine Härte gegen den Esel ein; er versucht alles mögliche, um ihn wieder zu erwecken. V, 22 Der Löwe schont die Maus nicht deshalb, weil ihm ihre Einwendung einleuchtet, daß die Vernichtung eines so kleinen Thieres keine Ehre bringe, sondern weil er über ihr Versprechen lächelt, sie wolle ihm Gefälligkeiten erweisen (χάριτας ἀποδώσειν). Größere Aenderungen, die jedenfalls auch pädagogische Zwecke verfolgen, hat er beispielsweise in Fabel 14 vorgenommen. Der Esel wird von einem Raben mit dem Schnabel gehackt, sein Treiber, der es sieht, lacht, ohne ihm beizustehen; der Esel ruft: Jetzt leide ich doppelt, da mich mein Beschützer auslacht. Die Moral: Nichts ist schmerzlicher, als zum Schaden noch Spott zu dulden und nichts unedler, als solchen Spott auszuüben. Ganz anders das Original: der Rabe zupft dem Esel Haare aus; der Treiber lacht. Ein des Wegs kommender Wolf klagt: Wir Armen werden wegen einer Sache verfolgt, wegen derer der Rabe belacht wird. Diese spitzfindige Moral hat Meißnern offenbar für sein Publikum nicht gepaßt. Manchmal hat er in der Einleitung etwas geändert: Aesop 188 läßt die Dohle die fremden Federn deshalb zusammenraffen, um bei der Königswahl durchzudringen. Das läßt Meißner weg (V, 38). V, 24, I ist die Einkleidung der Fabel neu dazu gekommen, 24, II das Versprechen der Brüder, dem sterbenden Vater zu gehorchen, was von ihnen dann auch gehalten worden sei. V, 29 das Gelächter der Zuschauer bei dem Wettlaufe Hase-Schildkröte. VI, 3 die Einleitung, wie Jupiter den Bienen aus Dankbarkeit die Gabe des Stechens verliehen habe und dergl. mehr. Die Moral der Fabeln hat er diesmal sehr stark für seine pädagogischen Zwecke zurecht gemacht, z. B. V, 18 Hartherzigkeit bestraft sich am Ende selbst = Aesop 125 Die Großen sollen den Kleinen beistehen. V, 38 Suche nicht mit erlogenen Vorzügen zu prahlen — als abschreckendes Beispiel wird der junge Ludwig angeführt, der seine Schriften so lange mit Ei-

taten ohne Quellenangabe würzte, bis man ihm nichts eigenes mehr zutraute; bei Aesop 188 heißt es, viele sehen, nachdem sie den erborgten Flitterstaat abgelegt, nachher ebenso unbedeutend, wie früher aus. V, 10 (der Wolf und der Kranich) mit offenbaren Bösewichtern enthalte dich jeder Gemeinschaft = Aesop 144 Viele Leute vergessen ihre Wohlthäter, sobald sie gerettet sind. V, 22 Auch gegen den geringsten deiner Mitbürger sei wohlthätig und brav = Aesop 218 Auch arme Wesen können zu Einfluß gelangen. V, 29 (der Hase und die Schildkröte) der rasch fassende Detmold und der langsame Hellwig; doch bringt es der letztere durch Fleiß unendlich weiter. Auch Winke für den Erzieher werden eingeschaltet, z. B. VI, 11, u. a. Auch dort, wo er den „logos" Aesops beibehält, wendet er gern den mahnenden Hortativ an: Merke es sich jeder! Strebe ein jeder! Mißbrauche keiner! (IV, 24, 26, VI, 3 u. a.). Diese für die Jugend berechneten Winke und Mahnungen werden wir bei allen folgenden Fabeln, die alle derselben Ausgabe angehören und denselben Zweck verfolgen, wiederfinden. Von sonstigen Veränderungen wäre nicht viel zu sagen; ab und zu läßt er, offenbar von Lessings Continuität des Thiercharakters ausgehend, ein anderes Thier eintreten, als Aesop: IV, 41 ist es der Löwe und nicht, wie bei Aesop der Wolf, der die Ziege zu sich zu locken sucht; wahrscheinlich erschien ihm ein solches Vorgehen nicht wölfisch — der Fuchs, dem es am besten gepaßt hätte, war wieder der Ziege zu wenig gefährlich. V, 33 befragt statt des Fuchses der Wolf den Eber um die Ursache seiner Vorsichtsmaßregeln; wohl um „die nicht allzu fernen Feinde" in der Gestalt des Wolfes anzudeuten. V, 1 modernisiert er: aus dem Löwen, der den Hirsch fängt, werden die Hunde und dergleichen mehr.[12])

Pilpai.

Außer Aesop hat er noch einen zweiten berühmten alten Fabeldichter übersetzt, nämlich Pilpai, dem er 5 Fabeln (V, 36, 38, VI, 25, 34, VII, 3) entnommen hat. Pilpai, ein indischer Bramine, lebte zur Zeit des Königs Dabschelim. Seine Werke

wurden unter Nushirvan nach Persien gebracht, wo eine Uebersetzung ins Persische vorgenommen wurde. Später wurden auch arabische Uebersetzungen und von da Rückübersetzungen ins Persische vorgenommen.

Ich kann die Meißnerschen Fabeln lediglich mit einer englischen und einer französischen Uebersetzung vergleichen.[18]) Nach diesen Uebersetzungen zu schließen hätte Meißner — dessen Ausgabe ich nicht kenne — ziemlich frei mit seinem Stoffe geschaltet. Die Fiction, daß alle Fabeln am Hofe des Königs Dabschelin von einem Fuchsenpaare Kalila und Damna erzählt werden, die wohl dem Originale angehören dürfte, wird bei Meißner aufgegeben. Ebenso vermeidet er die Angabe des orientalischen Locales. Auch sonst gibts Aenderungen genug: V, 38 werden im Original nicht die Thiere selbst, die den Pact mit dem Löwen geschlossen haben, von ihm verzehrt, sondern sie haben ihm kleinere zum Fraße zu liefern. Nicht der Fuchs überlistet ihn der Allgemeinheit zu Liebe, sondern das Kaninchen, um sich das Leben zu retten. Sehr wahrscheinlich, daß Meißner wieder der Continuität des Thiercharakters zu liebe diesen Act der Schlauheit dem Fuchse übertragen hat. VI, 34 ist bei M. eine Milderung eingetreten: der vorwitzige Affe wird nicht tot geschlagen, sondern blos gefangen genommen. VII, 3 ist im Original humoristisch gefärbt. Der Einsiedler ist ein Gärtner, der Bär ist „mild and gentle" und eigens vom Gebirge herab gekommen, um sich Gesellschaft zu suchen. Dem entsprechend wird auch der Gärtner nicht getötet, sondern er verliert durch die Dienstfertigkeit des Bären nur einige Zähne. Die langathmige Moral der beiden Füchse behält Meißner nicht bei, sondern wendet die für seinen nächsten Zweck passendste an.

Neulateiner.

Neben den Fabeldichtern des Alterthums hat er sich auch mit den Neulateinern des 15.—18. Jahrhunderts beschäftigt, die, meist Jesuiten, sich mit der Bearbeitung und Herausgabe Aesops abgegeben haben. Es sind dies vor allen Lorenz Abstemius aus Macerate † nach 1505, Joachim Came-

rarius aus Bamberg 1500—1574, Eustachius Le Noble † 1711, Gabriel Franciscus Le Jai † 1734, Henricus Richerius Normannus † 1748, Antonius Lodovicus Le Brun † 1743 und Franciscus Josephus Desbillons, Ende des 18. Jahrhunderts. Sie alle haben aus den verschiedensten Quellen geschöpft, unter denen die von dem Frankfurter J. N. Nevelet 1610 neu herausgegebene Fabelsammlung des um 378 geborenen Rufus Festus Avienus eine große Rolle spielte. Die einzelnen Autoren hat Meißner theils aus Dresden bezogen, theils waren sie ihm in der Prager Universitätsbibliothek zugänglich. Zur Probe für die Behandlungsweise dieser Fabeln mögen einige Vergleiche mit Abstemius (15. Jahrhundert), Camerarius (16. Jahrhundert) und Desbillons (18. Jahrhundert) dienen.

Abstemius.[14])

Die Fabeln des Abstemius sind in lateinischer Sprache, in ungebundener Rede mit knapper Moral, ganz in Aesops Manier abgefaßt. Ich habe Meißners Fabel IV, 7, 13, 39, V, 39, 47, VI, 8, VII, 7 mit dem Original verglichen. Die Uebersetzung ist eine ziemlich wörtliche; die bekannten Principien werden auch hier befolgt. In IV, 7 (Abst. 72) muß die „vipera", die dem Igel gutmüthig Quartier gewährt, dem Maulwurf weichen, dem eine solche Gastfreundschaft mit größerem Rechte zuzutrauen ist; weniger geglückt ist es ihm in dieser Beziehung, wenn der besiegte Widder in IV, 31 sagt: Ich lerne mich selbst kennen! Bei Abst. 79 bereut er nur die Thorheit, einen so viel stärkeren Gegner zum Kampfe gefordert zu haben. In IV, 13 (Abst. 76) ertheilt der Vater dem Sohne, nicht der Hirte dem Kameraden die Belehrung vom Wolfe im Schafskleide, um dem Interessentenkreise der kindlichen Leser näher zu treten und so die Lehre zu verschärfen. Einmal führt er statt der knappen indirecten Rede, die lebhaftere oratio recta ein (VII, 7 = Abst. 54). Ein andermal modernisiert er: VI, 8 fällt ein „Schiffsbaumeister" die Bäume, bei Abst. 12 ist es der dominus loci domum aedificaturus. IV, 7 (Abst. 72) illuc se provolvens, er machte es sich bequem, spreitete sich aus.

In VII, 7 (Abſt. 38) iſt eine leichte Kürzung und Zuſammenziehung nachweisbar. Die Moral iſt in der gewohnten Weiſe behandelt: im lehrhaften Tone abgefaßt, einmal (VI, 8) durch ein Beiſpiel vom dürftigen Erafi illuſtriert, im ganzen mit dem Original übereinſtimmend, manchmal noch wirkſamer zugeſpitzt; z. B. Abſt. 12 Häßlichkeit hat auch ihre Vortheile, Meißner VI, 8 Verſpotte die Armen und Niedrigen nicht! Oft rettet Armuth und Niedrigkeit! u. ſ. w.

Camerarius.[15])

Die Fabeln des Camerarius gleichen denen des Abſtemius, nur iſt die Moral länger ausgeſponnen und mit hiſtoriſchen Beiſpielen, Sprichwörtern und dergleichen belegt. Mit dem Original habe ich verglichen: V, 18 (Cam. 139), VI, 15 (Cam. 68), VI, 18 (Cam. 243), VII, 15 (Cam. 268), VIII, 25 (Cam. 192). Einzelne Aenderungen aus den bekannten Gründen kommen vor. Die Darſtellung iſt breiter, verſtändlicher. Die Schwalbe, die die anderen Vögel warnt, hat ſchon manches Land geſehen, ſie geht in die Stadt und wird eine Freundin der Menſchen u. ſ. w. (V, 18). VII, 25 wird unter den Jahreszeiten, die dem Eſel nicht paſſen, noch der Frühling eingeſchaltet. Der Charakter der Thiere wird gewahrt. VI, 15 ſchnappt nicht eine „vulpecula“, ſondern ein Wolf den Löwen und Bären die Beute weg, VII, 15 entſagt der Wolf nicht freiwillig dem Fleiſchgenuſſe, ſondern um ſich ſo das Leben zu retten. Die Pointe wird ſchärfer zugeſpitzt: Statt wie bei Cam. 243 den Urtheilsſpruch des Eſels genau und breit mitzutheilen, ſpricht Meißner lieber von den Urtheilen der enttäuſchten Thiere (Guckguck und Nachtigall). Die langathmigen Nutzanwendungen des Camerarius hat er ausgelaſſen und dafür die gewöhnlichen eingeſetzt.

Desbillons.

Der Jeſuit Frz. Joſ. Desbillons hat 1763 zu Augsburg 10 Bücher Aeſopiſcher Fabeln herausgegeben[16]). Die Fabeln ſind in einem ſpäten Latein abgefaßt und in reimloſe trochäiſch daktyliſche Rhythmen gebracht.

Die Nutzanwendung ist gar nicht oder in einem einzigen Satze ausgedrückt.

Wir finden:

M. IV, 1 = D. V, 18		M. VI, 30 = D. VII, 20	
„ IV, 9 = „ VIII, 17		„ VI, 32 = „ IV, 17	
„ IV, 16 = „ I, 8		„ VI, 37 = „ IV, 19	
„ IV, 21 = „ X, 7		„ VII, 14 = „ V, 3	
„ VI, 28 = „ IV, 26		„ VII, 26 = „ IV, 20	

Meißner hat sich begnügt, die Fabeln in deutsche Prosa zu übertragen. Zweimal (IV, 5 und 21) wendet er die directe Rede an und belebt durch Rede und Gegenrede. Oefter zügelt er die übergroße Geschwätzigkeit Desbillons z. B. VI, 28, wo der Stier in jeder Weise die hartnäckigen Genossen zu erweichen sucht und VI, 37 die langen Warnungen des ehrlichen Alten an den Blumen suchenden Knaben. Sonst stimmen beide fast wörtlich überein. Was die Moral anlangt, so hat Meißner wieder die ihm passende angefügt, z. B. IV, 5 vom fleißigen Theodor, IV, 9 die Engelsche vom Herrn Witt, der so gut im Leben fortkam, weil er stets das Gegentheil von dem that, was die Narren machten.

Moderne.

Auch einzelne ganz Moderne hat er übersetzt, bezw. abgedruckt. Von Engländern u. a. John Gay (1688—1732), den Verfasser der bekannten beggar's opera, von Franzosen u. a. La Motte und La Fontaine, von Deutschen neben Pfeffel, Kazner und Meincke, besonders Lessing und Kretschmann. Gay beispielsweise hat er nur eine Fabel (VI, 26) entnommen. Es ist die 38. bei Gay [17]) „The turkey and the ant." Sie ist in gereimten iambischen Vierfüßlern abgefaßt, und bringt in den Eingangszeilen die Moral: Wir sind stets geneigt, andere zu tadeln und unsere eigenen schlimmeren Laster zu übersehen. Meißner hat die Fabel in Prosa aufgelöst; die mehr humoristischen Anschuldigungen der Henne gegen die Menschen, die bei Gay von den verschiedenen Zubereitungsarten spricht, werden bei Meißner ins Pathetische übersetzt; ebenso die Entgegnungen

der Ameise, die der Henne bei Gay vorwirft „daß sie um ein Frühstück Nationen ausrotte". Die Moral von Franz, Karl, ihren Aepfeln und dem Nachbarssohne hat Meißner stelbständig entworfen.

Lessing.

Auch drei Lessingsche Fabeln hat er abgedruckt und zwar Lessing, 1. Buch Nr. 5 Zeus und das Pferd, Nr. 27 Der Stier und der Hirsch, und 2. Buch Nr. 18 Zeus und das Schaf. Bei Meißner sind dies V, 48, IV, 15 und V, 12. Er hat diese drei Fabeln wohl wörtlich abgedruckt, konnte sich aber doch nicht enthalten, einige Correcturen Lessingscher „Provincialismen" vorzunehmen. In „Zeus und das Pferd" hat er beispielsweise Lessings „man will, ich sei eins der schönsten Geschöpfe" in „man sagt, ich sei 2c.", Lessings „reuend" in „reuevoll" verdeutlicht; Lessings „da verband sich der organische Stoff" schien ihm vermuthlich für die Jugend unverständlich und wurde weggelassen. Außerdem wurde jeder Fabel eine kleine moralische Nutzanwendung beigefügt.

Kretschmann.

In noch größerem Umfange, als sein Vorbild Lessing, mußte sich sein Freund Kretschmann eine „Bearbeitung" durch Meißner gefallen lassen. Er hat acht seiner Fabeln [18]) herübergenommen und für seinen Zweck hergerichtet. Vor allem mußten alle Fremdwörter hinaus: statt „Mozion" (K. 1, 37) wurde „Bewegung," für „Revierjäger" der „nachbarliche Jäger" gesetzt, statt „Courbetten" (K. 5, 180) „Sprünge" (M. IV, 35), statt „Cavalier" (K. 3,108) „Landmann" (M. V, 40). Ferner mußte auch in anderer Beziehung eine Reinigung vorgenommen werden: aus 1, 84 der Kater und die Maus wurde IV, 12 eine unverfänglichere Katze, und demensprechend aus „schönes Mäuschen" „Närrchen"; das erotische Moment konnte er nicht brauchen. Grobe Schimpfwörter müssen weichen. Aus „häßliches Vieh" 5, 180 wird IV, 35 „häßliches Thier". Der geographischen Wahrscheinlichkeit zu liebe wird aus dem Wachholderstrauche, unter dem der Luchs ruht (5, 167), ein Palmbaum IV, 23.

Ein größeres Pathos kommt in Anwendung. Die Maus spricht viel ernstlicher mit dem Kater, wie bei Kretschmann, die Walfischmutter hält ihrem Sohne eine Vorlesung über den Nutzen der Häringe; der kleine Walfisch darf denn auch nicht, wie bei Kretschmann, mit einem unehrerbietigen „Hm" antworten. Mit der Moral hat sich Meißner in doppelter Weise abgefunden: entweder er nimmt dieselbe wie Kretschmann, und zeichnet sie nur durch gesperrten Druck u. dgl. besonders aus (IV, 23, 28, 35,) oder er bringt auch hier seine Nutzanwendung für die Kinderstube an: V, 40 der kleine stolze Philipp wird durch seine Schwester über den Umgang mit Bauernkindern belehrt V, 44, der Sohn des Gelehrten erhält von seinem Vater Belehrungen über die Nothwendigkeit der niederen Stände.

Zeitgenössische Kritik.

Die beiden Buchausgaben der Meißnerschen Fabeln (Holtzman und Aesopische Fabeln für die Jugend) haben eine wohlwollende Würdigung gefunden. Bei der einen lobt man (Allg. d. Bibl. 59, 116) die für jeden Alterthumsfreund so interessante Erneuerung und die glückliche Art des Verfassers, Kürzungen und Veränderungen vorzunehmen. Die Lessingsche Fabel habe er sich dabei zum Muster genommen, ohne aber deshalb in jene Unverständlichkeit zu verfallen, die zu viel vom Leser voraussetzt. Bei der anderen (Allg. d. Bibl. 110, II, 560) wird anerkannt, daß eine Sammlung für die Jugend geeigneter Fabeln in der That bis nun gefehlt habe, und daß Meißner seiner Aufgabe, eine solche zu liefern, mit Geschmack nachgekommen sei. Er habe die Nutzanwendung bestimmter gefaßt, oder ihr eine für Kinder geeignetere Wendung gegeben, habe überhaupt vieles mit Rücksicht auf sein Publicum geändert und in zweifelhaften Fällen noch Winke für die Erzieher gegeben. Manche Moral sei aber noch nicht vorsichtig genug abgefaßt: die Anwendung des Wortes „Niedrigkeit" könne zu Zweifeln Anlaß geben. Andere seien geeignet, der Jugend falsche Begriffe zu geben: Bescheidenheit werde nicht oft, sondern selten im Leben belohnt; noch andere seien gezwungen und paßten nicht

zur Fabel. In den Fabeln selbst seien noch einzelne Verstöße gegen den Charakter der Thiere und die Beschaffenheit der Gegenstände zu verzeichnen: Kaninchen, die in einer Nacht eine Eiche unterwühlen; ein Löwe, der ein Hohngelächter ausstößt; Wachs, das ins Feuer springt u. s. w. Doch dies seien nur Kleinigkeiten, die bei einem „solchen Schriftsteller besonders auffielen."

In der That haben sich ja auch die Meißnerschen Fabeln, wie sich aus der Zahl ihrer Auflagen ergibt, großer und nicht ungerechtfertigter Beliebtheit erfreut.

VI. Abschnitt.

Gedichte.[1]

Eine Ausgabe der Meißnerschen Gedichte ist zu Meißners Lebzeiten nicht erschienen; erst Kuffner hat sie im V. Band der Gesammtausgabe zusammengestellt. Die Gedichte waren in einzelnen Zeitschriften und Taschenbüchern zerstreut; einzelne Cantaten sind selbständig erschienen.

Beckers Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde.

Abt. VI, 1776 Kuffner V, Nr. 24—31, („Zwei Schatten im Elysium", „Anrede an das Leipziger Parterre", „Wilhelm der Dritte", „An Mad. Seyler", Ariadne an Theseus", „An die spröde Fr.", „Jupiter und Venus") 100 („Röm. Annalen").

„ VII, 1777 Nr. 32—41, („Fritzens Morgenseufzer", „Epistel an Hrn. R.", „Wilhelminens Klage", „An einen Freund", „Kupidens Pfeile", „Der Kuß", „An Mad. J. B.", „Serenade", „Serenade", „An die reiche Doris.") 81 („Geburtstagslied.")

„ VIII, 1778 Nr. 42—48, („An Eliten", „Graf Friedrich", „Schön Ulrich", „Anrede einiger Indianer," „Auf ***", „Ständchen", „Tischlied".) 53 („An Eliten"), 90 („An den entschlüpften Amor"), 95 („Voltaire an den Mond"), 101 („Wanderungen der Musen"),

Abt. IX, 1778 Nr. 49—52 („Epilog", „Die Sächsin Adelheid", „Das verliebte Bürgermädchen", „Delila"), 54 („Henriette an Wilhelm") 101 („Wanderungen der Musen").

„ X, 1779 Nr. 55—66 („Die Lerche", „Bei widrigem Geschick", „Die Jüdin und der Christ", „Meine Königin", „Lied der Mädchen eine Braut", „Lied von der schwarzen Lise", „Lilla", „Elite und Cypris", „Als Mad. Mara in Leipzig sang", „Unter Lessings Bildnis", „Unter Hagedorns Bildnis", „An Mara"), Nr. 100 („Röm. Annalen" II.).

„ XI, 1780 Nr. 67—71 („Rundgesang der Freundschaft", „Epistel an Fr. D. O.", „Amor und Hymen", „Germania an den Frieden", „An Freund B—g").

Almanach der deutschen Musen (Schwickert).

1776, S. 194 („Dichterfrage").
„ 195 („Lottchens Wunsch").
„ 163 („Aristipp").
„ 266 („Der Witwer und sein Freund.")
} fehlt bei Kuffner.

1778, Nr. 76 („Bav").

1779, S. 152, Nr. 79 („Memnon und der Miethsoldat").

Deutsches Museum.

1778, II, 183. („Vorstellung eines Gespräches zwischen der selichst verblichenen Röm. kaiserl. auch zu Hungarn und Böheim kgl. Majest. Ferdinand III. Glorwürdigster Gedächtnus und einem vorübergehenden Wandersmann"; fehlt bei Kuffner).

1780. („Herzog Leopold und der Minnesänger"; fehlt bei Kuffner).

1782 Sept. Nr. 22 („An Mad. Hellmuth, als Julie Capulet").

1783 Januar Nr. 93 („Antwort").
April Nr. 5 („Lob der Musik").

Göttinger Musenalmanach.

1776—78 Nr. 16—18 („Wunsch und Nichtwunsch", „Die Nacht", „Das Mägdlein im Bette"). 21 („An Mad. Hellmuth als Alceste").

Hamburger Musenalmanach.

1777—79 Nr. 47, 48 („Ständchen", „Tischlied") 96 („Prolog").

1780 Nr. 12, 13 („Julchen an der Toilette", „Die weiße Frau").

1789 Nr. 10 („An mein Weibchen").

(Wiederabdruck in Mathissons lyr. Anthologie 1805.

Nr. 2, 5, 6, 8, 12, 13, 14.)

Reichards „Olla potrida".

1778 Bd. 1, S. 11 („Liebe" aus „Der Alchymist").

1778 Bd. 2, S. 195 Nr. 16 („Wunsch und Nichtwunsch").

1778 Bd. 2, S. 199 Nr. 18 („Das Mädchen im Bette").

1778 Bd. 2, S. 102 („An die Verwüster meines Vaterlandes"; fehlt bei Kuffner).

1778 Bd. 2, S. 206 („Auf einen jämmerlichen Kriegssänger"; fehlt bei Kuffner).

1779 Bd. 1, S. 11 („Als Julien ein Lied des Dichters mißfiel"; fehlt bei Kuffner).

Quartalschrift.

1784 1 St. Nr. 94, 81, 117—121 („Drei alte Gedichte von Rosenpluet").

2. St. Nr. 20 („Das Mädchen und der Jüngling" mit Musik von Schuster).

4. St. Nr. 87, 88 („Kalif Alis Moral", „Das Gemälde").

1785 2 Qu. 1 Heft Nr. 9 („In der Stunde der Prüfung").

3. Qu. 2 Heft Nr. 8 („An die Leichtgläubigkeit").

4. Qu. 2. Heft Nr. 78 („Negiaſchi"), Nr. 11 („Morgengeſang einer unglücklichen Liebenden" mit Muſik von Schuſter).

1786 2. Qu. 3. Heft Nr. 77 („Orpheus").
2. Qu. 5. Heft Nr. 19 („Trinklied").

Apollo.

1793 März Nr. 6 („Der Sommerabend", Muſik von Maſchek).
Sept. Nr. 7 („König Dionys").
Oct. Nr. 79 („Memnon").
Nov. Nr. 14 („Der Fels der Liebenden").
1794 März, April, Juni Nr. 102—116 („Volkslieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert").
1797 Juni Nr. 80 („Klage und Troſt").

Wiener Muſenalmanach auf das Jahr 1788.

S. 38 („Am Geburtstage meiner Braut"; fehlt bei Kuffner).

Jördens Berliner Muſenalmanach auf das Jahr 1791.

Nr. 15 („An Mademoiſelle E").

Beckers Taſchenbuch zum geſ. Vergnügen.

1794 ff. Nr. 73, 83—86 („An ein Frauenzimmer das den Dichter tadelte", „An Mademoiſelle B."), „Charade", „Räthſel").

Beckers Erholungen.

1800 Nr. 98 („Sinngedicht nach Owen").

Neuer deutſcher Merkur 1807 und Neue Berliner Monatsſchrift 1807.

Nr. 87 („Elegie auf meine Tochter").

Selbſtändig ſind erſchienen:

Nr. 5. Lob der Muſik. Mit Muſik von Capellmeiſter Schuſter. Leipzig 1784.

Nr. 3. Cantate Sr. Majeſtät Leopold II. gewidmet. Muſik von Koželbuch. Prag 1792.

Nr. 4. Böhmens Dankgefühl, eine Cantate, Prag 1797. Musik von Maschek.

Empfindungen der Freude bei der frohen Wiederkehr des Friedens. Musik von Mozart. Prag 1797.[2])

Beurtheilung.

„Der versificierenden Muse hab' ich fast ganz Abschied gegeben, weil mir das Mädchen ohnehin nicht sonderlich wohl wollte." So schreibt Meißner am 1. März 1780 an Goekingk und in diesem Jahre ist auch im Großen und Ganzen die lyrische Production Meißners zu Ende, mit der er 1776 seine litterarische Laufbahn begonnnen hatte. Die Kritik (Allg. d. Bibl. Anh. zum 25.—36. Bd. S. 762,) hat auch ziemlich hämisch über des „wackeren Herrn Meißner Fähigkeit zu reimen" geurtheilt. Charakteristisch für seine Begabung ist es, daß zwei Arten des Gedichtes alle anderen überwuchern: das Gelegenheitsgedicht und die gelehrte Uebersetzung und Erneuerung. Wie alle Meißnerschen Producte sind übrigens auch seine Gedichte stark nach Quellen gearbeitet; in der Vermittelung der Quellen liegt der Hauptwert der Meißnerschen Poesie. Rhythmisch und metrisch finden wir mit Vorliebe den Gebrauch des Jambus, Trochäus, Daktylus. Antike Metra oder solche, die schwierig zu behandeln sind, hat er nicht gewählt; auf einzelne Lieder, wie Nr. 16 und 56 hat er aber viel Sorgfalt verwendet. Im Jambus bevorzugt er den stumpfen Ausgang, einmal, Nr. 35, wendet er ihn abwechselnd stumpf und klingend an. Die Reinheit des Reimes wahrt er strenger wie z. B. Bürger, doch reimt er bräu'n und rein, Thränen und Stöhnen, Seele und Höhle gang unbedenklich. In der Wortbetonung läßt er sich manches hingehen: z. B. Charitinnen (—⏑—⏑), Huldgöttinen (—⏑—⏑), eine im 18. Jahrhundert freilich ziemlich allgemeine Nachlässigkeit. Besondere Kunstmittel wendet er selten an, den Refrain beispielsweise nur zweimal. Neben dieser poetischen Thätigkeit finden wir noch Gruppen von Gedichten, in denen er seine Zugehörigkeit zu der einen oder andern einflußreichen litterarischen Schule darthun wollte; sei es nun, daß er sich im

antikisierenden Liebesliede der Anakreontiker versucht, das patriotische Kampflied der Barden angestimmt, das archaistische Volkslied Bürgers und der Göttinger nachgesungen oder eine an Bürger anzuknüpfende parodistisch-frivole Behandlung des classischen Alterthums vorgenommen hat. Seine Poesie steht überhaupt vornehmlich unter dem Zeichen Bürgers. Daneben hat er das spitze Lessingsche Epigramm nachzubilden versucht oder mit Goekingk Episteln verfaßt.

1. Gelegenheitsgedichte.

a) Cantaten.

Wie Wieland und Bürger, wie Ramler, Gerstenberg und Goekingk, wie Gotter und Alxinger, kurz, wie alle Welt im 18. Jahrhundert, so hat auch Meißner Cantaten verfaßt, die von einem beliebten Tonkünstler in Musik gesetzt und an festlichen Anlässen gewöhnlich durch Männerchöre öffentlich aufgeführt wurden. Die Cantate, italienischer Provenienz und hier zuerst im 17. Jahrhundert nachweisbar, war im 18. Jahrhundert mit geistlicher und weltlicher Tendenz gleich beliebt; die letztere Gattung hielt mit der Fortentwickelung der Oper gleichen Schritt. Die hervorragendsten Tonkünstler wie Bach, Mozart, Händel, Haydn, Weber, Naumann haben sich mit der Composition von Cantaten befaßt. Sie sind in der Form dramatisch, im musikalischen Theile wechseln Arien und Recitative ab. Die Meißnerschen Cantaten behandeln in ihrer Mehrheit einen höheren, allgemeineren Stoff; nur drei von ihnen (Nr. 3, 4 und 48) sind einem besonderen Anlasse geweiht. Das menschliche Leben mit seinen Fährlichkeiten und seiner beständigen Beeinflussung durch Furcht und Hoffnung; Gott und die Eigenschaften seiner Allmacht und Allgüte; die Musik und ihr großer Einfluß auf alle menschlichen Herzen; die Dankbarkeit eines Volkes gegen seinen friedliebenden Fürsten und gegen den Feldherrn, der es vor einer verheerenden feindlichen Invasion bewahrt hat; die frohen Empfindungen bei Wiederkehr des Friedens — das sind die Stoffe, die sich Meißner für seine Cantaten aussucht.

Für musikalische Abwechlung ist gesorgt: in der Regel sind es zwei Chöre, die auftreten, von diesen lösen sich dann allgemach einzelne Stimmen ab, die erst zu zweien und dreien, dann einzeln ihren Gesang anstimmen. Auch für Soli ist Gelegenheit zur Entfaltung geboten, nicht minder für die einzelnen Stimmlagen (Männer, Greise, Knaben 2c.). Die Texte sind in freien trochäischen Rhythmen abgefaßt. Die Ausdehnung ist eine beträchtliche, so daß die Aufführung eine mehr als gewöhnliche Zeitdauer in Anspruch genommen hat. Die Meißnerschen Cantaten scheinen bei Componisten und Publicum nicht unbeliebt gewesen zu sein. Mittlere Tonkünstler wie Maschek, Himmel, Koželuch, Schuster haben sich stets zur Vertonung bereit gefunden; wie wir gesehen haben, hat selbst Beethoven Verhandlungen in dieser Richtung mit Meißner angeknüpft. Für wichtige Anlässe, wie die Königskrönung Leopolds oder die dem Andenken Mozarts geweihte Akademie wurde Meißner mit der Anfertigung der Festcantate betraut.

b) Gesellige Lieder.

Meißner hat Trinklieder, Geburtstagslieder, verschiedene Lobgedichte auf Schauspielerinnen und einige gesellschaftliche Kleinigkeiten versificiert. Wie Bürger („Ich will heut bei ja und nein") hat er sich mit der Bearbeitung eines populären Studentenliedes befaßt. Sein Trinklied (No. 19) ist eine sehr freie Uebersetzung des Gaudeamus igitur, von dem bereits 1717 (von Günther) und 1774 („Brüder laßt uns lustig sein") deutsche Uebersetzungen erschienen waren, die aber mit Meißners Verdeutschung in keiner Beziehung stehen.[3]) Er hat sich zugleich bestrebt, das Lied zu verfeinern und es salonfähig zu machen. Damit hieng es zusammen, daß eine Reihe von empfindsamen Bildern und Vergleichen eingeführt wurde: post iucundam iuventutem: — sind die Rosen abgeblüht; vita nostra brevis est, brevi finietur: Schneller als die dünne Luft — leichte Pfeile theilen — Brüder wird zur nahen Gruft — unser Leben eilen; vivant omnes virgines: Mädchen die mit Rosenmund unsren Lippen winken 2c.; vivant et mulieres: Weibchen. deren Nektar-

kuß — Jede Grille scheuchen muß ꝛc. Und ganz besonders die letzte Strophe:

Pereat tristitia, pereant osores,
pereat diabolus, quivis antiburschius
atque irrisores.

Und auch endlich Spott dem Mann
Der, wenn Gläser blinken,
Fühllos sie erblicken kann
Spottet, wenn wir trinken!
Durst, wie im verbrannten Sand
Hagar und ihr Sohn empfand,
Beff're seine Kehle.

Dem erweiterten Hörerkreise entsprechend ist die Strophe „Vivat academia etc." ausgefallen, das „vivat et res publica et qui illam regit" ist aus aufkläreriſchen Gründen stark abgeschwächt. Die ganze Uebersetzung ist zwar etwas schwülstig und überladen, aber geschickt und gewandt und jedenfalls dem „Tischliede" (Nr. 48) weit vorzuziehen. Dieses ist ganz im Stile und mit den gewöhnlichen Mitteln der deutschen Anakreontiker verfaßt und durch einen auffallend platten Schluß entstellt:

Trinkt und scherzet, lacht und küßt
Bis der trübste Hypochonder
Seinen stummen Gram vergißt.

Der „Rundgesang der Freundschaft" (Nr. 67) ist ein in flotten daktyliſchen Strophen geschriebenes Tischlied, das die Freundschaft und ihre Wunder in der Voß und den Göttingern eigenen Art des Rundgesanges preist.

Hierher zu rechnen wäre auch das Geburtstagslied an Rupert Becker, (Nr. 93) das aber weit origineller als die früheren gerathen ist und in heiterer, liebenswürdiger Weise das jugendliche Alter des Freundes und seiner poetischen Versuche behandelt und in gutmüthiger Ironie lobpreist. Für Meißner charakteristisch ist das an seine Frau zu ihrem ersten in der Ehe gefeierten Geburtstage gerichtete Gedicht (Nr. 10). Es enthält Aufschlüsse über das Verhältnis zu seiner Braut und seine gegenwärtige Lage, klagt über Feinde und Zurücksetzung und schließt

mit einer sehr ungelenken Mahnung an die junge Frau, durch das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung Leben und Sterben zu versüßen. Ein weiteres Geburtstagsgedicht ist Nr. 38, das abwechselnd in Versen und Prosa abgefaßt, ein Wielandsches Sujet in einer Wielands „Grazien" genau nachgebildeten Form behandelt und in ganz gewandter Weise das Geburtstagskind als eine Tochter der Götter, beschenkt mit den besten Gaben der einzelnen Göttinnen, feiert. Aeußerst trivial ist dagegen das Geburtstagsgedicht an Demoiselle E** (Nr. 15), das die Gefeierte in banalster Weise mit der Rose und Perle, Ranunkel und Ceder vergleicht.

Eine weitere Abtheilung bilden

c) seine Theatergedichte,

in denen er beliebte Schauspielerinnen in überschwänglicher Weise preist (Nr. 20—23, 63) auch in Form von Prologen (Nr. 25 und 96) in denen er Gelegenheit nimmt, sein litterarisches und dramatisches Programm zu entwickeln und auf die Muster unter den deutschen Bühnenschriftstellern, Lessing, Engel, Weiße hinzuweisen.[4]) Aehnlichen Inhaltes sind die entweder in Epistelform verfaßten oder als Dedication verwendeten Gedichte mit rein litterarischer, zumeist polemischer Tendenz. Es sind dies Nr. 33, das von den beständigen Schwankungen des deutschen Litteraturgeschmackes spricht und eine weise Auswahl empfiehlt, Nr. 55, das von den Dichtern verlangt edel, rein und einfach, wie die Lerche, zu singen und sich nicht durch Fürstengunst und Verwälschung der litterarischen Neigungen des Publicums von ihrer großen Bestimmung abbringen zu lassen, Nr. 68, das gleichfalls Klagen über die Unbeständigkeit des deutschen Publicums bringt, aber die erfreuliche Wendung zum besseren, die erwachende Schätzung Lessings, Goethes und Bürgers constatiert (es ist 1779 verfaßt) und Nr. 93, in dem er seinen Grimm gegen Kritiker und Publicum wegen der Aufnahme seines Alcibiades freien Lauf läßt.[5])

2. Episteln.

In Nr. 33 und 68 hat er die Goekingksche Epistelform nachgeahmt. Wie bei Goekingk sind diese beiden Stücke an einen bestimmten Adressaten gerichtet und wie bei Goekingk verbreiten sie sich über allgemeinere (hier litterarische) Verhältnisse. Im Metrum und der Strophengliederung ist er ziemlich frei. Das Maß ist trochäisch-daktylisch. Die Strophen sind von sehr verschiedener Zeilenzahl. Episteln im weiteren Sinne, mit den einschlägigen Bürgerschen Arbeiten übereinstimmend sind Nr. 72, eine deutsch-patriotische an Gleim für seine Kriegslieder gerichtete Huldigung, Nr. 29, eine etwas philiströse Mahnung an einen „jungen gluterfüllten Mann," sich von Ausschweifungen jeder Art fernzuhalten und sich ganz der Wissenschaft zu weihen und Nr. 71, eine Aufmunterung an einen vor der Schwierigkeit der Dichtkunst zagenden Freund: Geduld sei auch bei der Poesie von Nöten und man dürfe nicht erwarten, sogleich ein Ramler oder Bürger zu werden.

3. Erotisches.

Die Meißnersche Erotik steht — von einigen wenigen später zu besprechenden Gedichten abgesehen — ganz im Banne der Anakreontik des 18. Jahrhunderts und auch die Beziehungen zur galanten Lyrik des 17. sind noch leicht nachweisbar. Die Alabasterhand, der Marmornacken, das blaue Auge, der Purpurmund der Geliebten sind Ingredienzen, die Meißner mit Vorliebe für seine Gedichte verwendet. Ebenso behält er das schäferliche Costume bei, die beliebten Namen wie Themire, Elite, Cypris, die Vergleiche mit den Amoretten, Charitinnen, die zahlreichen Beziehungen auf die antike Mythologie; besonders Cythere, Amor sind häufig anzutreffen. In der Form schließt er sich dabei auch an Neuere an, so ist beispielsweise der Refrain in Nr. 54 Bürgerschen Ursprungs. Der Inhalt erhebt sich nirgend über die conventionellen Situationen des Liebesliedes: die spröde Geliebte nimmt alle Gedanken und Gefühle des Liebenden in Anspruch, so daß er für alles andere untaug-

lich wird (Nr. 42) oder der Liebhaber hält der Geliebten vor, wie frevelhaft es sei, so große Reize ungenossen welken zu lassen (Nr. 30; ein beliebtes Motiv der galanten Lyrik), er fleht sie um den Lohn seiner Liebe an (Nr. 39) und scheut ihretwegen selbst die bitterste Winterkälte nicht;[6]) das Mädchen grämt sich um den kalten Geliebten (Nr. 54); die Geliebte ist durch nichts auf Erden zu übertreffen, der Liebhaber verschmäht selbst „Kaiserthron und Königreich" um ihretwillen, und erbittet von der Vorsehung nur Vereinigung oder Tod (Nr. 58). Sie ist in Gutem und Bösem das Abbild der Göttin der Liebe (Nr. 62), sie entflammt selbst Thiere und Pflanzen, Bach und Wolke zur Liebe und erregt Jubel, wohin sie auch kommt — nur dem unbefriedigten Liebhaber erregt sie Leid (Nr. 61); der schlimme Amor hat den Liebenden ganz verlassen (Nr. 96); der Reiz der Geliebten geht über Rang und Stand (Nr. 35); der Liebhaber hat die Geliebte gekränkt und erbittert ob dieses Verbrechens in einer an die Tendenz von Bürgers „Nachtfeier der Venus" erinnernde Strophe die Verzeihung des Himmels und der Geliebten:

Ewiger! in jener Sphäre,
Geh' nicht mit mir ins Gericht!
Ewiger! in dieser Sphäre,
Hasse mich Elite nicht! (53)

4. Bardenpoesie.

Seinem Verkehr mit Kretschmann und offenbar auch diesem zu liebe sind zwei patriotische Gesänge im Stile des Rhingulph entsprossen: Nr. 50 „die Sächsin Adelheid" beruht gewiß auf keinem älteren Liede, sondern ist von eigener schwerfälliger Composition. Das Motiv ist antik — die Mutter opfert den Sohn freudig für Vaterland und Freiheit. Die Form ist in beständig wechselnden, bald steigenden, bald fallenden freien Rhythmen abgefaßt und ist ein ziemlich wirres Abbild dessen, was Meißner für alterthümlich gehalten haben mag; vereinzelt kommen auch Ansätze zur Allitteration vor. Dazwischen fällt er wieder so ziemlich aus dem Tone, wenn er von Despotenfessel, von Jehovah u. dgl. spricht. Besser gelingt ihm Nr. 70,

wo er in pathetischen iambischen Trimetern das Glück des Friedens preist und Friedrich dem Großen „dem noch nie erreichten König, Gottes Meisterstück", und Josef dem II. „zu seiner eigenen Ehre und Theresens Ruh' Lorbeeren sonder Blut" zu erwerben räth, ferner die bei Kuffner fehlende Ode „An die Verwüster meines Vaterlandes", die den Unterschied zwischen geordneter Kriegsführung und blindem Morde zum Gegenstande hat.

5. Lyrische Gedichte selbständigerer Art.

Von diesen fremden Mustern, in denen seine eigene dichterische Individualität vollkommen aufzugehen drohte, hat er sich aber in einigen wenigen Gedichten, die sich zumeist mit stark persönlichen Verhältnissen beschäftigen, einigermaßen emancipiert. Zu den gelungeneren Gedichten Meißners zählt Nr. 17 „Die Nacht". In gut gebauten sechszeiligen trochäischen Strophen wird das Wesen einer lauen mondhellen Nacht und deren Einwirkung auf den Menschen geschildert und schließlich der tröstliche Ausblick auf den Morgen gewährt. Eine etwas trockene unbeholfene Manier ist auch hier unverkennbar. In dieselbe Kategorie gehört Nr. 6, „Der Sommerabend", der mit idyllischer Behaglichkeit anhebt, die erquickende Wirkung des Abends auf Mensch und Thier darthut und mit dem Ausblicke schließt, es würde auch im Leben nach Arbeit und Schwüle, Ruhe und Kühle folgen. Für diese beiden Gedichte ist offenbar Boies „An den Abend" (1770) Muster gewesen, ohne daß man aber darum von einer directen Anlehnung sprechen dürfte. Rein persönlich sind Nr. 16, das die Vorsehung nicht um ein glänzendes, aber um ein erträgliches Los anfleht, und Nr. 56, das den Schöpfer um Muth und Kräftigung gegen alle Anfeindungen bittet, denn

Dulde Schweiß und Hitze
Wer zur Alpenspitze
Stolz sich schwingen will!
O! mein ganz Bestreben
Sei, im Thal zu leben
Schattenvoll und still!

und Nr. 91, das die Eifersucht der Gattin auf etwaige Vorgängerinnen bannen will. Das bedeutendste in diesen persönlichen und Familiengedichten, ja vielleicht das einzige bedeutende unter all seinen Gedichten ist die wenige Tage vor seinem Tode gedichtete Elegie auf seine vor ihm geschiedene Tochter Elvira (Nr. 89). Ein rührender Zweifel des selbst Schwerkranken, ob ein Wiedersehen nach dem Tode zu erwarten sei, oder nicht, spricht sich darin aus:

Sei es Traum, daß wir sie finden,
Dort in einem schönern Licht!
Also will ich dennoch träumen,
Bis das Auge starrend bricht!

In ergreifenden Worten wird der Schmerz des Vaters um die so früh dahingeschiedene ausgesprochen:

Holde Theure! Was du mir gewesen,
Faßt kein Ausdruck —
Und von meinem Wesen [1])
Wirst du unzertrennlich sein.

6. Moralische Gedichte.

Eine weitere Gruppe bringt einige den 70er Jahren angehörige Gedichte mit ausgesprochen lehrhafter Tendenz: z. B. No. 7: der weise Tyrann Dionys heilt einen seiner Unterthanen in scheinbar rauher, im Grunde aber höchst wohlthätiger Weise von dem Laster des Geizes. No. 36: Amor habe, über seine Ohnmacht grollend, seine Waffen und sein Amt zurückgelegt, bis ihm endlich Venus Widerhacken für seine Pfeile verliehen und so Lust und Leid der Liebe dauernder gestaltet habe. (Ein anakreontisches Motiv.) No. 88: Ein alter Bauer habe sich glücklich im Besitze eines vermeintlichen Dürer gefühlt, sei aber von einem Kenner höhnisch über die Wertlosigkeit seines Bildes aufgeklärt worden, was nun den Bauer ganz ungemein betrübt habe; so machten es Leute die wahllos die Aufklärung unter die Massen trügen. Wuchtiger und nicht in das zierliche Gewand der Erzählung gekleidet, ist die in 17 sechszeiligen Strophen (trochäischen Trimetern) gekleidete Anklage gegen die „Leichtgläubigkeit" (No. 8). Das

große Unheil, das dieſe allenthalben anrichtet, wird da in ätzender Weiſe nachgewieſen: die Unbildung, die ſie in niederen Volksſchichten verbreitet, den Fanatismus, den ſie im Prieſter, die Ungerechtigkeit, die ſie beim Richter hervorruft, die Grübeleien der Adepten, die falſchen Hoffnungen des Scriblers, das Unheil, das ſie durch liſtige Verführer und treuloſe Weiber anrichtet, das und vieles andere wird ihr hier vorgehalten und ſie ſelbſt wird als ſchreckliches Ungeheuer hingeſtellt.

7. Epigramme.

Im Epigramme, das er ganz nach Leſſings Muſter, mit Leſſings Tendenz, ſelbſt mit Leſſings Namen zu verwenden ſuchte, hat Meißner nur wenig Glück gehabt. Die präciſe und pointierte Formulierung eines Gedankens iſt ihm, der an behagliche Breite gewöhnt war, nicht gelungen. Seine Epigramme haben alle keine rechte Pointe. Der 18jährige Fritz klagt, ſchon ſo lange vergeblich auf einen Kuß zu warten, während Adam ſchon nach zwei Tagen ſein Weibchen gehabt habe (Nr. 32); das Mädchen, das wegen eines geraubten Kuſſes zürnt, ſoll ihn von den Lippen des Räubers wieder holen (Nr. 37); die Geliebte ſoll ſein Herz ſelbſt fragen, was es für ſie fühle, denn ſie beſitze es ja (Nr. 65). Schmeicheleien fallen etwas dürftig aus: der Maler habe die ſchöne Freundin nicht zu ähnlich darſtellen dürfen, um nicht eine Schaar neuer Pygmalions zu ſchaffen (Nr. 46), oder auch, weil die Kunſt nur mittleren Reiz darzuſtellen vermöge (Nr. 82). Im gleichen Tone ſind ſeine Huldigungen an berühmte Männer: nicht möge der Dichtkunſt Tag mit Leſſing vergehen, ſo wie er mit ihm gedämmert habe, ſchreibt er leidlich geſchickt unter Leſſings Bildnis (Nr. 64), aber ſehr plump an Hagedorn (Nr. 66)

Hell wie der Bach, ſtark wie der Wein
Von Flecken und von Laſtern rein,
Kurz — ganz wie Hagedorn ſoll Leib und Seele ſein!

Nicht viel feiner ſind ſeine Ausfälle geſchliffen; Grobheit tritt an Stelle des Witzes: Doris gleicht „dem oberſten Herrn Engel — der vom Himmel fiel“ (Nr. 41). Der Dichter Bav hat

gut an seinen Kopf schlagen — er pocht an ein leeres Haus (Nr. 76 Starke, aber mißlungene Anlehnung an Lessing). Die Dame, die ihm zürnt, weil er sie nicht mit der Venus verglichen, wird der Eris gleich gesetzt (Nr. 73). Wagt er sich mit Lessing ins pikante Gebiet, so ist er sofort im obscönen: leidlich gelungen ist noch „Delia" (Nr. 52), von unglaublicher Rohheit, angeblich aus dem Französischen übersetzt, ist aber „Loth" (Nr. 97). Auch in der Wahl der Stücke, die er sich zur Uebersetzung ausgesucht hat, ist er diesmal nur theilweise glücklich gewesen; der Sinn für das Epigramm muß ihm ganz abgegangen sein. Wie matt ist Montaignes „Anrede einiger Indianer an den Cortes" (45), oder gar Voltaires „An den Mond" (95). Besser hat er es mit den Epigrammen des Joannes Owenus getroffen, die er zwanzig Jahre später, als seine übrigen versificierten Arbeiten publiciert hat.[8]) Owenus, ein Zeitgenosse Shakespeares, in Oxford und London lebend, schrieb in lateinischer Sprache Epigramme von großer Schärfe und doch anmutiger Form, die vor und nach Meißner eine Reihe von deutschen Uebersetzungen und Bearbeitern fanden.[9]) Meißner hat 23 dieser Epigramme übersetzt. Viele hat er aus dem ihm wohl wenig geläufigen elegischen Metrum in weniger fremdartige Maße übertragen — zum Theile auch deshalb, weil ihm die durch ein, höchstens zwei Distichen gebotene Knappheit nicht erreichbar war, z. B.:

Du fragst, was ist der Tod? Die Frage kannst du sparen;
Denn tot war ich noch nie;
Bin ich es einst — komm nach! dann sollst du es erfahren.
Und noch erfährst du es, für dich, wohl viel zu früh.

Dagegen Owen I. Buch Nr. 77:

Mors quid sit rogitas? Si scirem mortuus essem
Ad me, cum fuero mortuus, ergo veni:

Daß er auch in der Uebersetzung die Pointe verwässert hat, ist nicht zu verwundern. Noch ein zweitesmal ist ihm das zugestoßen:

Erasmus v. Rotterdam.

Er schrieb der Narrheit Lob, doch nennt man ihn den Weisen
Für Narren schilt man die, die — [illegible]t preisen.

Wie viel witziger Owen VI, 65:

Stultitiam non tu laudasti solus Erasme
Te laudant multi, stultitiamque tuam.

Die sonstigen Aenderungen sind nur unbedeutend; sie beziehen sich lediglich auf die durch Aenderung des Metrums bedingten sprachlichen Aenderungen: kleine Zusätze (z. B. „Rechtfertigung des Glückes": Grundlos ist die alte Klage; Owen Nulla mala est fortuna etc.), malende Beiwörter (z. B. „Lisimons Ehe": der wüste Lisimon) u. dgl. m.

In das Gebiet des Lessingschen Epigrammes führt uns auch Nr. 34 „Wilhelminens Klage über den Tod ihrer Lieblingskatze." Diese lange, über drei Octavseiten füllende, in ungeordneten gereimten Trochäen abgefaßte ironisierende Elegie, die den Schmerz eines jungen Mädchens über den Tod ihrer Katze, die Anpreisung ihrer trefflichen Eigenschaften, die Verwünschung des Todes, alles das mit aufklärerischen Anspielungen gewürzt, enthält, ist nichts anderes, als eine erweiterte, verflachte und plumpere Nachahmung der Lessingschen Grabschrift auf einen Affen.[10]) Die Meißnersche Elegie ist genau neunmal so lang, wie das Lessingsche Epigramm. Sie ist zudem des Lessingschen Doppelsinnes beraubt; nichts desto weniger stimmt Meißner doch im Aufbau ganz mit Lessing überein. Lessing: „Hier faulet Mimulus, ein Affe." Meißner: „Ach sie ist, sie ist dahin." Dieser Gedanke wird in 40 Zeilen variiert, immer und immer wieder gebracht und mit scherzhaften Ueberschwänglichkeiten geschmückt. Dann folgen bei Lessing die Eigenschaften des Verstorbenen: „So zahm, als in der Welt kein Affe" ꝛc. Bei Meißner in 32 Zeilen gleichfalls eine mit mädchenhaftem Enthusiasmus (Wilhelmine spricht selbst) gegebene Schilderung der Tugenden der Verblichenen. Der epigrammatische Schluß („ein ganz originaler Affe") hat dann Meißnern nicht gepaßt und er hat statt dessen einen empfindsamen dazu gedichtet. Nach einer anderen Seite führen uns die

8. antiken Travestien.

Jene witzelnde, die griechische Götterwelt zugleich bespöttelnde und modernisierende Manier, wie sie bereits in dem Kreise der „Bremer Beiträge" (Giseke) und der Anakreontiker (Michaelis) vereinzelt aufgetaucht ist, wie sie Wieland in den komischen Erzählungen, im „verklagten Amor", den Göttergesprächen 2c. aufgebracht, Bürger in den „Neuen weltlichen hochdeutschen Reimen" [11]) u. a. aufgenommen und später Blumauer auf die antike Geschichte überhaupt angewendet hat, hat auch Meißner einigemal verwendet. Zeus wird als verliebter alter Sünder, Aphrodite als Buhlerin hingestellt (Nr. 31), Orpheus als lächerlicher Schwärmer, der statt sich des Verlustes seiner Gattin zu freuen, sie noch mit Todesgefahr zurückbringt. Ganz in dieser Manier sind die „Römischen Annalen" geschrieben; sie zeigen die ersten zwei „Proben" eines geplanten Epos, das die römische Geschichte travestieren sollte und reichen vorläufig von der Liebesstunde des Mars und der Ilia bis zur Ermordung des Romulus. Die Annalen — 7 Jahre vor dem Erscheinen von Blumauers Aeneis erschienen — schließen sich ganz an Bürgers „Neuhochdeutsche weltliche Reime". Die Schlüpfrigkeit ist nach Bürgers Vorbild mit Bedacht bis auf den äußersten möglichen Punkt getrieben, die Modernisierung wie bei Bürger möglichst grell durchgeführt: Mars wird Eure Majestät angesprochen, die Frauen heißen Miß Ilia und Milady Romula, Remus citiert Swift, die Sabinerinnen reden von Mephistophel; Philologen, wie Götz und Crusius, dem Meißner von der Dresdener Bibliothek her grollte, erhalten ihre Hiebe; gegen Meißners Gewohnheit sind ganz nach Bürgers Manier fremdsprachige Phrasen in Menge eingeflickt. Bürger: Post Christum natum, ... non est dictum, chère enfant, comme ça, ma foi, per dio, qui pro quo, mores, auditores. Meißner: par quel hazard, a la papa, in flagranti vitio, en fricassée, pater patriae etc. Die Bürgersche Tonmalerei wird noch überboten: Hurli! Burli! Bum! Bum! Bum! Kurz, hier ist Meißner ganz unter Bürgerschem Einflusse, dem er in einer weiteren Gruppe seiner Gedichte völlig u[illegible] war.

9. Balladen nach Bürgers Muster.

Wie im Epigramme, so hat sich auch in der Ballade Meißner ein berühmtes Muster gewählt, nach dem zu arbeiten er sich vorgenommen hat; auch diesmal ließ ihn aber seine Begabung im Stiche und er vermochte nur matte und unbeholfene Copien seines Originales zu stande zu bringen. Ein Mädchen wird während der Toilette von einem „grausen Furchtgerippe" heimgesucht, das eigens vom Cocyt entlassen wurde, um der spröden Schönen die traurigen Folgen einer ungenützten nicht der Liebe geweihten Jugend zu demonstrieren (Nr. 12); ein weibliches Gespenst ist zu ewiger Qual verdammt, weil es auf Erden sich der Untreue schuldig gemacht hat (Nr. 13). Diese conventionell grausigen Stoffe entsprechend darzustellen, ist ihm aber nicht gelungen. Die Prosa und Nüchternheit schlägt ihn immer wieder in den Nacken: Die Gespenster reden beispielsweise immerwährend von „Tag" und „Nacht" in der Hölle — eine etwas nüchterne Auffassung der Zeiteintheilung im Jenseits; einmal erklärt der irrende Geist, er trage Höllenschmerz in sich

„mehr, als ich kann erzählen"

Ein Gespenst, das erzählen will, dem aber die Worte fehlen, ist jedenfalls eine sehr rationalistische Auffassung. Nicht besser sind ihm zwei Balladen oder balladenartige Gedichte mit politisch aufklärerischer Tendenz gelungen. Das eine, Nr. 24 „Der Fels der Liebenden" erzählt die Flucht eines Liebespaares und dessen freiwilligen Tod; es ist eine Uebersetzung aus dem 6. Buche von St. Florians „Gonsalvo di Cordova" und ist auch von Arnaud in den „Delassements" unter dem Titel „Le rocher des amants" in Novellenform behandelt worden. Die eingefügten aufklärerischen Pointen wie

Haben nicht der Fürsten Töchter
Auch ein Herz?

oder der Schluß

Tyrannei kann töten, trennen
Kann sie nicht'")

macht die schon an und für sich grelle und crasse Färbung nicht erfreulicher. Immerhin ist sie aber noch weit gelungener, als das zweite, selbständig concipierte Tendenzgedicht, das, als Ballade oder vielleicht gar als Volkslied gedacht, zu dem Nüchternsten und Poesieloseſten gehört, was Meißner geschrieben hat. Es ist Nr. 57 „Die Jüdin und der Christ.“ Das Gedicht löst die Frage der Verbindung der Angehörigen beider Religionen gerade entgegengesetzt, wie das ergreifende Volkslied:[18]) in Nachahmung Lessings und im Stile der Aufklärer wird der Judenhaß als „nur dem Pöbel zugehörig“ erklärt, die Jüdin läßt sich taufen und die Hochzeit wird gefeiert. Ein sonderbarer Stoff für eine Ballade und in der ganzen Behandlungsweise geeignet, das Gegentheil von der beabsichtigten Wirkung hervorzubringen. Ganz lächerlich aber ist das als „Ballade“ direct bezeichnete „Mägdlein im Bette“ Nr. 18. Meißner unternimmt da offenbar den Versuch, die Bürgersche Form zu übertreffen und inhaltlich sich an dessen gröbste Stücke anzuschließen. Ein Jüngling schleicht sich um Mitternacht in die Kammer eines Mädchens und ist schon auf dem besten Wege, das Glück der Liebe zu genießen, als er überflüssigerweise nochmals um Gewährung bittet, worauf er von der Mutter vertrieben und vom Mädchen noch verhöhnt wird. Dabei ist nach jeder dritten, der im viermal gehobenen Jambus abgefaßten Zeilen abwechselnd ein „Heysa! heysa! und ein „Trallala!“ eingeschoben, was zuweilen die tollsten Effecte hervorruft z. B.

„Als sie im Mondglanz ihn ersah
Und bangend rief: Wer ist denn da?
Trallalla!“

oder

„Ich kenne meines Standes Pflicht
Heysa! heysa!“

Also ein mißglückter Jugendversuch (1778), der im Bestreben, es Großen gleichzuthun und dem Publikum Pikantes zu bringen, gründlich fehlgegangen ist. Ueberraschen aber muß es, wenn Meißner in einem Briefe an Mathisson von 1804 gerade diese und die vorher charakterisierten Balladen als seine

besten poetischen Producte bezeichnet. Zum Lyriker hat ihm also nicht bloß das Können, sondern auch Urtheil und Kritik gefehlt.

10. Volksthümliches.

Die Verbindung mit Bürger und den Göttingern hat ihn auch zur Pflege des Volksthümlichen und des Volksliedes geführt. Einzelne von diesen im Volksliedtone gehaltenen Gedichte sind lediglich ziemlich unbeholfene Nachahmungen, denen die verstimmende Absicht an die Stirn geschrieben ist, so Nr. 60. Das „Lied von der schwarzen Lisel" mit den willkürlichen Wiederholungen einzelner Zeilen,[14]) mit der dem Volksliede ganz ungewohnten Entschuldigung des Fehltrittes, der zugespitzten lebhaften Schlußzeile („Schwestern wacht, weil noch im Maien — Euch die Blüthe schmückt!"), der unglaublich ungeschickten Personenbeschreibung:

Lisel war ein gutes Mädel
Etwas schwarz dabei!

ist ganz gewiß eigener Erfindung und in keiner Weise auf einem wirklichen Volksliede beruhend, ebensowenig das erschreckend undelicate „Lied der Mädchen an eine Braut" (Nr. 59). Dagegen sind wirkliche — wenn auch nicht gerade, wie Meißner behauptet Oberlausitzische — Volkslieder Nr. 43 (Graf Friedrich), Nr. 44 (Schön Ulrich), Nr. 51 (Das verliebte Bürgermädchen, dieses allerdings ziemlich stark bearbeitet). An Nr. 43 mag die Art, wie er Volkslieder nacherzählt hat, nachgewiesen sein. Graf Friedrich,[15]) das Lied von der kaum angetrauten Braut, die ein tückischer Zufall durchs Schwert des Bräutigams ums Leben bringt, ist ein fast in ganz Deutschland gesungenes, in die meisten Sammlungen aufgenommenes Volkslied. Uhland hat es abgedruckt und sich über die Sage selbst ausgesprochen.[16]) Goethe hat es Herder unter jenen 12 elsässischen Volksliedern, die er 1771 an ihn gelangen ließ, übermittelt.[17]) Meißner aber hat das Lied als angebliches Oberlausitzer Volkslied erzählt. Es ist leicht möglich, daß er es wirklich in seiner Heimath hat singen hören, denn der erste Neudruck erschien

erst 1808 im Seckendorffschen Musenalmanach und es ist unwahrscheinlich, daß er die älteste Fassung aus der Schweiz von 1647, oder die aus der Meininger Bibliothek gekannt haben sollte. Jedenfalls hat er, sei es in Folge von mangelhafter Ueberlieferung, von Gedächtnisfehlern oder vielleicht auch in bestimmter Absicht wesentliche und charakteristische Aenderungen vorgenommen. Die Verwundung der Braut durch das Schwert des Bräutigams, von der es in den uns vorliegenden drei Ausgaben des Volksliedes heißt, sie sei „im Gedräng" geschehen, sucht Meißner, wenn auch mit wenig Glück, zu erklären. Als der Bräutigam die Braut umarmt und geküßt habe, sei ihm das Schwert aus der Scheide gefahren; die Verwundung können wir uns dadurch freilich immer noch nicht recht vorstellen. Dagegen bemerkt der Graf im Volksliede sofort das Unglück, das er angerichtet und verbindet die Wunde der Gattin mit dem eigenen Hemde, während bei Meißner die Braut in pathologisch sehr unwahrscheinlicher Weise ihre Todeswunde bis zum Ende verheimlicht; sie bittet im Volksliede denn auch den Grafen, langsamer zu reiten, was dieser unverzüglich veranlaßt. Die Schwiegermutter begrüßt die junge Frau in derber Weise, indem sie sie, ihrer Blässe halber, mit einer Wöchnerin vergleicht. Meißner hat diese Stelle ausgelassen. Das zarte Motiv, daß die todeswunde Frau vom Grafen verlangt, sie nur noch diese Nacht allein zu lassen, was dieser auch in seiner Reue gern zugesteht, hat er ausgemerzt und statt dessen den Grafen, der ja bei ihm nichts von der Verwundung seiner Frau ahnt, seine Gemahlin um Mitternacht brünstig umarmen und eine Tote in seinen Armen halten lassen. Dafür läßt er ihn an gebrochenem Herzen sterben, wobei er dieselbe Strophe, die vom Tode der Gräfin erzählt hat, wiederholt. Das Volkslied, das bei einer Uebelthat niemals nach dem dolus fragt, läßt den Grafen durch den rächenden Arm seines Schwiegervaters fallen:

„Hast du verrert ihr junges Blut
So mustu auch darumb aufgeben
Durch meine Hand dein junges Leben."

Seine Leiche wurde noch gräßlich von Rossen durch Feld und

Moor geschleift. Erst als am dritten Tage drei Lilien auf seinem Grabe erwuchsen, auf denen geschrieben stand, er sei bei Gott geblieben, wurde er wieder ausgegraben und bei seiner bräutlichen Gemahlin bestattet, worauf ein Wunder geschehen sei, sein Körper Farbe bekommen und zu sprechen begonnen habe. Bei Meißner bilden „die drei Lilien" die letzte Strophe, die von dem empfindsamen Tode des Grafen nur durch eine vermuthlich einem andern Volksliede entnommene Strophe getrennt ist.[18]) Meißner hat demnach, sei es auf Grund einer Ueberlieferung, sei es mit voller Absicht das Lied stark gekürzt (aus 38 vierzeiligen Strophen hat er 12 gemacht), hat manches zu verdeutlichen gesucht, dabei aber gelegentlich doch auf Kosten der realen Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit gefrevelt, hat es gewisser Derbheiten, aber auch mancher Zartheiten entkleidet, hat alles Uebersinnliche in rationalistischer Manier ausgemerzt und dadurch, daß er an Stelle eines furchtbaren und demotischen Ausganges einen empfindsamen und süßlichen gestellt hat, dem Liede seine tieftragische Wirkung geraubt.

Immerhin führt aber diese Thätigkeit, mag sie nun mit mehr oder weniger Geschick ausgeführt sein, zu dem Haupt-Momente der Meißnerschen poetischen Thätigkeit hin, zu den

11. Erneuerungen von älteren deutschen Denkmälern.

Ueber die Wichtigkeit, die darin lag, die deutsche Sprache und Litteratur zum Jungbrunnen der Vergangenheit zurückzuführen, waren alle Richtungen in der Mitte des 18. Jahrhunderts einig. Gottsched, der Vorstand der „deutsch übenden poetischen Gesellschaft" in Leipzig, hat in den „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache," auch wohl im „Neuen Büchersaale" und im „Neuesten aus der Anmutigen Gelehrsamkeit" fleißig Berichte über die einschlägigen Bestrebungen und über die von verschiedenen Seiten angestellten Neudrucke älterer Denkmäler erscheinen lassen und selbst (Leipzig 1757) den „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" verfaßt, eine Schrift, die bibliographisch-statistisch ihren nicht zu bezweifelnden Werth hat. Schon vorher hat er sich aber auch prak-

tisch in dieser Richtung bethätigt; 1745 erschien sein Programm über Heinrich v. Veldekes Eneit „De antiquissima Eneidos versione Germanica auct. Henrico de Veldeck“ und 1752 seine Ausgabe des Reineke Fuchs. Die Schweizer waren in diesen Bestrebungen mit Gottsched der Hauptsache nach einig. Bodmer gibt 1753 den Parcival, 1757 Chriemhildens Rache und die Klage, in demselben Jahre mit Breitinger die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger und ein Jahr später mit demselben eine Sammlung von Minnesingern heraus; eine Neuausgabe von Opitz und Warnecke ist besonders wohl gelungen. Diese Bestrebungen schreiten nun zusehends vorwärts. Die Häupter der einzelnen Schulen und Strömungen stellen sich ihnen fast ausnahmslos freundlich gegenüber: Lessing ist stark an Ramlers Wiederbelebung der Logauschen Sinngedichte betheiligt, er arbeitet ein Wörterbuch zu Logau aus, das sowohl aus Heldenbüchern und Minnesang den Wortvorrat schöpft, wie auch eine intime Bekanntschaft mit Fleming und dem 17. Jahrhundert überhaupt darthut, und empfiehlt alte Sprachformen und Wortbildungen zur Neubelebung. Klopstock und die Seinen fördern die deutschen Renaissancebestrebungen in Wort und That, Wieland bringt im Merkur (1775, 76, 83, 85, 89) eine Reihe einschlägiger Ankündigungen und Besprechungen, Gleim veröffentlicht Gedichte nach den Minnesingern (1773) und solche nach Walther (1779). Einen mächtigen Schirmer und Beförderer erhalten die „Altdeutschen“ in Herder. Es würde hier zu weit führen, seiner gesammten, dem deutschen Volksliede und der deutschen Art und Kunst gewidmeten Thätigkeit zu gedenken. Von einschneidender Bedeutung ist eine Artikelreihe „Andenken an einige ältere deutsche Dichter“, in denen er an Otfrid, an das Lied von Anno, an den Dichter des Reineke, an die Meistersänger, an die Dichter der altdeutschen Fabeln, der Sprüche und Priameln, an Andreä und Weckherlin erinnert und ein befruchtendes Beispiel für weitere Kreise gibt. Besonderer Pflege erfreute sich allgemach das Andenken an Hans Sachs. Ranisch gab 1762 seine historisch-kritische Lebensbeschreibung heraus, Goethe gab 1776 in seinen Gedichten „Hans Sachsens poetische Sendung“ eine entscheidende An-

regung, Bertuch und Häßlein brachten 1778 und 1781 Proben aus den Werken Hans Sachs'. Unter den rührigsten Vertretern der altdeutschen Richtung befindet sich eine Reihe von Meißner nahestehenden Männern: so ein Landsmann und persönlicher Bekannter Meißners, Dr. Anton in Görlitz, unermüdlich thätig in Sammlungen und Ausgaben aus der Minnesängerzeit, sein Schwager Rupert Becker,[19]) dem wir Erneuerungen von Hans Sachs und Geiler von Kaisersberg verdanken, sein Freund Halem in Oldenburg, der u. a. den Iwein neu bearbeitet hat. Weiter ist es ganz besonders Professor Müller in Berlin, der für einen Grundstock „zur Ausgabe schätzbarer Denkmäler der mittleren Zeiten" sammelt und mit Beihilfe der Bodmerschen Manuscripte „der Nibelungen Liedt, die Eneidt und Gott Amur, Parcival und Iwain, den trojanischen Krieg und Tristend" herauszugeben beabsichtigt. Die Sammlungen, die 1783 eingeleitet wurden, blieben nicht resultatlos. Schon 1784 erschienen die drei ersten Lieferungen der „Gedichte aus dem 12. und 13. Jahrhundert". Ein ähnliches Unternehmen erschien 1785, nämlich Leonhard Meisters Charakteristiken hervorragender deutscher Dichter vom 9. bis ins frühe 18. Jahrhundert.[20]) Die Beiträge Herders, Antons, Halems waren im Deutschen Museum erschienen, dem Organe der Göttinger, die in ihr Programm die Pflege der alten Kunstlyrik aufgenommen hatten. Neben den genannten waren es u. a. noch Eschenburg, mit seinen „Beiträgen zur alten deutschen Litteratur", ein Ungenannter mit „Murners Leben und Schriften" und Meißner mit der Erneuerung des „Klaus Narr"[21]), des „Königs im Bade" und einem Liede auf den Tod Ferdinand des III. aus dem 17. Jahrhundert von Christian Schönfels, die die deutsche Renaissance im Museum vertraten.

Meißners Neudrucke.

Die Neudrucke, die Meißner aus dem 15. und 17. Jahrhundert angestellt hat, haben ihren Hauptwert darin, daß sie nicht selten überhaupt die ersten Drucke des Denkmales bedeuten. Seine Rosenblüt-Erneuerungen z. B. die er theils im

Deutschen Museum, theils in der Quartalschrift veröffentlichte, entnahm er direct der in der Dresdener Bibliothek befindlichen Papierhandschrift, deren nähere Beschreibung Meißner in völliger Uebereinstimmung mit Keller[22]) gibt. Er hat dieser Handschrift den „klugen Narren", den „König im Bade" und „Ain schöner Spruch von aim thurnbrobst von Wirzpurk und aim Maler", das letztere Stück unter dem Titel „Von dem Maler zu Wirtzpurg" entnommen. Wie er im Deutschen Museum gesteht, hat ihn der Ungenannte (Herder), „der schon verschiedene Briefe zum Andenken alter teutscher Dichter habe einrücken und im December 1780 den Rosenblütschen Weinsegen abdrucken lassen", und auf den er mit einer gewissen Eifersucht hinweist, zu seinen Versuchen angeregt. Er selbst bekennt sich durch Wort und That als Gottschedianer. Gottsched hat Rosenblüt im „Nöthigen Vorrath" den Thespis unserer Bühne genannt, daher soll ihn jeder Freund deutscher Litteratur kennen. Gottschedisch ist es, wenn er für die Leserinnen, die „alte Gedichte doch nicht lesen, wenn man ihnen auch stundenlang von deren Werthe vorschwatzt", den Succus in neuhochdeutscher Prosa voraussstellt, echt Gottschedisch, „wenn er nicht erst um Verzeihung bittet," weil er an einigen Stellen, wo es Reim, Scansion ꝛc. nothwendig machen, die alte Orthographie in die gegenwärtige verwandelt und sich dabei auf seinen „Vorgänger beruft". Wie es mit diesen durch die Prosodie gebotenen Abänderungen steht, sehen wir an dem bei Keller abgedruckten „Maler von Würzburg." Er hat einfach eine Reihe von Flickwörtern ausgelassen. Z. B. Z. 13 „offt", 22 „do", 33 „das", 56 „dem", 114 „es"; oder er hat zweisilbige Formen mit Gewalt zu einsilbigen gemacht: „derselb öd gauch" Keller „derselbig öde gauch"; oder einsilbige zu zweisilbigen: „pette" Keller „pet", „des geldes" Keller „des geld" u. dgl. m. Daß er übrigens trotz seiner erläuternden Noten die Sprache des 15. Jahrhunderts nur wenig verstanden hat, erhellt daraus, daß er Z. 14 ff. die zum Verständnisse unumgänglich nothwendigen Zeilen

Eyns tags wolt sye zu metten gan
Der propst kam zu ir auff die pan

Und grüſte ſye gar mynniglich
Und ſprach: . . . . .

ausgelaſſen und dafür das ganz ſinnloſe

Eins tags wolt ſie ſo minniglich
Und ſprach: . . . . .

geſetzt hat. Ueber ein mechaniſches Abſchreiben ſcheint er alſo nicht hinausgekommen zu ſein.

Intereſſant iſt eine derartige im Jahre 1778 II, 183 im Deutſchen Muſeum erſchienene Arbeit Meißners, die Kuffner aufzunehmen vergeſſen hat; intereſſant deshalb, weil, ſoweit mir bekannt, ein Nachdruck oder Neudruck dieſes Stückes überhaupt niemals vorgenommen worden iſt. Mit dem Bemerken, daß nunmehr die Zeit gekommen ſei, wo das alte in der Litteratur nach Verdienſt geſchätzt würde und mit ſehr deutlichen Hieben gegen Berlin und „gewiſſe Bibliotheken," wie auch gegen Wien „deſſen Schriftſteller uns, lächerlich genug, Männer aus der Provinz nennen" bringt er den Abdruck eines Totenliedes auf Ferdinand III., das den Titel führt: „Vorſtellung eines Geſpräches zwiſchen der ſeligſt verblichenen Röm. kaiſerl. auch zu Hungarn und Böhaim kgl. Majeſtät Ferdinand III. Glorwürdigſter Gedächtnus und einen vorüber gehenden Wandersmann allerunterthänigſt verfertigt von Chriſtian Schönfels. Gedruckt zu Wienn in Oeſterreich bei Joh. Jacob Kurner, einer löbl. N. Oeſterreichl. Landſchaft Buchdrucker 1657."

Das Gedicht, offenbar auch einer der Meißner zugänglichen Schätze der Dresdener Bibliothek, enthält die Trauer Deutſchlands über den Verluſt des Kaiſers, der einem vom Jäger gefällten Adler verglichen wird und ſpricht das Zutrauen auf Leopold, den jungen Aar, aus. Meißner verſucht auch hier einige belehrende Randgloſſen, und empfiehlt nach Leſſings Muſter einzelne ältere Ausdrücke zur neuerlichen Einführung (jemandem etwas geſtehen = aufnöthigen). Ueber das Gedicht ſelbſt, das Meißner völlig unverändert wiedergegeben zu haben behauptet, iſt mir nichts näheres bekannt geworden.

Sechzehn Jahre nach dieſen erſten Verſuchen, in der Prager Zeit, hat er für ſeinen „Apollo" eine weitere Reihe

von Neudrucken des 17. Jahrhunderts geliefert. Er beklagt es in der Vorrede, daß die vor 16—17 Jahren[23]) so beliebte Alterthumsforschung allgemach wieder eingeschlafen und nur noch im „Bragur" zu finden sei. Er erachte es daher für seine Pflicht, das ihm unter die Hände gekommene „Venusgärtlein" Hamburg, Georg Pape 1659,[24]) das er wohl auch noch der Dresdener Bibliothek dankt, einem möglichst unveränderten Neudrucke zu unterziehen. Das Venusgärtlein ist eine Sammlung von Liebesliedern der galanten Lyrik und von im Volkstone gehaltenen Liedern, wie der „Lindenschmied", „das Lied von der Königstochter und dem Grafen", „Es steht ein Schloß in Oesterreich", die indeß in ihren ersten Aufzeichnungen nicht über 1610 zurückgehen. Für die Qualität der Lieder glaubt er eine Reihe von Entschuldigungsgründen ins Feld führen zu müssen. Nach bewährtem Muster hat er auch hier fleißig Fußnoten angebracht, in denen er veraltete Constructionen erklärt und entschuldigt, den Leser auch auf besondere Stellen durch „beifällige Noten" aufmerksam macht. Alterthümliches wird nach Thunlichkeit übersetzt und erläutert und auch Versuche zu etymologischen Erläuterungen werden gemacht, wobei ihm allerdings manches Unliebsame wiederfährt, z. B. wenn er das alte „benässen" für „betrügen" von „Vexierwässern" herleiten will, während ein viel naiveres und derberes Bild dem zu Grunde liegt. Seinen Stoff hat er wiederum nur ganz oberflächlich beherrscht. So behauptet er — freilich mit dem Vorbehalte, nicht aller einschlägigen Schriften habhaft geworden zu sein — kein einziges Lied des Venusgärtleins trotz eifrigen Studiums unter den Werken der älteren Dichter in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts gefunden zu haben, während beispielsweise „Cynthia, du goldenes Licht" und „Die Sonne rennt mit Prangen" von Simon Dach verfaßt sind. Wenn er nun der Dachschen Schäferpoesie im letztgenannten Gedichte mit dem didaktischen Schlusse eine „Simplicität" zuschreibt, die noch aus den Zeiten der Minnesänger zu sein scheint, so paart sich die öfter festgestellte Unfähigkeit ein Gedicht zu beurteilen mit ziemlich verworrenen historischen Kenntnissen. Wenn er einigemale mit der Datie-

rung eines Liedes dem Richtigen nahe kommt, so werden da gewisse Hilfsmittel der von ihm benützten Ausgabe dies erleichtert haben: z. B. das Piramus-Gedicht (Nr. 372) geht seiner Ansicht nach „wenigstens“ ins 16. Jahrhundert zurück und in der That setzt es der durch v. Waldberg besorgte Neudruck unserer Tage sogar ins 15. Daß er aber nicht, wie er sich den Anschein gibt, nach der Sprache Ort und Zeit des Gedichtes zu bestimmen im stande war, dafür sprechen seine verschiedenen, verworrenen sprachlichen Anmerkungen. Spatens Sprachschatz und Adelungs orthographisches Verzeichnis sind seine Hilfsmittel. Historischer Sinn fehlt ihm völlig; trotz seines Liebäugelns mit den Minnesingern hat er gewiß kein Mittelhochdeutsch verstanden. Was ihm ungebräuchlich erscheint, ist nach Gottschedscher Manier „hart, garstig, eine Verwechslung“; „beliegen“ für lange liegen ist „ein Wort in der gemeinen Sprache, das auch noch Adelung anführt“; „entricht“ heißt „eigentlich“ entrichtet. „Tageweis“ heißt soviel als Cantilena „und ist nur im veralteten Oberdeutsch befindlich“ (!), wobei er mit Adelung unter Oberdeutsch die „südliche Mundart“ versteht und auch mit diesem den Unterschied zwischen feinerem Hochdeutsch und „unangenehmen Oberdeutsch“ durchführt; „daß man statt war (erat) in mehreren Provinzen auch ‚was‘ sagte, ist bekannt.“

Mit solchen vagen und theilweise selbst nach damaligen Begriffen unrichtigen Auskünften wurden die Leser abgespeist. Die Ausgabe, die Meißner benützt hat, unterscheidet sich offenbar in Einzelheiten von der im Neudrucke Waldbergs gebotenen von 1656, die auch um 3 Gedichte mehr hat, als die Meißnersche. Dies ergibt sich daraus, daß verschiedene Meißnern auffällige Constructionen in der Ausgabe von 1656 gar nicht vorkommen, z. B. S. 330 Z. 4 Pein ist mir „gar“ unbekannt, was Meißner als garstig und hart bezeichnet, oder 370, 9 „was“ für „war“, worüber Meißner eine sprachlich ganz unrichtige Erklärung gegeben hat. Man kann manche sprachliche Abweichung auf Kosten der verschiedenen Ausgaben setzen. Nach einigen Richtungen scheint er aber doch eingegriffen zu haben. So, wenn

er regelmäßig das Relativ für das Demonstrativ setzt. M(eißner) 355, 14 „Hast du auch was heimgebracht, was dich klug und rühmlich macht?“ W(aldberg) 191 „das dich klug“ ꝛc. M. 334, 2 „Wer was schönes sehen will“, W. 191 „Der was schönes“ ꝛc. Die Hilfszeitwörter glaubt er modernisieren zu sollen: M. 340, 10 „hurtige Jagden thut anstellen“, W. 106 „will anstellen“. M. 340, 20 „so selig kann werden“, W. „mag werden“. (344, 3) M. „darf sorgen“, W. 181 „sol sorgen“. Ausdrücke, die er nicht verstanden, hat er ziemlich willkürlich geändert. M. 329, 4 „schreit von großer Action“, W. 193 „schreyet von Occasion,“ 340, 5 „der Wein thut Erquickung geben“, W. 106 „der Wein thut Rechenschaft geben“. Wo er einen grammatikalischen Fehler entdeckt zu haben glaubt, bessert er ihn gewissenhaft aus: M. 337, 23 „Schönheit entfliehet“, W. 12 „Schöne seyn entfliehet“, M. 332, 9 „hast du gleich ein Band im Zopf“, W. 191 „hast du einen Band im Zopf“; M. 356, 3 „je nach Gnügen“, W. 25 „nach der Gnüge“.

Episches Fragment.

Meißner plante ein größeres Epos, das nach Art der Klopstockschen Epoken verfaßt, die Wanderung verfolgen sollte, die die Künste und Wissenschaften zu den einzelnen Volksstämmen machen. Ein im Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde an die Leserwelt gerichteter Appell scheint nicht die erforderliche Wirkung gehabt zu haben; denn uns liegen nur zwei Gesänge (Nr. 101) vor, in denen die Musen nach Egypten, Griechenland und Rom geführt werden, wobei sich reiche Gelegenheit gibt, Lob und Tadel auf Gegenwart und Heimath anzubringen. Dieser Plan fällt schon ins Ende der Siebziger Jahre, also etwa zehn Jahre vor Schillers „Die Künstler“.

VII. Abſchnitt.

Sprache.[1]

Das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts zeigte der Hauptſache nach zwei Stilrichtungen: die eine, begründet von Gottſched, fortgeſetzt und weiter ausgebildet von Adelung, litterariſch verwendet von dem Gottſchedſchen und ſpäter vom Gellertſchen Kreiſe, ſchreibt Klarheit und Verſtändlichkeit, Schicklichkeit und Richtigkeit auf ihre Fahnen; der aufgeklärte Verſtand der oberen Claſſen iſt ihnen das maß- und muſtergebende des Stiles; die Volksſprache, die Sprache einzelner Provinzen und Stände (Kanzleiſprache) iſt von ihnen verpönt; Fremdwörter ſollen nur im Nothfalle verwendet werden. Eliſionen, Ellipſen und ſonſtige „Nachläſſigkeiten" werden nicht geduldet, Tropen, Figuren u. dgl. ſind nur mit Wahl zu verwenden. Das „ſo ſchreibt kein Menſch", „ſo ſchreibt der Pöbel" wird allen Andersdenkenden als Einwurf von Gewicht entgegengehalten. Gellert und ſeine Sachſen ſind die Muſter dieſes Kreiſes. Die zweite Richtung, die wir in den Werken Klopſtocks, dann bei den Originalgenies bis zum jungen Goethe und bei den Göttingern antreffen, findet in Klopſtock, Haman, ganz vorzüglich aber in Herder theoretiſche Fürſprecher. Die entnervte, verwäſſerte, entmannte, franzöſierte Sprache ſoll an den älteren Quellen Erfriſchung und Stärke ſuchen. Nicht moderne Proſaiker ſind maßgebend, ſondern, den altdeutſchen Neigungen dieſer Richtung entſprechend die älteren, beſonders die „ſchwäbiſchen" Zeiten. Luther wird als Regenerator gefeiert, die Sprache ſoll rhythmiſch ſein, ſie ſoll

Synonyma, Inversionen, Idiotismen zur Anwendung bringen; Inversionen sind geradezu ein Vorzug des Deutschen gegenüber dem Französischen. Bei der Schreibweise eines Wortes wird im Gegensatze zu Gottsched und Adelung, Rücksicht auf die Schreibung in der älteren Sprachperiode genommen; ein Ansatz zur historischen Orthographie wird gemacht, der aber freilich, am meisten wohl bei Klopstock, vielfach übel ausfällt, und Nicolai im „kleinen, feinen Almanach" Anlaß zum Spotte gegeben hat.

Interjectionen, Ellipsen, Stilmittel, die dazu dienen, die Sprache lebhafter und anregender zu gestalten, sind bevorzugt; im Gegensatze zur kahlen Nüchternheit der anderen Partei ist man zu einem gewissen Ueberflusse, zu einem Reichthume in der Sprache geneigt. Kurzum, die Gegensätze stehen einander schroff gegenüber.

Meißner ist, ganz besonders in seinen jungen Jahren, ganz entschieden unter dem Einflusse der Schule Herders gestanden. Die gewundenen Angriffe, die er gelegentlich („die Pyramide") gegen Herder und die Originalgenies erhebt, ändern daran nichts; die „Dunkelheit", die er an jenen so sehr rügt, hat er in seinen Schriften allerdings nicht nachgeahmt. Trotzdem hat er aber eine Fülle von Berührungspunkten mit ihren gemeinsam. Kaum eine Recension des Nicolaischen oder Schützschen Organes versäumt es, ihm Hang zur Inversion, gekünstelte, blumige, „gedunsene" Sprache, Uebermaß von Beiwörtern, Wortüppigkeit, Hang zur Ellipse und zur Elision vorzuwerfen, und ihn in allen Tonarten, groben wie zarten, zu mahnen, von diesen Unarten, die einen Schatten auf seinen sonst so glanzvollen Schriftstellerruhm würfen, abzulassen. Eine eigene Schmähschrift, von der wir an anderer Stelle zu sprechen hatten und als deren Verfasser „Hermann" zeichnete, brachte eine Reihe von Vorwürfen, aus denen der Adelungianer strengster Observanz sprach, dem aber jedwede Sprachkenntnis abgieng. Die Schrift ist in sprachlicher Beziehung zu wertlos, um an dieser Stelle nochmals herangezogen zu werden. Andererseits hat Meißner auch manches von Gottsched und Adelung,

seinen Landsleuten, angenommen. Die breite und flache, bis zur Geschwätzigkeit gehende Diction, die Vermeidung von Wörtern aus der „niedrigen" und älteren Sprache — die letzteren werden, sofern sie vorkommen, stets sorgsam erklärt — der Hang zum Purismus, das alles deutet auf eine Einwirkung der Gottsched-Adelungschen Schule hin. Der Zwiespalt, der uns bereits von früherher bekannt ist, tritt hier wieder mit Schärfe hervor. Zu den „Neuen" wollte Meißner, trotz gelegentlicher Angriffe, gehören und bemühte sich, sie in ihrer Schreibart und Unart noch zu übertreffen. Zu den „Alten" trieb ihn seine ganze Begabung und Gesinnung hin und erzeigt sich in Sprache und Diction unbewußt als ein Zugehöriger. Den eigenthümlichen Zwiespalt, der auch in Bezug auf Sprache und Orthographie in Meißners Schriften herrscht, hat Jean Paul, besonders mit Rücksicht auf Meißners Versuche, Fabeln im Sinne Lessings zu schreiben, richtig erkannt und ihn in der zweiten Auflage der „ästhetischen Vorschule" in einer für seinen ehemaligen „Protector" nicht schmeichelhaften Weise charakterisiert.[2])

Inversion.

Die Inversion in der deutschen Sprache, bei den Stürmern bis Lenz und auch noch im Briefstile und im Werther des jungen Goethe sehr beliebt, ist auf Rousseaus Beeinflussung zurückzuführen. Haman in den „Kreuzzügen der Philosophie" erklärt, ihre Kühnheit trage mit zum Ansehen unserer poetischen Schreibart bei, Herder in den „Fragmenten" bezeichnet sie als nothwendig für jenen Schriftsteller, der fürs Auge, für die Einbildungskraft schreibt — „die Ordnung der Phantasie ist doch gewiß nicht die Ordnung der kalten Vernunft". Adelung (Deutsche Sprachlehre 2. Cap., 3) gesteht die Inversion in sieben Fällen zu. Er versteht unter Inversion nicht nur die Stellung des Prädicates vor das Subject, sondern auch das directe Gegentheil: „die ewige Nacht, was ist sie sonst" 2c. Hier besteht die Inversion darin, daß das Subject eigentlich hinter dem Prädicate stehen sollte und vor ihm steht. Oder auch die Versetzung von Dativ und Accusativ: „ich gebe

den Rath dir", endlich jede gezwungene, wenig häufige Wortstellung. Diese Terminologie war eine allgemeine und ist von Meißner sowohl, wie von seinen Tadlern angenommen worden.

Meißner hat sich der Inversion oft und gern bedient. Noch 1791 bekennt er, die Inversion am rechten Orte zu lieben, gibt aber zu, sich ihrer zu Zeiten allzu häufig bedient zu haben. Auffallend ist es, daß er erst betonen muß, er habe damit nicht eine eigene Manier einführen wollen — einzelne seiner zeitgenössischen Kritiker scheinen dies in der That geglaubt zu haben. Ganz wie Haman und Herder erklärt er, die Inversion diene zur Verstärkung, zur Bestimmtheit und zum erleichternden Verständnisse der Rede: sie sei besonders empfehlenswert, wenn durch sie Verbindung und Rundung einer Periode gefördert würde. Da er aber das Uebermaß nicht für angezeigt erachte, so habe er in den späteren Schriften den Gebrauch der Inversion einzudämmen versucht. Dies ist auch geschehen. Trotzdem aber haben ihm die Allg. d. Bibl., die Litt. Ztg. in jeder Recension, Hermann noch 1785, Inversionen nachgewiesen und die Allg. d. Bibl. (110, 229) äußert noch in der Besprechung des 1790 erschienenen Sallust, die häufigen Inversionen gäben dem Autor das Ansehen eines Kraftgenies und das Wörtchen „nur" ans Ende eines Satzes zu stellen („Zwist, Streit und Groll äußert sich gegen ihre Feinde nur") sei ein Meißnerianismus. Er hat die Inversion in verschiedener Gestalt gebraucht. Die Inversion im engeren Sinne: XIV, 149 „In Gefahr ist mein Vater". XXXVI, 4 ff. „erleichtert wird mir das Verständnis", „bewundert wird seiner Worte Sparsamkeit", „aber eben dieser Tacitus, wird er" ꝛc. XXXV, 27 „äußerst groß war ihre Eintracht, äußerst gering ihre Habsucht". Alcibiades, 4. Bd. 280 „gewählt, schon hab' ich". VI, 177 „aber eben dieser Stärke überhob sich bald der Thor". Umstellung des Pronomens zu größerem Nachdrucke: XIII, 223 „so wirst du ins Grab mich stürzen", 236 „gebräche es an Glücksgütern Ihnen?" XIV, 126 „warf sie auf ein Felsenstück sich hin". XIV, 155 „ich will die alte Geschichte euch erzählen", „Neues werd' ich nicht euch lehren". XIV, 170 „hier

überließ er dem Nachdenken sich", 172 „schiffte er nach England sich ein". XVII, 197 „für dieses bürgt selbst die Achtung deiner Feinde". Die Umstellung des Verbums: XIV, 126 „den ich entfliehen mit meinen Diamanten sah". Umsetzung des Adverbs: XIV, 144 „ein Bildhauer nur". 38, 32 „Zwist und Groll äußerten sich gegen Feinde nur". XIV, 210 „die Abwege gleichen einem Labyrinth beinahe". XVIII, 260 „habe ich geeilt genug". XXXVI, 6 „zehn Menschen verstanden kaum". XVII, 58 „um es zu bleiben für immer". Versetzung des Objectes: XIV, 175 „dieser Fall hatte dergestalt den Unbekannten betäubt". XVII, 300 „daß die, welche nicht genug ihn kennen, für einen Biedermann ihn halten". 193 „so verrathen wir unfehlbar uns selbst". 226 „Wir wollen ewig uns lieben". Versetzung des Verbums: XVII, 45 „daß ich nie wieder schauete das väterliche Haus". IV, 215 „warum willst du nicht fortan lieber herrschen durch Befehl, als ..." Umstellung von Substantiv und pron.-indef.: „des Zwistes manchen", „der Umstände mancherlei". Trennung des Subjectes vom Prädicate: XVII, 168 „Und eben deswegen fanden bei ihnen viele tausend Perser ihren eigenen" 2c.

Ellipse.

Wie durch die Inversion, so hängt Meißner auch durch die Ellipse mit der neuen Schule zusammen, ganz besonders aber mit Herder und Claudius. Er verwendet die Ellipse nicht allzu häufig, aber auch noch in seinen späteren Jahren z. B. in seiner akademischen Antrittsrede. „Dies, meine Herren, dies heute mein Fall!" .... „Billig daher, daß ich 2c." Im Sinne Herders und Claudius ist es auch gelegen, wenn er gelegentlich den Artikel ausläßt; dies kommt noch in den neunziger Jahren vor z. B. „hinab in Strom" (Unsichtbarer Kundschafter I, 263 vergl. Goethe, Götz, „in Thurm").

Elision.

Auf die Elision, wie sie unter den Herderianern beliebt war, ist Adelung besonders schlecht zu sprechen gewesen. Es

sei Mode unter den neueren Schriftstellern, erklärt er, jedes „e" unbarmherzig abzuhauen, daher leide ihr Stil an unausstehlicher Härte; die barbarische Art Silben zu kürzen, diene dazu, die Weitschweifigkeit in den Gedanken gut zu machen. Diese Art gleiche dem Maler, der eine Menge von Personen male und dem einen dafür ein Bein, dem andern die Nase wegschneide u. s. w. Auch die Allg. d. Bibl. tadelt diese Gewohnheit der neueren Sprache.

Meißner ist dieser Schreibweise sein ganzes Leben lang treu geblieben; auch seine Zeitschriften halten diese Manier ein. Doch hat er sich später vorwiegend aufs Verbum in der 1. und 3. Person Sing. beschränkt, während er in den ersten Auflagen seiner Schriften mit größter Aufmerksamkeit jedes End-e, sofern das folgende Wort mit einem Vocal anfing, ausgemerzt und zwischen Nominal- und Verbalsilben keinen Unterschied gemacht hat. So bringt die erste Ausgabe des Alcibiades: „Lieb' und" (2. Aufl. „Liebe und"), „Jüngling' und" (2. „Jünglinge und") „Schild' und" („Schilde und") „Meisterstück' ohne" („Meisterstücke ohne") „von Stund' an" („von Stunde an"). Dagegen in beiden Auflagen: „mach' ihre", „krieg' auf", „entwaff'n ihn", „hatt' er", „würd' ich", „kämpft' und", „hab' all", „wend' um", „glaubt' ich" u. s. w. u. s. w. Das von Adelung verpönte 's hat er in den ersten Auflagen fleißig verwendet, später getilgt: „freuts" (2. Aufl. freut es), „hoffs", „glaubs" (2. Aufl. hoff' es, glaub' es).

Wie das eliminierte „e" so hat er auch die anderen orthographischen Absonderlichkeiten der Originalgenies mitgemacht und gros, Antliz, herscht, sol, wil, schnelste, Stilstand, entwafnen, fülst, vol, dann Aegipten, Glicerion, Anitus, Scithen, Bithinien geschrieben, was ihm noch 1787 von der Allg. Litt. Ztg. die Rüge eingetragen hat, er bekümmere sich nicht um Ableitung und Verständlichkeit der Wörter, und wenn er „Du fülst" schreibet, so wisse man nicht, ob diese Form von fühlen oder füllen komme.

In diesen beiden Punkten kann er nicht als Nacheiferer der neuen Schule angesehen werden. Er war offenbar gesonnen, das Hochdeutsch der gebildeteren Stände als Norm anzusehen und alles specifische auszuscheiden; echt Gottschedisch ist es, wenn er sich (VIII, 101) entschuldigt einen Ausdruck aus der Kanzleisprache, gegen „die viele, und zwar mit Recht eifern," gebraucht zu haben. Trotzdem entschlüpft ihm ab und zu ein dialektischer Ausdruck und schleicht sich manchmal ein „unedler" Ausdruck ein. Bianca, das edle Venetianische Fräulein, harrt ihres Geliebten mit der Angst einer „Gebärerin," ein auch im Briefstile — Dresden 30. Januar 1781 an Geyser — von ihm bevorzugtes genialisches Bild. Im Alcibiades gebraucht Anytus vom sterbenden Perikles den Ausdruck „drauf gehen". Auch das Lessingsche Schnickschnack, Wischiwaschi 2c. findet sich bisweilen (Familie Frink). Daß er in seinen dramatischen Bearbeitungen den Domestiken öfters volksthümliche und derbe Redensarten in den Mund gelegt hat, wurde an anderer Stelle erwähnt. Die Allg. d. Bibl. verweist ihm im Alcibiades noch den Ausdruck „verwettert," „erbärmlich," „zerschellt" für zerschmettert und die modische Anwendung des Simplex fürs Compositum „riethen" für beriethen. Das deutsche Museum (1786 Februar S. 184) tadelt „platterdings". In dialektischer Beziehung hat er manches mit seinem Landsmanne Lessing gemein; wie dieser sagt er „der Heft", wie dieser bildet er eine Reihe von Thätigkeitswörtern auf — ung: „Zujauchzung", „Alleinlassung", „Annehmung", „Beharrung". Wunderlicherweise kreidet ihm die Allg. Litt. Ztg. auch „Besserung" an. Wie bei Lessing kommt hin und wieder eine sächsische Verwechslung von media und tenuis vor: „Dulten", „Hinderlist"; wie Lessing schreibt er auch „Abwesendheit". Wie Lessing hat er trotz aller Rügen der Kritik und der Sonnenfelsschen Erläuterung durch sein ganzes Leben für und vor durcheinandergeworfen. Im 1. Theile des Alcibiades heißt es „für eine Handvoll Sparter sich verkriechen", „für Leichsinn", in der akademischen Antrittsrede „vor Zuhörer glaube ich zu sprechen."

(Kuffner hat „vor Zuhörern" daraus gemacht). In der Bianca 1. Buchausgabe: „die für ein so kurzes Leid oft Jahre lang sich fürchten", „mir schauderts für solchen Schmerz" und noch 1794 im 2. Theil des „Unsichtbaren Kundschafter" heißt es: „wir haben sechs goldene Uhren für uns gebracht", „für Begier". Dagegen geht die Allg. d. Bibl. doch etwas weit, wenn sie statt: „da sei Gott vor", „dafür sei Gott" verlangt. Dialektisch ist wohl auch der allgemein gerügte „Schlich" in der Bianca. („Wie kommts, daß die Adlerflügel sich in schwanke Schlich verwandeln?") Ein Lausitzer Archaismus, an dem er sein ganzes Leben festgehalten hat, trotzdem er allenthalben, auch von sächsischer Seite (Deutsches Mus. 1786 I, 182), gerügt wurde, ist die Flexion trennen, trante, getrant. (Bianca Capello, 1. Auflage S. 69 und 72, consequent in der 1. Auflage des Alcibiades, in der akademischen Antrittsrede, in der Quartalschrift II, 2, S. 92.) Mit Recht erkennt die Allg. Litt. Ztg. (1787, IV, 609) hierin einen Provincialismus. Im 17. Jahrhundert haben die Schlesier, ganz besonders Opitz, regelmäßig so flectiert. Niedersächsisch ist nach dem Adelungschen Wörterbuche der Orthographie der Hölle „Brudel" V, 72.[3]) Als speciell norddeutsch kann dem heutigen Sprachgebrauche entsprechend der häufige Imperativ im Form des part. perf. angenommen worden: „Gelesen!" „Nicht verzweifelt!" „Mir gegeben" ꝛc.

Fülle. Künstelei.

Keiner seiner Kritiker hat es versäumt, Meißner eine Ueberfülle an Blümchen und oratorischem Schmucke, eine „Gedunsenheit", ein Uebermaß an Gekünsteltem, Gedrechseltem, Affectiertem zum Vorwurfe zu machen. Eine — freilich theilweise im Costume bedingte — Ueberfülle an Bildern und Blumen wird beispielsweise dem Nushirvan vorgeworfen. „Ich liebe ein Mädchen, schön wie die Sonne am Morgen, roth wie die Abendwolke und weiß, wie die weiße siebenfach gebleichte Seide;" . . . . . „ich glaubte mich fester um sie schlingen zu können, als um den Ulmbaum die Weinranke;" . . . „Die Rosenrothe ward bleich." Gezierte Wendungen, wie „Vortrefflichste

deines Geschlechtes," „Edelste deines Geschlechtes," „er erhob sich zu ihr" (X, 11; XII, 108) für: „er gieng zu ihr," kommen allenthalben vor. Mit den Stürmern ergeht er sich in titanischen Phrasen: „Und trennte die Erde sich binnen hier und Mitternacht zwischen uns, ich überspränge lächelnd die grause Kluft beim 12. Glockenschlage" (Joh. v. Schwaben S. 27). Bisweilen verwickelt er sich unrettbar in einer derartigen Phrase: (Bianca S. 68) „Töne, welche weit die Kräfte der menschlichen Zunge überschreiten, hat dessen Feder in der Gewalt der Bonaventuris Schmerz auszudrücken vermag." Eine Feder hat Töne in der Gewalt! oder Sätze von solcher Länge, daß Deutlichkeit und Verständnis darunter leiden: Alcibiades 4. Bd. „Selbst wenn du im Schlafe und im Traume dich befindest, sprichst du einige Worte, fährst dann mehrentheils so erschrocken auf, daß ich oft selbst, wer weiß, wie sehr, mit erschrecke." Eigenthümlich ist ihm ein gewisses unbeholfenes und überängstliches Operieren mit Zahlen: Alcibiades gibt seiner Geliebten fünf oder sechs, oder wenigstens 12 Küsse, nach drei oder vier Augenblicken geschieht dies und jenes und dergl. m.

Diese geschraubte und gekünstelte Prosa wird manchmal zu einer rhythmischen cadenzierten z. B. Alcibiades 1. B., 94: Aber auch | das ist | Rache ge | nug wenn | du dich er | innerst Welch einen | Knaben wir | deiner | Wohllust ent | rückt.

So frucht | los peit | schte Xer | xes | einst das Meer, wo mitten in der Prosa ein fünffüßiger Jambus auftaucht. Dieser hochtrabende Stil hat denn auch zur Folge, daß jeder Versuch zur Charakterisieruug im Sande verläuft, daß die Kinder im Alcibiades und der Familie Frink so altklug und ungelenk, die Bauern im letzteren Romane so pathetisch und unnatürlich sich ausdrücken. Darin liegt die Gefahr der Meißnerschen Diction weit mehr, als in jenem Hang zum blühenden, übertragenen Stile, den ihm seine der Gegenpartei angehörigen Recensenten unaufhörlich vorwerfen.

Vergleiche.

Die Meißnersche Prosa ist, trotz der beständigen Vorwürfe eines blumigen und gezierten Stiles, doch nur sehr sparsam mit Vergleichen und Tropen durchwoben.

Die Adelungsche Forderung, jedes Bild und jeder Vergleich müsse zugleich auch an die Empfindung appellieren, trifft bei Meißner nicht zu. In seiner Jugend, als er am stärksten unter dem Einflusse der Stürmer und Originalgenies stand oder stehen wollte, hat er auch deren himmelstürmenden hyperbolischen Vergleiche nachgeahmt: „Mit Flammeninbrunst von mir geliebt!" „Mit Welten von mir erkauft!" „Meine Seele ist gegen die deine ein Tropfen im Weltmeere!" Ein bei den Stürmern beliebter Vergleich, den er im „Johann v. Schwaben" anwendet, sind die „gülbenen Aepfel in silbernen Schalen" (Sprüche Salomonis 25, 11). Im „Johann von Schwaben" findet sich ein alter Höfling, der in seinen Freistunden Gärtner ist und in lauter dem Reiche der Flora entnommenen Vergleichen spricht. In seinen dramatischen Uebersetzungen ist ihm ab und zu ein gutes volksthümliches Bild gelungen: voll wie ein Meßwagen; zahlreich wie ein Mückenschwarm; entzündbar, wie ein Schindeldach. Etwas lebhaftere Bilder bringen die orientalischen Erzählungen. Im allgemeinen aber hat er einen entschiedenen Hang zur Häßlichkeit in seinen Vergleichen, d. h. das Bild ist meist aus einem niedrigeren Kreise, als der zu verbildlichende Begriff, das Bild ist häßlicher als der Begriff selbst: ein schlechtes Gedächtnis ist löcheriger als ein Bettlermantel; ein Wahrheitsliebender lügt schlechter als ein lahmgeborener tanzen kann; das Antlitz einer Liebenden ändert sich beim Namen des Geliebten rascher, als der Tod das Gesicht des Menschen ändert; die Glut eines Liebhabers ist so heftig, daß dagegen die Bewohner der Hölle vor Frost klappern (Joh. v. Schwaben II, 11). In dieser Vorliebe fürs Triviale geht er so weit, daß er seine Bilder gern dem alltäglichen Bürgerkreise entnimmt. Der Eindruck ist dann bisweilen ebenso geschmacklos, wie unpassend. Küche und Kinder-

ſtube werden gern herangezogen. Der Wohllüſtling ſehnt ſich ebenſo nach Abwechslung in der Perſon ſeiner Geliebten, wie der Feinſchmecker nicht immer von ein und demſelben Koche ſpeiſen mag (Alcibiades 206). Der Junker eilt zu ſeinem Vertrauten wie der Knabe, der die vom Lehrer roth geſchlagene Hand klagend ſeiner zärtlichen Mutter vorzeigen will (Familie Frink); er blickt der heiß begehrten Frau, die ihn verlaſſen hat, ohne ſeine Wohlluſt zu befriedigen mit einem Gefühle nach, wie ein kleines Mädchen, das im Begriffe, ſich in der mütterlichen Speiſekammer gütlich zu thun, einen „ernſtgemeinten Schlag" von rückwärts fühlt und nun die ſtrenge Franzöſin gewahr wird, die die ſehnlichſt gewünſchte Leckerei fortträgt (ibid.). Ein Vergleich, den man um ſo weniger begreift, als der Junker durch den Abgang der Frau ja gar nicht überraſcht wird, ſondern dieſer ſich erſt nach langen Reden und Gegenreden vollzieht. Von beſonderer Geſchmackloſigkeit aber iſt es, wenn er X, 4 die einleitenden Worte zu „Marlboroughs Jugendſünde" folgendermaßen abbricht: „Doch zur Sache nun, damit nicht der Eingang dieſer Novelle dem Kopf eines Kindes gleiche, das an Waſſerſucht im Haupte ſiecht!" Ganz abſcheulich iſt es, wenn ſeine jungen Mädchen bei ihren Liebesbetheuerungen ſich im Stile der galanten Lyrik die gräulichſten Krankheiten an den Hals wünſchen: „Gelbſucht bleiche meine Wangen!" ſchwört Wilhelmine im „Grab des Mufti" und „Mögen Blattern und Maſern mich um die Glätte meiner Haut bringen!" die Gräfin Eleonore in „Johann v. Schwaben".

Purismus.

Es wurde bereits an anderer Stelle darauf hingewieſen, daß Meißner im Leben und in ſeinen Schriften ſeine deutſche Sprache in Ehren gehalten, und daß er gerne jene, die er lächerlich machen wollte, mit Sprachmengerei behaftete. Ein maßvoller, nach Gottſched und Adelung ſich richtender Purismus iſt bei Meißner allenthalben bemerkbar. Nichtdeutſches iſt ihm in der Erzählung unangenehm. Gebraucht er ein fremdländiſches Wort, ſo verfehlt er nicht, eine Entſchuldigung bei-

Vergle

ſche Proſa iſt
en und geziert
n und Trope
ſche Forderun
h auch an di
zu. In ſein
ſe der Stür
hat er auch
e nachgeahn
Mit Welten v
e ein Tropf
r Vergleich,
ie „gülden
nis 25, 11
er Höfling
auter den
t. In
zu ein gr
ßwagen;
ein Schi
ntaliſche
entſchie
das B
n verbi
riff ſel
rmante
ener t
eim
des
g, da
Joh.
: gel
ürge
ſchu

ꝛc. fehlen
auch dem
20). Für
rd für eine
, 26); das
utter klingt
einem ge-
Mama an-
en für un-
er radicalſte
t bekleidet“,
eſſing Ver-
gen, 1. Aufl.

n Meißners
die bereits
ie auch wir,
rund finden
Dieſe Fehler
egen in der

n der Kieſel.
ur. ut sing.
I, 202) hat
thaten, das
ruiert: „Es

cts an Stelle
par allgemein
ig verwendet
gedſcher Miß-
t wird: „Der
ſt Adelungſcher

ɔie Form als Fehler empfunden. Adelung
:r Orthographie bildet das ſtarke Präteritum.
erwechſelt er ein Intranſitivum mit dem Tran-
lte den Löwen gewaltig" heißt es VI, 208
‚ſie ſchweigten" in der Bedeutung von ſchweigen
det. Adelung erklärt, dieſe Bedeutung ſei nur
eben gangbar.

ɛ: Die Conſtruction eines Adjectivs mit einem unge-
Akad. Antrittsrede: „würdig dem Vertrauen". Eine
deutungsübertragung: I, 35, IX, 138, XVII, 94
ür „lehre mich". Vielleicht veranlaßt durch Adelungs-
Bemerkung: lernen verwandt mit lehren. Ferner
ente (vielleicht dialektiſche, aber auch von ſächſiſcher
:rholt getadelte) Verwechslung von Dativ und Accu-
.nca 1. Ausgabe S. 185 „für den Zierden", „für
ɣürſten", 321 „mir ſchaudert". Fabeln: „dem es
'. Dem entſprechend hat er auch ſtets den Dativ an
es Accuſativs geſetzt, um die Richtung einer Bewegung
ücken. Die Abfaſſungszeit macht da keinen Unterſchied:
ɔchin ſteckt ein Rebhuhn am Spieße (Quart.-Schrift
I, 31), die Gräfin führt die Räuber im Keller (Quart.-
ɨt 1785, 304). In den Fabeln (erſchienen 1791) fällt
.d dem Krokodile im Rachen; die Biene ſticht den Jäger
Fuße. Die Liebenden ſtürzen im Strome (Apollo 1793 im
ɾſe); den Krieger trifft ein Schuß im Unterleibe (Apollo 94)
ıd ein anderer Krieger wird im Sand geſtreckt (Apollo 97).

zufügen. Für Spielerausdrücke wie Taille, Bankier ꝛc. fehlen der deutschen Sprache die Ausdrücke — „mögen auch dem deutschen Herzen die Begriffe fremd bleiben“ (VII, 20). Für Etiquette wählt er kein deutsches Wort — „wer wird für eine solche ‚Fratze‘ einen deutschen Ausdruck suchen“ (X, 26); das Wort „Mama“ klingt kleinstädtisch und läppisch, Mutter klingt edler. Auch Adelung behauptet, nur Kinder von einem gewissen Stande pflegen ihre Eltern mit Papa und Mama anzureden; im Verse galt der Papa in weiten Kreisen für unzulässig.[4]) Von seinen Verdeutschungsversuchen ist der radicalste „einer, der den Lehrstuhl der Zergliederungskunst bekleidet“, für Professor der Anatomie. Doch hat schon Lessing Zergliederer für Anatom gesagt. Dann Fußgestell (Skizzen, 1. Aufl. Postament), Malerwerkstätte (Atelier) u. dgl.

Fehlerhaftes.

In dieser Rubrik werden jene Abweichungen Meißners vom allgemeinen Sprachgebrauche zusammengefaßt, die bereits seinen Zeitgenossen als Fehler erschienen sind und die auch wir, ohne einen dialektischen oder sonstigen Erklärungsgrund finden zu können, schlechthin als falsch bezeichnen müssen. Diese Fehler finden sich seltener in der Flexion, sehr häufig dagegen in der Syntax.

1. Flexion: Nomen. Die Kieseln als Plur. von der Kiesel. Adelung im Wörterbuch der Orthographie sagt: plur. ut sing. In der Uebersetzung der Arnaudschen Novellen (XIII, 202) hat er, wie dies selbst Goethe und Schiller bisweilen thaten, das Wort „Fräulein“ mit dem natürlichen genus construiert: „Es war ja der Fräulein Zimmer.“

Verbum. Die Bildung eines schwachen Perfects an Stelle des starken ist im 18. Jahrh. nichts seltenes; „rufte“ war allgemein gebräuchlich und ist u. a. von Lessing sehr häufig verwendet worden. Dagegen schmeckt es stark nach Gottschedscher Mißachtung der starken Formen, wenn VI, 203 gesagt wird: „Der Hanf schoßte bald empor.“ Die Zeitgenossen, selbst Adelungscher

Richtung, haben die Form als Fehler empfunden. Adelung im Wörterbuche der Orthographie bildet das ſtarke Präteritum.

Bisweilen verwechſelt er ein Intranſitivum mit dem Tranſitiv: „Das grollte den Löwen gewaltig" heißt es VI, 208 und XI, 94 wird „ſie ſchweigten" in der Bedeutung von ſchweigen machen angewendet. Adelung erklärt, dieſe Bedeutung ſei nur im gemeinen Leben gangbar.

2. Syntax: Die Conſtruction eines Adjectivs mit einem ungehörigen Caſus. Akad. Antrittsrede: „würdig dem Vertrauen". Eine fehlerhafte Bedeutungsübertragung: I, 35, IX, 138, XVII, 94 „lerne mich" für „lehre mich". Vielleicht veranlaßt durch Adelungs-verwirrende Bemerkung: lernen verwandt mit lehren. Ferner eine conſequente (vielleicht dialektiſche, aber auch von ſächſiſcher Seite wiederholt getadelte) Verwechslung von Dativ und Accuſativ. Bianca 1. Ausgabe S. 185 „für den Zierden", „für meinem Fürſten", 321 „mir ſchaudert". Fabeln: „dem es ſchmerzte". Dem entſprechend hat er auch ſtets den Dativ an Stelle des Accuſativs geſetzt, um die Richtung einer Bewegung auszudrücken. Die Abfaſſungszeit macht da keinen Unterſchied: Die Köchin ſteckt ein Rebhuhn am Spieße (Quart-Schrift 1784 II, 31), die Gräfin führt die Räuber im Keller (Quart-Schrift 1785, 304). In den Fabeln (erſchienen 1791) fällt jemand dem Krokodile im Rachen; die Biene ſticht den Jäger im Fuße. Die Liebenden ſtürzen im Strome (Apollo 1793 im Verſe); den Krieger trifft ein Schuß im Unterleibe (Apollo 94) und ein anderer Krieger wird im Sand geſtreckt (Apollo 97).

Anmerkungen.

I. Abschnitt.

[1]) Goedeke (Grundriß, 2. Auflage, IV, 1 S. 219) setzt den 3. November; ihm schließt sich u. a. Kraus, Athenäum 1888 V, 125 an. Das richtige Datum bringt mit Jördens 3,473 eine Reihe älterer Quellen. Meusel (Das gelehrte Teutschland, Lemgo 1797 5, 142) begnügt sich mit der Angabe des Geburtsjahres 1753, während Ottos „Lexicon der seit dem 15. Jahrhundert verstorbenen und noch lebenden Oberlausitzer Schriftsteller" II, 2, 559 Angabe „1763" später in der Leipziger Litteratur-Ztg., Intelligenzblatt, 1804, S. 43 richtig gestellt wurde. Alfred Meißner (Rococobilder S. 4) spricht aus unbekannten Gründen vom 7. November. Was Kraus a. a. O. Anm. 5 vorbringt, bedarf angesichts des Taufscheines der Berichtigung.

[2]) Kraus bedauert, keine Anhaltspunkte über das Verhältnis Meißners zu den slavischen Landesbewohnern zu besitzen.

[3]) Die Rokokobilder S. 4 führen einiges über seine Amtsbefugnisse und seinen Streit mit einem Baumeister Pomach an.

[4]) Brief an Breitkopf v. 7. Dec. 1779.

[5]) Otto a. a. O.

[6]) Kraus, der den Familiennamen und die Vaterstadt der Frau Meißner nicht kennt, sucht vergeblich nach Gründen für die Uebersiedlung.

[7]) Allgemeine Zeitung 1807 Nr. 85.

[8]) Briefe an Goekingk, an Schütz, an Hammer, Becker u. a.

[9]) Brief an Dora Stock vom November 1781.

[10]) Das Original besitzt Herr Dr. Schebek in Prag.

[11]) Im Besitze des Herrn v. Bayer in Bregenz.

[12]) Deutsches Museum 1778, Dec. S. 549 ff.

[13]) Ch. G. Meißner, Litteratur des Oberlausitzer Rechtes (vgl. Allg. Litt. Ztg. 1801, I, 152).

[14]) Kraus a. a. O. bringt ein einschlägiges Document bei.

[15]) Nach Ablauf dieses akademischen Jahres läßt ihn nun Alfred Meißner die im 18. Jahrhundert so beliebte Mentorreise antreten: sein Zögling sei ein kränklicher junger Graf Lodron und das Ziel seiner Reise sei Venedig gewesen. Was er aber auf S. 6—16 der Rokokobilder von seinem Großvater erzählt, (der Brand der Oper, die peinliche Befragung vor der Staatsinquisition ꝛc.) ist der von August Gottlieb Meißner verfaßten Biographie Naumanns (XXX, 184—200) entnommen. Nicht Meißner,

sondern Naumann hat das dort Geschilderte in Venedig erlebt. Die Erzählungsweise des Enkels paßt sich fast wörtlich der des Großvaters an. Lediglich Wortstellung u. dgl. ist bisweilen geändert. Eingefügt ist der Name von Naumanns Gönner. Alfred nennt ihn Farsetti, August Gottlieb erklärt in einer Fußnote, Naumann habe den Namen nie genannt, es sei aber mutmaßlich der k. k. Gesandte gewesen. Was den Jüngling „Theophilo Meißner aus Saffonia" anlangt, so wird die Hereinziehung seiner Person Alfred Meißners Erfindung sein. Denn — was bis nun nicht bekannt war — August Gottlieb Meißner war überhaupt niemals in Italien. Noch am 26. Nov. 1798 schreibt er an den Orientalisten Hammer: „Sie waren also, liebster Freund, indeß in Italien? Zwar noch nicht auf dessen schönsten, eigentlich klassischen Boden, aber doch schön und klassisch genug, um des Neides aller derer würdig zu sein, die wie Austern auf der Stelle haften .... Mein sehnlichster Wunsch war es schon längst, dieses Land zu durchwandeln; aber mancherlei Ursachen — von denen einige nie zu entfernen sein dürften — machen es unmöglich .... Ihre Beschreibung, soviel ich bereits über die Weyland-Königin des adriatischen Meeres las — hat mich mit manchen neuen Zuge bekannt gemacht." Nehmen wir nun noch die augenfälligen Verstöße gegen das Localcolorit in der Bianca hiezu, auf die er von Archenholtz in einem dem Enkel zugänglichen Briefe (vom 27. Nov. 1786, im Besitze des Herrn v. Bayer) aufmerksam gemacht wird, so kann die Reiseangelegenheit wohl als klar gestellt betrachtet werden; denn nach 1798 kam er ganz gewiß nicht mehr nach Italien. — Er ist höchst wahrscheinlich überhaupt nie aus Deutschland hinausgekommen; Frankreich und England hat er niemals gesehen. Auch in der Schweiz wird er nicht gewesen sein; noch 1785 sagt er von der Teufelsbrücke (Prager Zeitschrft. 1851 Nr. 31, S 23)

.... und gönnt mir das Geschick
ein längst gewünschtes Glück,
daß einst mein eigener Blick,
sie in natura schauet ... "

Daß ihn die Rococobilder bis Basel und Zürich vordringen lassen, fällt wohl nicht weiter ins Gewicht.

[16]) Meißner an Goekingk 29. Juni 1776.

[17]) Vgl. Blümner, Geschichte des Leipziger Theaters Leipzig, 1818. — Prölß, Geschichte des Hoftheaters zu Dresden von seinen ersten Anfängen bis 1862. Dresden 1878. —

[18]) In dem mehrfach citierten Briefe Meißners an Hammer wird erzählt, wie Lessing die Beurteilung der Schauspieler aufgegeben habe, weil er von der Seylerin fast insultiert worden sei. A. Seyler war bekanntlich einer der Hauptunternehmer der Hamburger Nationalbühne.

[19]) Werke V, 112, 115, 116.

[20]) Kuffner irrt, wenn er die beiden Gedichte an Mad. Hellmuth ins Jahr 1778 setzt; sie hat Leipzig mit Seyler 1777 verlassen.

[21]) Allg. Ztg. 1807 Nr. 85.

[22]) Die Quellen über den Verkehr beider Männer fließen etwas spärlich; in der mir nicht zugänglichen Correspondenz Engels dürfte viel Wissenswertes enthalten sein. — Am 8. März 1776 ist Engels Berufung nach Berlin bereits erfolgt, Meißner ist noch im Hochsommer desselben Jahres in Leipzig.

[23]) Werke III, 1.

[24]) Allg. Ztg. 1807 Nr. 85.

[25]) Im Besitz des Herrn v. Bayer.

[26]) 18. Februar 1788 an Nicolai.

[27]) Minor (Weiße, S. 312,) thut das Verhältnis ziemlich rasch ab: „1773—76 studierte auch A. Gottlieb Meißner in Leipzig und beteiligte sich an der Bibliothek." Vielleicht nimmt er die Beteiligung auch nur in Uebereinstimmung mit Jördens an.

[28]) Dieses Datum ergibt sich aus Werke XXXVI, 31 und aus einem Briefe an Gockingk vom 29. Juni 1776, in welchem er Briefe „à Leipsic" zu adressieren bittet. Vor dem Herbste wird er nicht nach Dresden gegangen sein. Er konnte ja auch nicht wissen, wie lange Goekingk mit der Antwort zögern würde. Einige Leipziger Monate hatte er also auf jeden Fall noch vor sich.

[29]) Brief an Reichard, den Herausgeber der Olla Potrida, des Theaterjournales und der Bibliothek der Romane, vom 27. Oct. 1778.

[30]) Hormayrs Archiv 1828 S. 68.

[31]) Brief an Breitkopf vom 7. Sept. 1779.

[32]) Allg. d. Bibl. Bd. 39, II, 477.

[33]) „ „ „ „ 52, II, 405.

[34]) „ „ „ „ 59, II, 127.

[35]) Bibliothekar in Leipzig, später in Dresden. Seyler ließ sich gern Prologe von ihm anfertigen. Meißner machte seinem Grolle gegen den ungefälligen Beamten in einem groben Briefe Luft (Hormayrs Archiv a. a. O.), der mit den Worten anhob: „Hochedelgeborener, hochzuverehrender Herr Bibliothekar! Sie mögen eine grundgelehrter Mann sein, aber mein Mann sind Sie doch nicht!" Von anderer Seite wurde Meißners Vorgehen gegen Dasdorf getadelt. (J. G. Forsters Briefwechsel, Leipzig 1829, I, 849.)

[36]) Briefe an Dora Stock vom 30. Juli und 29. September 1781.

[37]) Werke III, S. XII.

[38]) Werke XXXI, 1 ff.

[39]) Beiträge zur Geschichte Deutschlands, Werke XXXIV, 245 ff.

[40]) Die Allg. Ztg. irrt, wenn sie angibt, der Minister sei ihm früher feindlich gewesen, habe ihn aber später lieb gewonnen, fast

wöchentlich eingeladen und bei jeder Gelegenheit empfohlen. Das trifft nicht zu; gerade der Beginn der achtziger Jahre brachte das unheilbare Zerwürfnis (Werke VII, 70).

[41]) Vgl. die Briefe an Dora Stock, vom Herbst 1781.

[42]) Brief an Goekingk, 10. Sept. 1784.

[43]) Schillers Briefwechsel mit Körner (hrsg. v. Goedeke, I, 1 ff.) Goethe, Wahrheit und Dichtung II, 319 (Cotta 1867): „Sie (Minna und Dora) sind zeitlebens meine Freundinnen geblieben." Vergl. „Urlichs, Charlotte v. Schiller und ihre Freunde," von Schönberg. — Stuttgart 1865.

[44]) Das Buch „Huber und seine Freunde" enthält hierüber sehr einseitig gefärbte Nachrichten. Körner, ursprünglich der Verbindung der beiden sympathisch gegenüber stehend, hat schließlich die Lösung des Verhältnisses mit starker Hand übernommen. Dora hat sich dabei ruhig und gefaßt gezeigt. (Briefwechsel mit Schiller I, 175; II, 326, 329, 331, 345.)

[45]) Brief vom 6. Oct. 1779.

[46]) Eben jenen Nauberg.

[47]) Brief vom 6. Oct. 1779.

[48]) „ „ 7. Aug. 1781.

[49]) „ „ 6. Oct. 1779, 30. Juli 1781, 7. Aug. und 17. Aug. 1781.

[50]) „ „ 30. Juli 1781.

[51]) „ „ 7. Aug., 17. u. 21. Aug., 20. Sept. u. 5. Oct. 1781.

[52]) „ „ 7. Aug. 1781.

[53]) „ „ 29. Sept. 1781 vgl. auch Werke XI, 149.

[54]) „ „ 17. Aug. 1781.

[55]) „ „ 30. Juli, 29. Sept., Ende Nov. 1781.

[56]) „ „ 29. Sept. 1781.

[57]) „ „ 7. Aug., 17. Aug, 29. Sept. 1781.

[58]) „ „ 29. Sept. und 5. Oct. 1781.

[59]) „ „ 7. und 17. Aug. 1781.

[60]) Brief vom 21. Aug.; nach den Rococobildern wäre die „kleine Klause" eine in der Pirnaschen Gasse gelegene, bequeme Wohnung gewesen, die vor ihm Rabener bewohnt hätte. Vielleicht ist er aber dorthin erst nach seiner Verheiratung gezogen.

[61]) Schillers Briefwechsel mit Körner I, 101: „Zu einer Verbindung mit Meißner möchte ich nie rathen."

[62]) Joh. Gottl. Amadeus Naumann aus Blasewitz (1741—1801), ein Schüler Tartinis, lebte lange in Italien, wurde 1765 kurfürstlicher Kirchencomponist, 1786 Obercapellmeister in Dresden. Von seinen Opern sind „Amphion" und „Cora" die bekanntesten, von seinen zahlreichen kirchlichen Compositionen das „Vater Unser" (Text von Klopstock). Meißner hat ihn 1776 kennen gelernt, als er ihn um die Composition seiner Cantate an Madame Hellmuth angieng, vgl. auch Werke XXX, 1 ff.

[63]) Werke XXX, 145 und Brief an Dora vom 29. Sept. 1781.
[64]) XXX, 234, XXXVI, 61; Deutsches Museum, Mai 1780 S. 471.
[65]) Brief an Dora vom 29. Sept. 1781.
[66]) „ „ Goekingk vom 10. Sept. 1784.
[67]) Franz Seydelmann (1748—1806), ein Dresdener und Schüler Naumanns, kurfürstl. Capellmeister, Kirchen- und Kammercomponist componierte einzelne komische Opern, Sonaten und kirchliche Stücke.
[68]) Den Berichten der Rococobilder wird mit Reserve zu begegnen sein.
[69]) Werke V, 281.
[70]) Sophie Becker, Vor hundert Jahren. Stuttgart, Spemann S. 25, 27, 28, 139, 140, 144.
[71]) Herr Dr. Schebek besitzt folgendes Stammbuchblatt, das Meißner Elisen in Dresden schon am 13. November 1784 gewidmet hat:

Wenn einst Elisens Seraph ihr
Eröffnen wird des Himmels Thor,
Wenn freundlich ihr entgegentönet
Der künftigen Gespielen Chor,
Nicht fremd ist dann der Auserwählten
Der Engelharfen Klang.
Sie hört im Himmel Lieder singen,
Die sie einst selbst auf Erden sang.

Vgl. ferner die Briefe Meißners an die Recke vom 18. Mai u. 21. Sept. 1801.
[72]) Werke XXXIV.
[73]) Brief an Dora vom 29. Sept. 1781.
[74]) „ „ Nicolai vom 18. Februar 1788.
[75]) Werke V, 22 Epistel an Fr. D. O.
[76]) Allg. Handbuch der Freimaurerei, herausg. von Lenning, Leipzig, 1865 II, 305. Wenn hier der Operettenübersetzung l'amour diable („der Alchymist") freimaurerische Tendenzen zugesprochen werden, so zeigt das von Unkenntnis des Originales.
[77]) Brief an Bertram vom 19. October 1783.
[78]) Briefe an Breitkopf vom 7. September und 7 December 1779.
[79]) Deutsches Museum Dec. 1778. — Knothe „C. F. Kretschmann" Zittau 1858, hat diesen Verkehr nicht berücksichtigt.
[80]) Werke III, 217 ff.
[81]) Im Besitze des Herrn v. Bayer.
[82]) Leipzig 1783 und 1788.
[83]) Der Brief ist im Besitze des Herrn v. Bayer.
[84]) Weinhold, Boie S. 266.
[85]) am 29. Juni 1779, vgl. Weinhold S. 91.
[86]) Brief an Goekingk vom 1. März 1780.

[87]) Brief an Göschen vom 12. Juni 1789 (im Besitze des Herrn Dr. Schebek).

[88]) Briefe an Goekingk vom 29. Juni 1776, 1. März, 6. Juli, 29. Sept. 1780, 10. Sept. 1784, 7. Oct. 1784 und 26. Juni 1785.

[89]) Briefe an Nicolai vom 15. Nov. 1787, 5. Jan., 18. Febr. 1. März, 12. März 1788 und 9. März 1789.

[90]) Die Angelegenheit mit Nicolai, die sich zum kleineren Teile schon in Prag abgespielt hat, soll des Zusammenhanges halber hier vollständig dargestellt werden.

[91]) Im Besitz des Herrn v. Bayer.

[92]) Werke V, 129.

[93]) Brief an Goekingk vom 6. Juli 1780. Näheres bin ich vorläufig eben so wenig anzugeben in der Lage, als über sein persönliches Verhältnis zu Wieland, dem er übrigens, so weit ich das Materiale zu überblicken vermag, nicht näher getreten sein dürfte.

[94]) Alfred Meißner freilich läßt ihn 1779, als er mit Wezel jene Reise unternimmt, die ihn zu Boie führt, auch Gleim in Halberstadt und Bürger in Göttingen aufsuchen. Das bedeutet aber an sich sehr wenig, denn jene Reise hat, nach den Rococobildern (S. 26) auch zu einem Besuche Goekingks in Wernigerode geführt und doch hat Meißner diesen noch 1780 nicht von Person gekannt, sondern erst im Sommer 1784 in Leipzig kennen gelernt. (Briefe an Goekingk vom 1. März 1780 und 10. Sept. 1784.)

[95]) Werke XIX, 6. Aus einem Briefe Gleims an Meißner (im Besitze des Herrn von Bayer) geht nicht hervor, ob vorher eine Zusammenkunft stattgefunden habe.

[96]) Im Besitze des Herrn v. Bayer.

[97]) Brief an Breitkopf vom 7. Dec. 1779.

[98]) Bekannt, d. h. von Alfred Meißner Hormayr entnommen und in den Rococobildern abgedruckt, ist die Anekdote, wie Meißner in größerer Gesellschaft eine Wasserpartie nach Schandau unternahm und von einem unscheinbaren Mädchen ein Räthsel (den „Dreifuß") erhielt, das er trotz seiner Verve zu lösen nicht im stande war. Die Rococobilder (S. 42—44) setzen diese Landpartie in den Mai 1783 und fügen die Nachricht bei: „Wenige Tage später hatte sich der junge Mann mit der schönen Sphinx verlobt, einen Monat später war sie seine Frau." Meißner wurde aber nicht im Juni — sondern laut Trauscheines des evang.-lutherischen Pfarramtes zu Dresden-Plauen — am 13. November 1783 getraut. Diese an sich schon nicht zu bezweifelnde Angabe wird noch durch einen Brief Meißners an Bertram bestätigt: „Ich habe" schreibt er am 19. October 1783, „für diesen Winter mancherlei gleich Thörigtes vor. Ich will meinen Alcibiades vollenden, ein halb vermodertes Schauspiel ausfeilen und fertig machen, und endlich gar mich ver . . . . doch

nein, das schreib ich nicht aus. Sie möchten gar zu sehr lachen." Auch Kretschmanns Hochzeitscarmen (Quartalschrift 1784, 4 St.) enthält eine Anspielung auf den Winter.

[99]) Die Zeilen: „Zwar es gab Dir Reiz und Stand — Höhres Recht und höh're Hand" (V, 80), die Kraus nicht zu deuten weiß, weisen darauf hin, daß Meißner von der socialen Stellung seines Schwiegervaters eine hohe Meinung hatte.

[100]) Werke V, 83.

[101]) Brief an Goekingk vom 26. Juni 1785.

[102]) Die letzten Daten aus Familienbriefen im Besitze des Herrn v. Bayer.

[103]) Werke V, 78.

[104]) Werke V, 276 „An H. (= Hannchen), als sie dem Dichter vorwarf, daß er vor ihr schon andere Mädchen geliebt habe." (Qu.-Schrift I. Jahrg., 1. St., S. 187).

[105]) Brief an Goekingk vom 10. Sept. 1784 und an Nicolai vom 5. Jan. 1788.

[106]) Brief an Goekingk vom 7. Oct. 1784.

[107]) Brief an Hammer vom 17. März 1798.

[108]) Dlabacz, Allg. histor. Künstlerlexikon f. Böhmen II, 292.

[109]) Dieser Brief, im Besitz des Herrn v. Bayer, war früher Alfred Meißners Eigenthum. Vielleicht stand ihm eine Quelle zu Gebote die ihm das eheliche Leben seiner Großeltern nicht im rosigsten Lichte erscheinen ließ. Trotzdem ist es aber kaum geschmackvoll, wenn Alfred Meißner seine Großmutter in den Rococobildern zweimal angreift. S. 44 sagt er mit Anspielung auf die Sphinx-Anekdote: „Sie hat ihm auch als Frau manches Rätsel aufzulösen gegeben. S. 215: „Sie hatte ihn nicht verstanden, nicht gefördert und durch immerwährende Eifersucht und durch den Vorwurf mangelnder Liebe fortwährend gereizt und gequält." So schlimm scheint mir das Verhältnis nicht gewesen zu sein.

[110]) Brief an Becker, den Herausgeber der „Erholungen", vom 18. Juni 1799 (im Besitz des Herrn Dr. Schebek)

[111]) Brief an Schütz vom 6. Februar 1800. Die Allg. Ztg. 1807 Nr. 85 nennt ihn einen rühmlich bekannten Schriftsteller und Dichter und sieht in ihm den künftigen Biographen seines Schwagers.

[112]) Werke V, 239, Quartalschr. 1. Jahrg., 2. St., S. 17.

[113]) Hier (V, 270) hat Kuffner wunderlicher Weise das falsche Datum übernommen (3. Nov.), während er in seinem kurzen biographischen Abrisse (XXXVI, 219) richtig den 4. Nov. angibt. Das Gedicht erschien im Januar 1783 des Deutschen Museums, ebenso die beiden Meißners Kopfschmerz behandelnden Gedichte Meißners, die Kuffner V, 267 und 272 abdruckt. Meißners Antwort bezieht sich aber nicht auf das Geburtstagslied, sondern auf das vorhergehende V, 267.

[114]) Brief an Dora vom 29. Sept. 1781.

[115]) Weinhold, Boie, S. 91.

[116]) Briefe an Goekingk vom 6. Juli 1780, an Dora vom Herbste 1781.

[117]) Brief an Goekingk vom 6. Juli 1780.

[118]) Werke I, 180, vgl. auch Prager Zeitschrift 1851, Nr. 31, S. 23.

[119]) Werke XXXVI, 23.

[120]) Brief an Breitkopf vom 7. Dec. 1779.

[121]) Brief an Göschen vom 30. März 1780.

[122]) Darunter 1785 im 62. Bd. der Allg. d. Bibl.; in der Zeitschrift von und für Deutschland 1784; in Bertrams Litteratur- und Theaterzeitung 1783.

[123]) Brief vom 4. Januar 1787 (im Besitze des Herrn v. Bayer.)

[124]) Von der Inhaltsangabe der einzelnen Hefte sehe ich ab, weil Jördens ein richtiges Inhaltsverzeichnis bringt.

[125]) Brief an Schütz vom 12. Januar 1801.

[126]) Das Verhältnis beider Männer wird uns noch beschäftigen.

[127]) Die abenteuerlichen Geschichten, von denen die Rococobilder (S. 53 ff.) berichten, und denen zufolge Kaiser Josef im berühmten Controlgange dem „Verfasser des Nushirvan" eine Lehrkanzel angeboten habe, sind wohl nicht ernst zu nehmen.

[128]) Brief vom 13. Aug. 1786 (im Besitze des Herrn v. Bayer.)

[129]) Vgl. Allg. Litt. Ztg. 1785 IV, S. 28: „Herr Geh. Archiv-Registrator Meißner in Dresden ist zum Professor der Philosophie nach Prag berufen worden."

[130]) Ich verdanke diese Daten der Freundlichkeit des Herrn Univ.-Kanzlei-Directors Dr. Scherer in Prag. Eine heillose Verwirrung gibt es wieder in den Rococobildern. Auf S. 3 heißt es: „Es war im Jahre 1783, als mein Großvater dreißig Jahre alt (also kein Druckfehler) in Dresden eine Beamtenstellung . . . quittierte und, von Kaiser Joseph berufen, nach Prag übersiedelte, wo er an der dortigen Universität die Professur der klassischen Litteratur und Aesthetik antrat." S. 40 erzählt Alfred Meißner dann sehr weitschweifig, was alles sein Großvater 1784 in Dresden that und schrieb und wie er 1785 die Reise zu Kaiser Joseph antrat.

[131]) Ich entnehme diese Daten dem mit 1784 beginnenden Lectionskataloge. Kraus führt noch drei Collegien an: „Deutschlands Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts" (2stündig) und „Geschichte der lateinischen Dicht- und Redekunst" für den I. Jahrgang; dann von 1794 „Ueber die alte deutsche Geschichte zur Erklärung der Bruchstücke aus Julius Caesar und Tacitus" (einstündig). — Hiezu kam noch im Schuljahre 1789—90 eine außerordentliche Vorlesung: „Die Geschichte des 18. Jahrhunderts nach Büschens Welthändel." Montag, Donnerstag 11—12 Uhr. (Riegger, Materialien zur alten und neuen Statistik X, 153).

[183]) Brief an Göschen vom 25. Januar 1791.

[184]) Brief an Matthisson vom 13. März 1804 (F. v Matthissons litterar. Nachlaß nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde, Berlin Mylius, 1832) und Brief an Elisa vom 21. September 1801.

[185]) Brief an Hammer vom 26. Nov. 1798.
Brief an Nicolai vom 15. Nov. 1787.

[186]) Brief an Halem vom 16. Nov. 1785.
Brief an Nicolai vom 15. Dec. 1787.

[187]) Tomek, Geschichte der Prager Universität, Prag 1848. Vgl. auch: Beobachtungen in und über Prag von einem reisenden Ausländer. Prag, Gerle, 1787, II, S. 22—23.

[188]) „Sein Auftreten konnte in gewisser Hinsicht als eine neue Epoche in Böhmens Kunstgeschichte angesehen werden." (Tomek a. a. O. S. 335.)

[189]) Archenholtz: Littteratur- und Völkerkunde 5. Jahrgang 6. Bd. 1786 und 6. Jahrg. 10. Bd. 1787.

[190]) Archenholtz a. a. O. 1787.

[191]) Archenholtz a. a. O. 1787 und Deutsches Museum Feb. 1787.

[192]) Brief von Nicolai an Meißner vom 21. Dec. 1787 (im Besitz des Herrn v. Bayer). Briefe von Meißner an Nicolai vom 5. Januar, 18. Februar und 12. März 1788. Großing an Meißner am 1. März 1788.

[193]) Ueber des Herrn Meißner Rede beim Antritt seiner Professur in Prag an einen Freund zu Wien. Von Hermann. Wien 1786. (49 Seiten.)

[194]) Werke XXXVI.

[195]) Nach Hermann ist die ganze Rede teils „triviales Zeug", teils Sonnenfelsisches Plagiat.

[196]) Unter den zahllosen öden Witzeleien Hermanns, die er dadurch zu stande bringt, daß er in den Zusammenhang seiner Rede einen Meißnerschen Satz preßt, um ihn dann aufs Prokrustesbett zu spannen, kann ich mir nicht versagen, eine anzuführen, die einerseits als Typus des Hermannschen „Witzes", andererseits auch als sehr charakteristisch für seine sehr mangelhafte schriftstellerische Begabung gelten kann. Meißner meint (S. 7): „Erleichtert wird mir das Verständnis einer Rede durch des Nachdrucks richtige Vertheilung." Dazu Hermann: „Nicht wahr, es soll heißen, ich verstehe den Inhalt einer Rede besser, wenn ich sie gedruckt (!!) lese. Würde ich sie dann nicht so leicht verstehen, wenn ich sie im Manuscript lesen könnte? Und warum muß es denn eine wiederholte Auflage, ein Nachdruck (!) sein? Wäre es nicht genug, wenn ich den ersten Druck oder die Originalausgabe lese? Und wozu endlich die richtige Verteilung des Nachdrucks? Gesetzt, der Verteil (so!) wäre nicht so ganz richtig oder ich gienge in den Buchladen und kaufte mir ein Exemplar? Heißt das Richtigkeit der Ideen, wenn man bei einer einzigen Construction so viel fragen muß?"

Mit solchen unsäglichen Albernheiten ist die Schrift gespickt. Oder sollte Hermann am Ende wirklich den Begriff des rednerischen Nachdruckes nicht verstanden haben?

[146]) Kraus a. a. O. Es wird da ein vorwiegend negativer und sehr schwacher Beweis geführt. Bucek ist übrigens gar kein „geborener Böhme." Wenn es, wie Kraus meint, für Seibt eine Beleidigung war, daß ihn Meißner nicht erwähnte (wo er dies hätte thun sollen, weiß ich freilich nicht), so war ja die Beleidigung keine geringere, wenn es Bucek gleichfalls nicht that; warum sollte man denn gerade Bucek nicht auch zu den „Prager Litteraten" rechnen dürfen? Ganz haltlos aber ist es, wenn Kraus meint, der Verf. könne nicht der philosophischen Facultät angehört haben, weil er boshaft klagt, man habe die Facultäten ohne ausreichenden Grund ins Carolinum bemüht.

[147]) Alfred Meißner spricht sogar immer von den „beiden Freunden." Näher kommt schon die Allg. Ztg., wenn sie von Seibts „salbungsvollen Diskursen" gegen Meißner zu berichten weiß.

[148]) Brief an Nicolai vom 15. Nov. 1787.

[149]) „ „ Nicolai vom 18. Februar 1788.

[150]) „ „ Nicolai vom 5. Januar 1788.

[151]) „ „ Nicolai vom 18. Februar 1788.

[152]) „ „ Bieweg vom 20. März 1793.

[153]) „ „ Bieweg vom 5. Januar 1793.

[154]) Brief an Göschen vom 12. Juni 1789, vom 29. Juli 1789, vom 24. September 1789, vom 15. December 1789, vom 13. März 1790, vom 11. April 1790, vom 19. April 1790, vom 25. Januar 1791, vom 21. Februar 1791. Göschen, der seit 1785 einen Schriftsteller, nämlich Ch. G. Körner zum Gesellschafter hatte, war in That der geeignetste Mann, in einem solchen Falle einzutreten. (Vgl. Adolf Stern, Beiträge zur Litteraturgesch. des 17. und 18 Jahrhunderts, Leipzig 1893, S. 248. — Chr. G. Lorenz, Zur Erinnerung an G. J. Göschen. Grimma 1861. — Buchner, Wieland und Göschen. Stuttgart 1874). Ueber die zahlreichen buchhändlerischen Unternehmungen, an denen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts betheiligt waren, handelt Stern a. a. O. S. 250, 251, dann F. H. Meyer im „Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels" Heft 2, Leipzig 1879 und Buchner in seiner Monographie über die „Buchhandlung der Gelehrten."

[155]) Brief an Göschen vom 17. Nov. 1788 und 15. Dec. 1789.

[156]) Näheres über den Erfolg von Meißners Thätigkeit als Verleger war ich trotz Erkundigungen an maßgebender Stelle zu erfahren nicht in der Lage.

[157]) Brief an Bieweg vom 20. März 1793.

[158]) Vgl. Alfred Klaar: Das Wiedererwachen deutscher Poesie in Böhmen [Vortrag].

[159]) Brief an Bieweg vom 20. März 1793.

[160]) Das Motto des Spartakus („Nicht König, nicht Geburt, der Geist macht groß und klein — Ein König könnte Sclav', ein Sclave König sein") war von seinen Gegnern benutzt worden, um ihn nach oben hin verdächtig zu machen. (Brief an Bieweg vom 17. März 1793.)

[161]) Schmidt und Suphan, Xenien, Weimar, 1893, S. 51, Nr. 452.

[162]) Brief an Hammer vom 17. März 1798. — Aber noch nach einem Jahre bietet der Buchhändler C. G. Anton, Bruder des bekannten Erneuerers altdeutscher Schriften Dr. Anton, in der Jenaer Allg. Litt. Ztg. von 1799 den letzten Band um den doch nennenswerten Preis von 16 Gr. an.

[163]) In seinem eigenen Hause ist Meißner aber noch kein unbedingter Anhänger des Impfens. Kann er sich auch der Wirkung der Inoculation ebensowenig verschließen, wie der fieberheilenden Kraft der China und der ausleerenden des Rhabarbers, so baut er auf den Erfolg doch keineswegs mit Zuversicht und ist zufrieden, daß sein Töchterchen während seiner Abwesenheit, also ohne sein Vorwissen, geimpft wurde. (Brief an Elisa vom 21. September 1801.)

[164]) Die Epoken (die Jahreszeiten) sind im Nov. 1793 nach der Uebertragung von Marats Leiche ins Pantheon verfaßt worden. Bevor sie in den Apollo kamen, waren sie bereits im Januarhefte 1794 von Archenholtz' Minerva und im Märzhefte 1794 der Hamburger Neuen Zeitung abgedruckt. (Klopstocks Oden von Munker und Pawel II, 203.)

[165]) Diese Beschäftigung hat sein 1798 in Leipzig erschienenes Buch „Capuas Abfall und Strafe" gezeitigt.

[166]) Gervinus, Gesch. d. dtsch. Dichtung V, 395.

[167]) Allg. d. Bibl. 110, 229. Neue allg. d. Bibl. 56, II, 471; 55, I, 157; 39, 87; 44, I, 154. Allg. Litt. Ztg. 1792, II Nr. 45, S. 356; 1800 Nr. 152, S. 475; 1800, I Nr. 83, S. 657.

[168]) Die Briefe Jean Pauls sind im Besitz des Herrn v. Bayer. Auf S. 70 und 118 der Rococobilder sind sie richtig abgedruckt, nur ist der erste Brief nicht vom 7. Februar 1787, sondern vom 7. März 1786.

[169]) Nach den Rococobildern soll der Brief Pfeffels an Meißner vom 1. Sept. 1789 (das Datum ist richtig) der Dank für den ihm übermittelten Spartakus sein. Der Spartakus erschien aber erst 1792. Der Brief gilt in Wahrheit der 2. Auflage der „Erzählungen und Dialogen," die Meißner Pfeffeln zugeeignet hatte.

[170]) Im Besitz des Herrn v. Bayer.

[171]) Das Gedicht ist älteren Datums, ist nach Art seiner gewöhnlichen Geburtstagslieder und ist bei Kuffner nicht abgedruckt.

[172]) Brief an Hammer vom 17. März 1798.

[173]) Brief an Schütz, II 240—49.

[174]) Im Besitz der Münchener Hof- und Staatsbibliothk, abge-

druckt in Gaßners Ztschrft. für Deutschlands Musikvereine I, 1 (1845); L. Nohl, Neue Briefe Beethovens, Stuttgart 1867 Nr. 3.

[175]) Rococobilder S. 211.

[176]) Josef Svatek: Culturhistorische Bilder aus Böhmen. Prag 1879 S. 220 ff. Die Svatekschen Publicationen sind nicht allzu verläßlich. In seinen Darlegungen über Schiller in Prag stützt er sich stark auf die Rococobilder. Von den Memoiren A. G. Meißners hat er ganz unklare Begriffe. — Es ist eine eigentümliche Auffassung von litterarischer Kameraderie, wenn Alfred Meißner meint, Schiller hätte aus Dankbarkeit für die erwiesene gastliche Aufnahme und als Entschädigung für die Verletzung Eduards das Xenion über Alcibiades unterdrücken müssen.

[177]) Dem Prager Universitäts-Archive entnommen. — Im Laufe der Jahre waren ihm mehrfach Ehrungen zu Theil geworden die auf ein wachsendes Ansehen schließen lassen. 1780 hatte ihn die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede ernannt, 1786 wurde er vom Comité zur Errichtung eines Leibniz-Lambert-Sulzer-Mendelssohn-Denkmales, das von Männern wie Nicolai, Biester, Markus Herz, David Friedländer geplant ward, zur Einleitung der Sammlungen in Prag aufgefordert. Außer Meißner erhielten in Prag nur noch der Probst v. Schulstein und der Primator der Judengemeinde, Bankier Frankel, eine derartige Einladung. (Teutscher Merkur, März 1786.)

[178]) Alfred Meißner weiß viel von diesen Verbindungen zu erzählen.

[179]) Herr Dr. Schebek hat mir die Einsichtnahme gütigst gestattet.

180a) Prochazka (Mozart in Prag, Prag 1892) spricht S. 192 von dieser Akademie, ohne aber die Cantate zu erwähnen.

[180]) Von besserer Hand können Sie manche, von wärmerem, innigerem Herzen nie eine Zuschrift erhalten, schrieb Meißner in der Dedication.

[181]) Prager Wochenschrift a. a. O.

[182]) Kraus a. a. O., Svatek a. a. O.

[183]) Dlabacz a. a. O.

[184]) Sein Befinden hat sich jedenfalls nicht gebessert. Die Prager Wochenschrift a. a. O. sagt von ihm, er habe, nach seinem eigenen Ausdrucke, mit körperlichen Schmerzen stets in offener Fehde gelegen. Im Juni 1789 ist er — Brief an Göschen — eine Woche lang bettlägerig; 1796 beklagt er sich Becker gegenüber über andauernde Kränklichkeit. 1802 (Brief an Schütz) hat er sich eine 10 Wochen währende Lähmung der rechten Hand zugezogen. 1804 klagt er, daß er in den letzten 20 Jahren kaum in einzelnen Stunden „der Gesundheit Gut empfand" und wie sehr er des Arztes bedurfte, wissen wir bereits.

[185]) Deutsches Museum 1787, II 162 „für 18 Pfd. Bücher wird 47 kr. Zoll gezahlt und ‚le Saxe galante' wird nur nach langem Zögern frei gegeben."

[186]) „Uns armen unter den Fittigen des zweiköpfigen Adlers und unter der Mähne des zweigeschwänzten Löwen lebenden Erdenkindern schweben oft Bedenklichkeiten vor, die den Preußen und Sachsen unbegreiflich und doch wahrlich keine selbstgeschaffenen Gespenster sind."

[187]) Freilich irrt Alfred Meißner, wenn er ihn zum „nassauoranischen Regierungsrathe" macht, Goekingk ist niemals aus den preußischen Dienste getreten, selbst nicht auf das Anerbieten eines Ministerportefeuilles.

[188]) Minor, Popularphilosophen ꝛc. S. 133.

[189]) Vom 25. Februar 1804.

[190]) Schon Anfang December hatte „A. J. L. Hörer der Philosophie im 2. Jahrgange" dem scheidenden Lehrer eine Cantate „Denkmal inniger Verehrung" gewidmet. Sie schließt mit den Zeilen: „Wir, wir wollen immer segnend sagen — Enkeln noch, wie edel dus gemeint — Rühmen uns in unseren schönsten Tagen — Mit der Thrän', die scheidend du geweint." — Die beiden anderen Cantaten zeigen unverkennbar in Form und Bau den Einfluß der Meißnerschen. Sie sind beide äußerst enthusiastisch im Lobe. Die von den Hörern der Philosophie gewidmete tönt in die Worte aus: „Eile, denn in schönere Fernen — Ruhmgekrönter, eile hin, — Unsers Dankes heiße Thräne — folgt dir als Begleiterin." Schneider (gleichfalls ein Schüler Meißners) hebt an: „Verhüllt in Trauerflor die schmerzgelösten Haare, ihr Musen an der Moldau Strand — denn er verläßt euch . . . ." Er rühmt ferner, wie Meißner „in der Brust der hoffnungsvollen Jugend Bohemiens den hohen Götterfunken weckte," wie er „in Hellas schönere Tage und zur blauen Tiberflut" die „bewegten Hörer führte, wie er durch edle Lieb und freundliche Gewohnheit schon Landsmann" hieß. „Vergiß nicht der Herzen die ewig dir schlagen!" ruft er schließlich dem Scheidenden zu.

[191]) Vgl. H. König. „Auch eine Jugend" Leipzig 1861.

[192]) Rococobilder S. 223. Eine Anfrage in Fulda ist ohne Antwort geblieben.

[193]) Sie hat übrigens seit 1804 an den Folgen eines Entzündungsfiebers gekränkelt. (Brief an Matthisson, 13. März 1804.)

[194]) Dieser Totenschein, den ich Herrn Pfarrer Rollmann in Fulda verdanke, macht den Widersprüchen in der Angabe des Todesdatums definitiv ein Ende. Jördens in seiner spätern Auflage (die von 1808 bringt noch den 20.), dann Goedeke Grundriß und vor allem Kraus bringen fälschlich den 18. Februar. Den 20. haben u. a. Wurzbach, die Rococobilder, die Allg. Ztg., die Neue Berl. Monatschrift, dann eine Marginalnotiz von W. Ch. S. Mylius auf einem von A. G. Meißner geschriebenem Stammbuchblatte. — Die mir zugänglichen Nekrologe sind, mit Ausnahme der Allg. Ztg. ziemlich kurz und frostig.

[195]) So der Nekrologschreiber der Allg. Ztg., H. König u. A.

[196]) Kuffners biogr. Aufsatz XXXVI, Hormayrs Archiv und Prager Wochenschrift a. a. O., die Allg. Ztg. a. a. O., die Rococobilder, König.

[197]) Hormayr, Allg. Ztg., Prager Zschr. a. a. O.

[198]) V, 106.

[199]) Ich kenne deren drei aus der Handschriftensammlung des Herrn Dr. Schebek.

[200]) Im Besitze des Herrn v. Bayer in Bregenz. — Unserer Darstellung ist ein Stich des Bildes von Graff vorangesetzt. — Das Porträt seines Großvaters, das Alfred Meißner gelegentlich seiner Promotion in der Prager Aula gesehen haben will, (Aus meinem Leben I, 145) ist dort nicht mehr bekannt. Auch ist A. G. Meißner ja niemals Rector gewesen, sein Porträt gehört also gar nicht in die Aula.

[201]) Briefe an Dora Stock a. a. O.

[202]) Werke XXXIV, S. IX.

[203]) Schon 1785 erschien eine Uebersetzung von Dr. Eckstein.

[204]) Brief an Göschen vom 12. Juni 1789.

[205]) In der 2. Auflage der Skizzen (1792) bedauert er angesichts der großen Umwälzungen in Frankreich diese Verhöhnung und meint, ein La Fayette genüge, um die ganze Nation vor seinem Spotte zu schützen. Ein „Franzosenfresser" ist er übrigens nie gewesen, ja in der „Familie Frink" verherrlicht er die Franzosen sogar auf Kosten einer deutschen Duodezarmee.

[206]) Simon Dach:

Wer nicht wohl zu dichten weiß,
Hat im Lieben keinen Preis.

[207]) Wirklich wird auch ein solcher Fürst zweimal (VII, 216 und XII, 147) von Meißner mit dem Hettore Gonzaga in der „Emilia" verglichen.

[208]) XXXVI, 107.

[209]) Brief vom 19. Oct. 1783.

[210]) Brief an Matthisson a. a. O.

[211]) X, 283 Klaus Narr erschien in der 2. Sammlung der Skizzen, fällt also zeitlich mit den früheren Anwürfen zusammen.

[212]) Erschienen in der 2. Sammlung der Skizzen, 1779.

[213]) Brief an Reichard vom 27. Oct. 1778.

[214]) Teutscher Merkur 1778 S. 84. „Als ob Goethes und Meißners Cäsar einander im Wege stünden! Aus der Probe erhellt indessen, daß der Verf. eine wahre Selbstkenntnis besitzt!" (Weil er den Plan aufgibt.)

[215]) In der Familie Frink (XII, 329) fühlt er sich veranlaßt, bei einem Gedichte „vom ganzen Herzen zu gähnen, denn es war ganz im Gottschedischen Geschmacke." Ein andermal (VII, 68 aus dem Jahre 1781) macht er einen Ausfall gegen die Franzosen, weil jene Gottscheds Cato für das „Meisterwerk unserer Bühne" hielten.

[216]) Eine „Anekdote aus der Unterwelt Lope, Leſſing und Paſtor Richter" (Leipzig 1782), zu der wohl Kretſchmanns Totengeſpräch „Gellert und Rabener" zunächſt die Form geliehen hat, macht Leſſing nach Lucianiſch-Huttenſchen Muſter zum Helden einer litterariſchen Satire. Lope hält ſich im Elyſium fern von Leſſing, den Euripides Sohn, Shakeſpeare Bruder und Molière Freund nennt, und rühmt ſich ſeiner Fruchtbarkeit. Leſſing führt ihm die Nichtigkeit dieſes Stolzes zu Gemüte, indem er auf einen Görlitzer Paſtor Richter hinweiſt, der 6000 Predigten verfaßt habe.

II. Abſchnitt.

[1]) Vergl. dazu: Eichendorff, Der deutſche Roman des 18 Jahrh. in ſeinem Verhältniſſe zum Chriſtenthume. Leipzig 1851 S. 148. — Auf den „Staatsroman" gedenke ich hier nicht näher einzugehen.

[2]) 1779, 1782, 1791.

[3]) 1768 und 1779 von W. Ch. S. Mylius; Der hinkende Teufel 1764 und 89.

[4]) 1779 von Mylius „Candide," 1786 von demſelben Romane und Erzählungen.

[5]) 1782 von Mylius.

[6]) 1787, 1788, 1791.

[7]) 1761 von Gellius „Die neue Heloiſe," 1785 daſſ. von K. F. Cramer, 1762 Emile, 1789 daſſ. von Cramer.

[8]) 1777 und 1783 von Bode die Inkas, 1787 Ueberſetzungen von Anton-Wall, und 1794 von Schütz.

[9]) Hahn, Gerſtenberg: Ugolino; Lenz: Hofmeiſter; Müller: Fauſt; Hahn: Kunigunde; Klinger: Otto, Medea; Goethe: Götz. Vergl. R. M. Werner, Zſchr. f. öſt. Gymnaſien 1879 S. 280.

[10]) Es iſt mir trotz aller Bemühung nicht möglich geweſen, das Original „The invisible spy" von Eliza Heywood zu beſchaffen. Nach einer mir zugekommenen Mittheilung iſt auch im Britiſh Muſeum der Roman nicht vorhanden. Ich mußte mich ſonach vorläufig mit der Vergleichung der in Altenburg 1756 in der Richterſchen Buchhandlung erſchienenen deutſchen Ueberſetzung „Der unſichtbare Kundſchafter" in zwei Bänden, 4 Theilen, 8 Büchern begnügen. Sie wird von vielen Seiten, darunter von Meißner, als wortgetreu bezeichnet. Sie bringt alle Stücke Meißners mit Ausnahme des letzten und daneben noch eine Reihe von Erzählungen, die bei Meißner fehlen. So im 1. Buche eine Erzählung von einem hartherzigen Lord, der ſeine Unterthanen darben läßt, im 2. von einer Ehefrau, die ihr Mann mißhandelt und die ihn gleichwohl liebt und von einem Manne, der ſich durch Staatsgeſchäfte über die Vernachläſſigung

seitens seiner Frau tröstet; im 3. Buche die Anekdote von einer Dame, die ihren Schoßhund ungebürlich betrauert, von einer Ehefrau, die ihren Mann betrügt, endlich aber verrathen und vor die Thüre gesetzt wird und von einem Mädchen, das durch List unter die Haube kommt; von einer reichen Dame, die ein elendes Leben führt; von einem Soldaten, der seine junge Frau gegen die Gelüste eines Offiziers vertheidigt; von einem unfähigen Vater, der seinen trefflichen Sohn ins Oberhaus bringen will. 5. Buch: Ueber die Art, wie eine Dame vom Spielteufel geheilt wird; Besuch bei einer galanten alten Dame; von der Lecture und Kindererziehung in der Gesellschaft; von einem Kammermädchen, das ihre Herrin verkuppelt. 7. und 8. Buch: von einem edlen und menschenfreundlichen Lord; von einer tugendhaften und einer leichtsinnigen Schwester; von einem Mädchen, das in ein schlechtes Haus gelockt wird; von einem Ehemanne, der seine treulose Frau grausam bestraft. Dazwischen Briefe an den Unsichtbaren über Politik, Judenbill ꝛc. ꝛc.

[11]) J. P. Siebenkees, Lebensbeschreibung der Bianca Capello de Medici, Großherzogin von Toscana, aus den Urkunden bearbeitet. Gotha, Ettinger 1789.

Histoire du Grand Duché de Toscana sous le gouvernement de Médicis. Traduit de l'Italien de M. Riguccio Galuzzi. A Paris 1782.

[12]) Bei Meißner ist der Pfarrer ein Jugendgespiele Sanseverinos, also jung; der Name des Ortes ist nicht angegeben.

[13]) Bei Meißner in Dialogform.

[14]) . . . ils obtinrent la protection du prince, qui n'eut pas besoin, pour la leur accorder des stratagêmes de Mondragone, son valet-de-chambre (!), ni de la mediation de son épouse. (Galuzzi, III, 164 ff.)

[15]) Hier weiß Galuzzi viel über den Prunk der Bianca und über den Haß, den sie allenthalben erregt, zu erzählen.

[16]) Bianca soll nach den Berichten feindseliger Autoren dem Wunsche des Herzogs nach Nachkommen in der Weise befriedigt haben, daß sie ihm mit unerhörter Dreistigkeit die Rolle der Schwangeren und Gebärenden vorspielte und ein fremdes Kind vorwies. Dieses erhielt den Namen Don Antonio de Medici und wurde vom Herzoge adoptiert. Die Mitwisser dieses Betruges, den sie nach Jahren selbst dem Herzoge entdeckte, wurden ermordet.

[17]) Also: kein geschlossenes Hausthor, sondern die Folgen des Verhältnisses nötigen Bianca zur Flucht, erst jetzt erfährt sie Bonaventuris wirkliche Abkunft. Kein Hirte, keine Reisestrapazen ꝛc.

[18]) Der stofflichen Zusammengehörigkeit halber seien hier noch zwei Biancabearbeitungen nachgewiesen, die uns direct weniger interessieren: erstens die erwähnte in der bibliotheque des Romans 1780 (nicht, wie Kuffner sagt, 1790), eine abgeschmackte Geschichte, in der

„Paolo", weit entfernt die Bianca zu verführen, ihr zweimal das Leben rettet, unaufhörlich Wohlthaten auf die Häupter seiner unwürdigen Halbbrüder, der Salviati, häuft, sich gern bescheidet, als ihm der alte Capello die Bianca versagt und sie endlich durch seinen unerhörten Edelmuth doch bekommt; trotzdem das Paar also rein und frei von Schuld dasteht, ist sein Loos doch das bekannte. Paolo stirbt durch Meuchelmörder, Bianca als Großherzogin ungefähr in der bekannten Art. Ferner Heinses Ardinghello, 1787, also nach Galuzzi, erschienen. Ardinghello lernt die Großherzogin in Lucca kennen, spricht von ihr, wie von jemand allbekanntem, und nennt sie eine wundervolle, schlaue und ränkesüchtige Zauberin. Die Geschichte von der Wochenbettkomödie erzählt er nach Art des Galuzzi, nur noch unappetitlicher. — Von Interesse ist es, daß zwei moderne Maler, (Schram im 7. Jahrgange der „Modernen Kunst" und Romani auf der Münchener Kunstausstellung von 1893) die Sterbescene aus der „Bianca Capello" darstellen und dabei — also offenbar von Meißner beeinflußt — dem Cardinale die Rolle des triumphierenden Bösewichtes zuweisen.

[19]) Goedeke schreibt ein Trauerspiel „Laura Montaldo, ein Gegenstück zur Bianca Capello, Leipzig 1801" Meißnern zu. Er ist gewiß im Irrthume. Jördens zählt das Stück zu den Nachahmungen der Bianca. Die Laura Montaldo ist ein historischer Stoff, an dem sich mehrere, darunter auch Schink und Seibt, versucht haben. Meißner aber gehört nicht zu ihnen.

[20]) Brief an Breitkopf vom 30. März 1780.
Brief an Geyser vom 30. Januar 1781.

[21]) Plutarchi vitae inter se comparatae. Lipsiae MDCCCLV I, 311 ff.

[22]) Thucydidis De bello Peloponnesiaco libri octo, Leipzig 1877.

[23]) Der Rhetor Athenäus, bekanntlich zu Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrh. lebend, fällt später, als Plutarch. Meißner dürfte die Ausgabe Lyon 1644 aus der Dresdener Bibliothek benützt haben. Ich citiere nach der Teubnerschen Ausgabe.

[24]) Vgl. Wieland, Menander und Glycerion, (Hempel X) S. 56.

[25]) G. F. Hertzberg, Alcibiades, der Staatsmann und Feldherr, Halle 1853, S. 172.

[26]) Das Hertzbergsche Buch bietet eine ausführliche Charakterisierung der antiken Quellen, die ich mit sehr geringen Ausnahmen einzusehen in der Lage war. Die weiteren, wie Lysias, Isokrates, Diodor haben entweder keinen Bezug auf Meißner oder bringen nichts, was nicht im Plutarch vorhanden wäre.

[27]) Dr. Hans Herchner, Die Kyropädie in Wielands Werken Berlin, Gärtner 1892 (Programm).

[28]) Darunter Gleim:

Dein Alcibiades, o Freund, gefällt mir besser,
Als der, den Gott erschuf.
Und dennoch bitt' ich dich, ich alter Wahrheitsmesser,
Dein Held war groß, mach' ihn nicht größer:
Wahr sein ist dein Beruf.

[50]) Sonderbarer Weise hat dieses schwülstige Bild ein fünfactiges Schauspiel C. F. Henslers „Das Galeriegemälde" (Wien 1790) hervorgerufen.

[50]) Brief an Dora Stock vom 7. August 1781.

[51]) Hertzberg a. a. O.

[52]) Gervinus, Gesch. d. dtsch. Dichtung V, 395.

[53]) Zum erstenmale in deutscher Sprache wurde der Masaniello-Stoff 1692 von Christian Weise in dramatischer Form behandelt. Im Jahre 1784 erschien in Berlin bei Himburg Masaniello ein Originaltrauerspiel in 5 Aufzügen, das ich aber nicht kenne. 1790 ein gleiches in der Wiener „Theatralischen Sammlung". Eine specielle Benützung Meißners ist nicht nachweisbar. Auch nicht in Wenzels Masaniello (1809) und in dem 1852 in Prag erschienenen historischen Romane „Masaniello" von Friedrich Carl Schuberth.

[54]) Außer diesen streng historischen Biographien hat er noch zwei Biographien verfaßt, zu denen er durch Zeitgenossen angeregt wurde und die auf Briefen und persönlichen Mittheilungen aufgebaut sind. Es sind dies „Das Leben Franz Balthasar Schönbergs von Brenkenhof" (Leipzig 1782) und die „Bruchstücke zu Naumanns Biographie" (Prag, Barth, 1803 u. 1804). Die erstere hat er aus Freundschaft für den Sohn und auf Grund der von jenen beigesteuerten handschriftlichen Nachrichten verfaßt; sie behandelt das Leben und das segensreiche wirtschaftliche und ökonomische Wirken des preußischen Kriegsrathes Franz Balthasar Schönberg von Brenkenhof (1723—80, Werke XXXIV, 3). Durch die allzu umständliche Schilderung von Brenkenhofs Wirksamkeit ist die Darstellung mitunter etwas ermüdend. Naumanns Biographie, ein zweibändiges Werk, hat er auf Anregung der Schwestern Dorothea verw. Herzogin von Kurland, und Elise v. d. Recke verfaßt. Er hat Naumann seit 1776 gekannt und außerdem das Materiale von der Herzogin und Elisa, dann von Naumanns Witwe erhalten. Das Buch hat heute noch seinen biographischen Wert und ist durch die 1840 erschienene Arbeit über Naumann von einem Ungenannten nicht übertroffen worden. Eine gewisse Weitschweifigkeit, die selbst die kleinste Anekdote für wesentlich genug hält, um sie dem Charakterbilde des Mannes beizufügen, hat er in der Vorrede mit dem Bemerken entschuldigt, er halte ein „Zu viel" bei einem Manne von Naumanns Bedeutung für leichter zu entschuldigen, als ein „Zu wenig". Die Schilderung ist äußerst lebendig und läßt den Vortheil erkennen, der für Meißner darin liegt, selbst ein Mit-

glied des Dresdener Naumannschen Kreises gewesen zu sein. Eine besondere Rücksichtnahme auf Kursachsen und den Hof ist allerdings nicht zu verkennen. Das Buch hat viel Anerkennung gefunden, so von O. L. B. Wolff in seiner Encyklopädie der deutschen Nationallitteratur (Leipzig, Weygand 1839) und der Biographie universelle (27, 28).

In Kürze sei hier noch auf seine übrigen historischen Arbeiten hingewiesen. 1777 u. 1780 erschien in Leipzig die „Geschichte Englands nach Hume". Seine Absicht ist, allen jenen, die sich für Geschichte interessieren, ohne Zeit zu finden, neben den trockenen Tabellen von Zahlen und Namen auch die großen Geschichtswerke zu studieren, durch die möglichst knappe und präcise Darstellung, durch die von allem Ueberflüssigem freie Uebersetzung des Humeschen Werkes dieses Buch genießbarer zu machen, als es, ungeachtet der bisherigen Uebersetzungen, der Fall war. Die „Beiträge zur Geschichte Deutschlands" (Leipzig 1777) behandeln die sächsische Geschichte vom 6. Jahrhunderte bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts. Doch sind jeder Periode nur einige wenige Blätter gewidmet; wir haben offenbar ein kurzes Excerpt älterer historischer Arbeiten vor uns. 1790 erschien bei Breitkopf in Leipzig „C. Crispi Sallustii bellum Catilinarium, übersetzt von A. G. Meißner, Professor in Prag". Die Verdeutschung wird (Allg. Dtsch. Bibl. 110, 229) als zumeist geglückt und mit Fleiß gearbeitet, bezeichnet. Die gleichzeitig erschienene Weingierlsche Uebersetzung wird aber in vieler Beziehung der Meißnerschen vorgezogen und von dem vorangeschickten Leben des Sallust gesagt, es sei kritiklos den bisher bekannten Darstellungen nacherzählt. Meißner gibt in der Vorrede selbst zu, er habe sich stark an die gewöhnliche Meinung und an erprobte Ansichten, wie die von Wieland in der Uebersetzung der Horazischen Satiren, von Abt u. a. und an Quellen, wie Cicero und Sueton gehalten. Das Jahr 1798 brachte noch zwei Spätlinge: „Capuas Abfall und Strafe" (Leipzig, Dyk), eine Uebersetzung aus Livius IV, zum kleineren Theile im Apollo (Februar 1797) erschienen, der man Parteilichkeit für Rom zum Vorwurfe gemacht hat (N. allg. dtsch. Bibl. 39, 187) und „Historisch-malerische Darstellungen aus Böhmen". Die historisch-malerischen Darstellungen sind bei Calve in Prag erschienen und stützen sich auf die Skizzen, die eine Gesellschaft junger Leute auf ihren Ferialausflügen von den alten Burgen aufgenommen und auf Grund derer Prof. Wolf in Prag die Titelkupfer angefertigt hatte. Zum Texte, den Meißner verfaßte, hatte Kreishauptmann von Bienenberg das Material geliefert. Das Werk war auf 5—6 Bände geplant, doch ist nur ein Band erschienen, in dem 15 Burgen (Karlstein, Krakow, Jenstein, Bürglitz, Kunjetizka Hora, Raby, Richemburg, Sternberg, Friedland, Rothenhaus, Reichenau, Twrky, Habichstein) enthalten sind. Es wird jedesmal erst eine Beschreibung des Baues gegeben, dann von seinem Erbauer, Besitzer und den sonstigen Schicksalen gesprochen. Die Kritik (N. allg. dtsch.

Bibl. 44, I, 154) zollt Meißners Darstellung weit mehr Lob, als Wolfs Kupfern. Aeußerst groß ist ferner die Anzahl historischer Abhandlungen, die er größtentheils für seine Zeitschriften angefertigt hat. Von Arbeiten aus der alten Geschichte wäre zu erwähnen: „Jason von Pherä" (Apollo 1794) nach Strabo, Dizäarch, Polyänus, Xenophon ꝛc. (Apollo Februar 1797). Aus der neueren Geschichte: Anekdoten zum Leben Landgraf Ludwig des VI. von Thüringen (Quartalschrift 1783), Anekdoten aus dem Leben Karls des VIII. (Apollo 1793) nach einem neueren französischen Werke, dann Anekdoten aus dem Leben Franz des I. von Frankreich, Philipps von Spanien, Buttlers u. a.

III. Abschnitt.

[1]) Max Koch: Helferich Peter Sturz, München 1879 S. 238 ff.

[2]) Die von mir ins Detail vorgenommenen Untersuchungen spare ich für einen anderen Ort auf.

[3]) Die Angaben Kuffners in den Inhaltsverzeichnissen der einzelnen Bände sind nicht verläßlich. — Die Angaben bei Jördens betreffen die 3. Originalausgabe. — Goedeke a. a. O. höchst unzuverlässig. — Der Titel „Skizzen" ist dem Wortvorrathe des Zeichners entnommen.

A. W. Schlegel (Werke 12, 27) nennt 1798 anläßlich der Besprechung von Lafontaines „Moralischen Erzählungen" (Berlin 1794—1801) die Arbeiten Meißners, der nur noch durch den „Apollo" bekannt sei, von steifer Eleganz, prüde, unliebenswürdig. Daher Meißners Groll gegen ihn (vgl. S. 69).

[4]) Fehlen bei Kuffner. Sie behandeln 1. einen Fürsten, der durch Lessings Emilia gebessert wird, 2. einen anderen, der übergroße Unterwürfigkeit seiner Diener als seiner unwürdig verbietet.

[5]) Fehlen bei Kuffner. 1. Abraham — nicht der biblische, sondern der Sohn des Azor und Unterthan des Nimrod — sucht schon als Knabe in scharfsinniger Art den Begriff „Gott" zu ergründen. 2. Fenelon belehrt Ludwig, daß der Begriff Gottes für ein Menschenhirn nicht faßbar sei.

[6]) Ich mache keine Scheidung zwischen „Skizzen" und „Erzählungen und Dialogen".

[7]) François Thomas Marie Baculard d'Arnaud (1718—1805), ein Schützling Voltaires und Friedrichs des Großen, lebte längere Zeit in Berlin und Dresden und schrieb empfindsame und moralische Erzählungen unter verschiedenen Titeln, die viel ins Deutsche übersetzt wurden und einzelne Buchdramen. Ich benütze die Ausgabe der „Epreuves," Maestricht 1784 und der „Nouvelles" ibid. 1782 und 85.

[8]) Jean Pierre Claris de Florian (1755—94), bekannt durch zahlreiche gute Sing- und Lustspiele, die namentlich Gotter und Alxinger gern übersetzt haben. Aus seinen Novellen, die auch Müchler 1793 übersetzte, hat Alxinger bekanntlich den Plan zum Bliomberis geschöpft. Ausgabe: Les six Nouvelles de M. de Florian. Paris 1794.

*) Das Original: Exemples of the interposition of Providence in the Detection and Punishment of Murders, London 1752, war mir nicht zugänglich. Ich mußte mich mit der 1762 in Frankfurt und Leipzig bei Joh. Friedr. Fleischer erschienenen deutschen Uebersetzung begnügen: „Gott der Rächer der Mordthat, wo durch mehr als 30 Beispiele bewiesen wird, das sich die göttliche Vorsehung in Entdeckung und Bestrafung der Mörder offenbaret. Aus dem Englischen Henrich Fieldings."

Das Verhältnis Meißners zu dieser Uebersetzung (Ü) ist folgendes: Meißner I (= Ü 10) scheidet sich von Ü, das übrigens ganz in der mit den 80er Jahren scharf contrastierenden Sprache der 50er Jahre geschrieben ist, nur durch einzelne Derbheiten in Ü: ersoffen (M. ertrunken). M. sucht logische Lücken auszufüllen: Der Mörder, der dann so plötzlich verhaftet worden, sei schon längst verdächtig gewesen; er habe erst an einen Verrath seiner Helfershelferin geglaubt ꝛc. (S. 7).

Meißner II (= Ü 14) enthält als Erklärung für Gasparinos Erfolg bei Christine (Ü = Christinette) die Aufzählung seiner glänzenden Eigenschaften; ferner zur Motivierung der Versöhnung Gasparinos eine Sentenz über die Unwiderstehlichkeit der Gewalt der Liebe und die Art, wie Liebe stets die Geliebte zu entschuldigen weiß. Ü hat dies nicht.

Meißner III (Ü 13) unterscheidet sich durch die Angabe der Gründe, weshalb die Leute den Wolf verfolgten und die Erwägung, ob eine höhere Gewalt im Spiele gewesen.

Meißner IV (Ü 9); die Ortsnamen heißen in Ü Spreafe und Bresse; hätte M. also nach Ü gearbeitet, wäre ihm die richtige Form kaum eingefallen. Unterschiede von Ü: die Bemerkung über die „nicht mehr reizende" Frau; die Liebe hat Alibius zum Verbrecher gemacht; seine Abneigung gegen die Tochter; der Name der Witwe; Ausdrücke der Entrüstung.

Meißner V (Ü 15). Einzelne unwesentliche Redewendungen sind in M. dazugekommen.

Meißner VI (= Ü 29). Neu bei M. die Schilderung des Schneefalles und des Schneeballwerfens, die Nothwendigkeit für den Gesandten den Diener auszuliefern und sein Mitleid; Gelassenheit des Delinquenten.

Meißner VII (Ü 16). In Ü das Ende, die Flucht Albemanes, die Bekenntnisse der Diener und deren Todesart etwas genauer.

Meißner VIII (Ü 17). Eine Fußnote Meißners über Laurettes unmotivierte Verhaftung und eine abfällige Bemerkung über zwecklose Grausamkeiten. Sonst übereinstimmend.

Meißner IX (Ü 19). Kein wesentlicher Unterschied.

Meißner X (Ü 8). Ü bringt als Bürgen einen Geistlichen der Provinz, der diesen Fall erzählt habe. Die Mörder sind der Küster und Glöckner. Eine Anmerkung Meißners wegen unmotivierter Anklage.

Meißner XI (Ü 27). Ü spricht, offenbar mit Fielding, in der oratio recta: Ein junger glaubwürdiger Mann, von dem ich diese Erzählung habe. Meißner begründet einzelne Punkte: weshalb man den Wundarzt gerufen habe, dann wie die Gesellschaft auf das Bild zu sprechen kam. Der Verbrecher wird bei M. erst, nachdem seine Schuld nicht dem geringsten Zweifel mehr unterliegt, bestraft. Bei Ü fehlt diese Milderung. In Ü hat der Räuber nur 150 Ldr. gestohlen.

Meißner XII (Ü 28). Ü meint, Gott selbst müsse sich bei Entdeckung des Mörders ins Mittel gelegt haben. Meißner motiviert die Flucht: die französische Grenze sei nicht weit gewesen. Ü bringt wieder — im Ich-Tone — Angaben über Fieldings Quelle. Bei M. fehlt dies.

Meißner XIII (Ü 30). Auch hier bringt Ü die Quellenangabe, die Meißner in die Anmerkung verweist. Aenderungen: Meißner motiviert, warum man dem Irländer die Bibel gegeben. Er spricht vom Schrecken des Richters. Davon weiß Ü nichts. Die Anmerkung S. 45 findet sich bei Ü nicht.

Meißner XIV (Ü 31). Anstatt des ersten, einleitenden Abschnittes bringt Ü die Quellenangabe. Zum Schlusse behauptet Ü, alle Anwesenden hätten diese Ueberführung der Schuldigen als ein Zeichen der göttlichen Rache angesehen.

[10]) Ich benütze folgende Ausgabe: „Von Claus Narren 627 historien seine schimpfliche Wort und Reden, die erbare Ehrenleute Clausen abgemerckt und nachgesagt haben. Zur bürgerlichen und christlichen Lehr wie andere Apologen dienstlich und förderlich mit lustigen Reimen gedeutet und erklärt. Getruckt zu Frankfurt durch Melchior Hartmann. MDCII."

[11]) Vie des enfans celebres ou les modeles du jeune âge, suivis des plus beaux traits de pieté filiale, pour servir de lecture et de l'instruction à la jeunesse par J. J. Freville.

[12]) „Charlotte" und „Abdallah" sind ziemlich wörtliche Uebersetzungen in der Art des „Balduin". „Marlbourough" ist Wort für Wort übersetzt Vom „Caraibischen Denkmal" und Ezzelin weiß ich nur, daß sie nach französischem Muster bearbeitet sind, kann aber die Quellen nicht angeben. Was „Luise von H-berg" anlangt, so gibt es eine „Luise von H. oder der Triumph der Unschuld" von Adam Beuvius, Leipzig 1775. Das Buch ist mir bis nun nicht zugänglich; doch vermuthe ich stark eine Verwandtschaft.

[13]) Sophie Becker, Vor hundert Jahren S. 109, 110.

[14]) Diese Gruppe ist mit einer gewissen Vorsicht aufzustellen. Es wäre gar nicht unmöglich, daß wir doch nur Uebersetzungen aus fremdsprachigen Anekdotensammlungen vor uns haben.

[15]) Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches Budapest 1827, I, 10. Weil, Geschichte der Khalifen 1846.

[16]) Meißners Sadi ist nicht dem Gulistan oder Bostan Sadis entnommen.

[17]) Brief an Bertram vom 23. Sept. 1783. — Die Skizzen wurden ferner noch übersetzt: 1800 zu Petersburg ins Russische und im selben Jahre zu Stockholm ins Schwedische.

IV. Abschnitt.

[1]) Vergl. Otto Brahm: Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrh., Quellen und Forschungen 40.

[2]) Brahm nimmt mit Unrecht nur fünf an.

[3]) Plümicke ist berüchtigt durch seine Bearbeitung von Schillers Dramen: In den Räubern z. B. wird Franz ein Bastard; Schweizer ermordet den — Karl.

[4]) Brachvogel, Das alte Berliner Theaterwesen, Berlin 1874.

[5]) R. Prölß, Gesch. des Hoftheaters zu Dresden. 1878.

[6]) O. Teuber, Gesch. des Prager Theaters II, 194.

[7]) Theaterjournal f. Deutschland 20. und 21. Stück.

[8]) Albert Hr. Brink; Johann Herr Antouch; Eldad Hr. Ratje; Mechele Hr. Wagner; Palm Hr. Heintze; Eleonore Mad. Griebe; Mathilde Mad. Schaffner; Clara Dem. Pauly; Helena Mad. Ernst. ꝛc.

[9]) Dr. Feil, Sophonisbe, Tragödie von G. G. Trissino [Progr.] Lübeck 1888.

[10]) Die Epheu-Plümickesche Sophonisbe, die sich am weitesten von der Quelle entfernt und namentlich mit dem Fluche des Syphax ein neues und wirksames Motiv einführt, erschien erst 1782.

[11]) Goedeke III, 364 § 200.

[12]) Ueber das „Dreißigjährige Mädchen" versagen mir die Nachrichten; ich konnte weder des in Paris 1776 erschienenen Originales, noch der früheren von weiblicher Feder verfaßten Uebersetzung habhaft werden. Die letztere scheint Meißner seiner eigenen zu Grunde gelegt zu haben. Das Stück ist einactig und behandelt in 21 Scenen die Ziererei einer alternden Jungfer, die endlich alle Freier verscheucht.

[13]) L'amant bourru, comédie en trois actes et en vers libres, dediée à la reine par M. de Monvel à Paris chez la veuve Duchesne 1777. Jacques Marie Bontet de Monvel war Schauspieler und Theaterdichter und lebte 1745—1811.

[14]) Oeuvres de theatre de M. de Saint Foix. Nouvelle édition revue corrigée et augmentée de plusieures comédies. Paris 1762. Chez Prault, petit fils IV. Tome. Germain François Poulain de St. Foix lebte 1698—1776.

[15]) Théâtre de M. le Grand, Comédien du Roy. Paris 1731,

1. Bd. Marc-Antoine Le Grand, geb. 1673, Schauſpieler und Bühnenſchriftſteller. Sein „theatre“ erſchien 1731—70 in 4 Bänden in Paris.

[16]) Jördens iſt ſehr im Unrechte, wenn er die Ueberſetzung dieſer Stücke Mylius zuſchreibt. Vergl. u. a. Allg. d. Bibl. 39, II, 477 und 45, I, 92 und Werke II, 13.

[17]) Weygand a. a. O.

[18]) Der Titel des vielbändigen Werkes lautet: De l'art de la comédie où detail raisonné des diverses parties de la comédie et de ses differents genres suivi d'un traité de l'imitation où l'on compasse à leurs originaux les Imitations de Molière et celles des Modernes. Le tout appuyé d'exemples tirés des meilleurs comiques de toutes les Nations par M. de Cailhava Paris, Didot 1772.

[19]) Cailhava a. a. O.

[20]) Mir liegt die Ausgabe vor: Oeuvres de Msr. Destouches. Nouvelle Editon. Tome III. Amsterdam et Leipsic 1772 S. 143. Le dissipateur ou l'honnête friponne. Meißner benützte die Ausgabe von 1755.

[21]) Cailhava a. a. O. I. 71.

[22]) Der Verſchwender iſt auch vor Meißner häufig überſetzt worden. 1741 erſchien bereits in der „Deutſchen Schaubühne nach den Regeln der alten Römer und Griechen eingerichtet“ eine Ueberſetzung: „Der Verſchwender oder die ehrliche Betrügerin“ von der Gottſchedin. Sie hat wie gewöhnlich, in Nachahmung des franzöſiſchen Originales Eigennamen gewählt, die den Charakter der Perſon ausdrücken ſollen. Sie ſpricht von Herrn Lockerfeld, Frau v. Ehrlichsdorf, Frl. v. Buhlerwitz, dem Grafen Grundfalſch, den Gäſten Kartenlieb und Schmauſegern: Arſinoe ꝛc. heißen Juliana, Amalia, Juſtina, Pasquin Chriſtian, Finette Cathrine, Géronte heißt Deutſchhauſen, der Baron (bei Meißner Welwarn) heißt ebenfalls der Baron, der Marquis der „junge Baron“. Die von Meißner ausgelaſſenen Scenen finden ſich bei der Gottſchedin (IV, 1 ff.) die gewandten Redensarten Meißners gehen ihr ab. Sie überſetzt wörtlicher und ungeſchickter, z. B. I, 1 Destouches: je suis une fille. Gottſch.: Ich bin ein Mädchen, Meißner: Noch bin ich ledigen Standes. D.: elle est vive. G.: ſie iſt lebhaft. M.: ſie plündert. I 4 D.: Maitre fripon. G.: Spitzbubenmeiſter. M.: Betrüger. Meißners „verdammt ſei der Wolf in der Fabel“ heißt bei der Gottſchedin wörtlich „er iſt es ſelbſt“. II, 2 D.: Madame, un moment, quelle femme! G.: Gnädige Frau! Ein Wort! Welche Frau. M.: Ich beſchwöre Sie, gnädige Frau, ꝛc. III, 3 D.: A la mort. G.: Wie den Tod. M.: wie ich das China; IV, 5 D.: créver de depit. G.: für Bosheit berſten. M.: an Gallenfieber ſterben. Die Gottſchedin wendet Derbheiten an, die wir bei M. nicht finden. Z. B. I, 4 D.: malheureux la. G.: Bärenhäuter. M.: Nichtswürdiger; ibid. D.: m'envirer. G.: beſaufen. M.: berauſchen;

ibid. D.: la friponne. G.: die Bettel, M.: die Spitzbübin. I, 7 D.: ce train. G.: Geschmeiße. M.: Schwarm. III, 9 D.: bourrau. G.: du Bestie; M.: Schurke. D.: Mange, bois. G.: sauf, friß; M.: Iß, trink. D.: Insolent; G.: du Flegel; M.: Unverschämter. Die Gottschedin weicht öfter vom Originale ab, wo Meißner sich genau daran hält, z. B. I, 3 eine lange Einschaltung, II, 1, wo Catharine in längerer Rede ihren Eifer und ihre Liebe betont und mit Frau v. Ehrlichsdorf Gespräche über wahre Liebe und Zärtlichkeit führt. II, 8 eine längere Beschreibung der Buhlerwitz durch den Grafen und Anweisung an Lockerfeld, sich ihrer Gunst zu versichern; dann die Angabe des Preises des Geschenkes. II, 10 die Erklärung des Grafen an die Ehrlichsdorf ist weit länger als bei Meißner. Dazu kommt die Einführung des Motives, daß die Geschenke des Lockerfeld auf des Grafen Veranlassung erfolgt seien, III, 4 Catharine erklärt, die Herrin wolle aus Liebe zu ihrem verstorbenen Gatten, der alt, krank, zänkisch ꝛc. gewesen, durch zwei Jahre Witwe bleiben, III, 6 die angebliche Verrücktheit, ebenso der darauffolgende Disput mehr ausgeführt, III, 7 das Liedchen des jungen Barons, IV, 7 das Zankduett der beiden Frauen genauer ausgeführt, V, 13 die Erklärung des Grafen an Lockerfeld, die Freunde seien ihm nicht zu Dank verpflichtet, V, 16 die Klage Lockerfelds, daß es in diesem Jahrhundert keine Freundschaft gebe. Die Umrechnungen in die andere Münzart fehlen, z. B. D.: 100,000 Frc. = G.: 100,000 fl. Meißner weicht vom Originale ab, während die Gottschedin ihm treu bleibt, z. B. die Anrede der Herren an Fiekchen (Catharine) bei Meißner 3. S. Sing. (sie hat ꝛc.), bei der Gottschedin ihr (vous), die Anrede Waiblingens (Lockerfelds) an seinen Onkel bei Meißner „Sie", was jener mit „Du" erwidert, bei der Gottschedin „ihr" (vous), dann I, 2 D. u. G.: wenn er nichts mehr hat, wollen wir mit ihm brechen (nous rompons avec lui) fehlt bei M. II, 1 Meißners Einschaltung gegen den Adel fehlt; an dieser Stelle stimmt die Gottschedin wörtlich mit D. überein, II, 2 macht Catharine bei der G. die unbescheidenen Bemerkungen über Lockerfelds Schloß, die M. weggelassen hat. II, 6 sind kleinere Abweichungen im Wortlaute bei Meißner, die sich bei der Gottschedin nicht vorfinden. III, 5 D.: Le faste — je l'abhore — Est toujours ruineux — sans doute — wird von der Gottschedin nachgeahmt, fehlt aber bei Meißner; ebendort meint Planken, die Wissenschaft sei nicht für einen Cavalier, sondern nur für bürgerlichen Pöbel. Davon findet sich bei der Gottschedin nichts. Wir sehen also, daß Meißner nichts mit der Gottschedin gemein hat; wo die Gottschedin dem Originale folgt, weicht er ab, wo sie abweicht, folgt er dem Originale. Seine gelungenen Wendungen kennt die Gottschedin nicht, ihre Derbheiten ahmt er nicht nach. Eine zweite Uebersetzung erschien 1756 in Leipzig und Göttingen bei Luzac unter dem Titel „Des Herrn Nericault Destouches sämmtliche theatralische

Werke aus dem Französischen übersetzt". Sie ist die erste Uebersetzung der sämmtlichen Werke und bringt in der Einleitung eine längere Entschuldigung wegen ihrer Prosaform, hofft aber auf das zustimmende Urtheil aller vernünftiger Leser. Die Eigennamen stimmen genau mit Destouches; keine einzige der von Meißner neu eingeführten Redewendungen ist hier nachweisbar. Die von Meißner ausgelassenen Scenen sind hier vorhanden. Diese Arbeit hat sich ganz entschieden auf die der Gottschedin gestützt, Meißner aber hat sich ihrer in keiner Weise bedient. Z. B. I, 2 Uebersetzung von 1756 (Ü) „Thränen und Vorwürfe", G. ebenfalls; D. u. M. fehlt. Ebendort: Ü. und G. längere Mittheilung über einen betrügerischen Verwalter; fehlt bei D. u. M. I, 3 Einschaltung bei G. u. Ü., bei D. u. M. nicht. I, 4 G. u. Ü. besaufen. I, 5 G. er murmelt unterm Bart. Ü. er brummt in den Bart. D. entre ses dents, M. zwischen den Zähnen. I, 7 G. u. Ü. Alter, D. bon homme, M. guter Vater. I, 6 G. u. Ü. Geschmeiße. I, 8 G. u. Ü. auf dem Lande, D. aux spectacles, M. im Schauspiele. II, 5 G. u. Ü. bedeutend erweitert. II, 8—9 G. u. Ü. starke Aenderungen gegenüber D. u. M.; Beschreibung der Buhlerwitz (Cidalise), Preise der Geschenke, die Geschenke sind auf Veranlassung des Grafen geschickt. III, 4 Erwähnung und Schilderung des verstorbenen Gatten der Ehrlichsdorf (Julie); G. u. Ü. bis auf die einzelnen Eigenschaften übereinstimmend; fehlt bei D. u. M. III, 6 G. u. Ü. weit ausführlicher gegenüber D. u. M. IV, 1 ff. richtet sich Ü. nach G. und D. Meißner hat sich also bei seiner Auslassung dieser Scene auch nicht auf Ü. gestützt. V, 13 Ü. wie G.: Der Graf erklärt Cléon (Lockerfeld), seine Freunde seien ihm nicht zu Danke verpflichtet. In den kleinen Abweichungen, die zwischen der Gottschedin und dem Originale einerseits, und Meißner und dem Originale andererseits bestehen, steht Ü. stets auf Seite der Gottschedin. Die Uebersetzung Meißners ist also gegen seine Gewohnheit selbständig, sie ist aber auch unter den betrachteten die gewandteste und geschickteste; bei aller Treue fürs Original befleißigt sie sich einer fließenden, ungezwungenen Redeweise und verräth eine ansehnliche Sprachbeherrschung.

[23]) Goedeke IV, 72.

[24]) Viel Klagen hör' ich oft erheben
Vom Hochmuth den der Große übt.
Des Großen Hochmuth, wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherei sich gibt.

[25]) Die Uebersetzung von 1756 (Ü) hält sich im Allgemeinen strenger ans Original, als Meißner. Die Eigennamen stimmen genau mit Destouches; der comte de Tufière ist wörtlich mit Graf Kieselstein (bei M. mit Graf v. Blankenau) übersetzt. Eine Uebertragung in deutsches Costume ist nicht vorgenommen worden. Die von Meißner zugegebene Scene IV, 1 findet sich in Ü. nicht. Die von Meißner ausge-

lassene Scene (V, 2) findet sich in Ü. entsprechend dem Originale vor. Die Abänderungen, die sich sonst bei Meißner finden, hat er nicht aus Ü. geschöpft. Der Ausfall auf Wieland fehlt hier. Ü. spricht wie D. nur von der neuen Oper. Der Notar V, 4 ist weder kriecherisch, noch tölpelhaft, sondern er ist wie bei D. eine ziemlich farblose Figur. Die geographischen Anspielungen sind vermieden. Von den größeren Aenderungen Meißners findet sich nichts (III, 4 und 5, IV, 2, V, 1 und 2). Die prägnanteren humoristisch gefaßten Ausdrücke hat Meißner nicht aus Ü. übernommen. Ü. übersetzt weit wörtlicher; Abweichungen vom Originale kommen hier nicht vor. Z. B. I, 3 Ü. ausgefüttert, gutgekleidet und reichlich bezahlt. M. gemästet, wie die Domherren, gekleidet wie die reichen Kaufmannssöhne und bezahlt wie die Opernsänger. I, 4 M. mit einigen gelben Ludewigs, Ü. 4 oder 5 Pistolen. II, 1 M. Himmlisches Mädchen, warum winden Sie sich in Räthseln herum. Ü. Davon versteh ich nicht ein Wort, erklären Sie mir doch dieses Geheimnis. (D. Je ne comprens point, Expliquez ce mystère.) II, 8 M . . . und stets zu zeigen suchen, mit welcher Hochachtung ich verharre Herrn Jakobs gehorsamer Diener (ab.). Ü . . . und zeigen, daß ich gegen Herrn Pasquin alle Hochachtung habe. (D. que pour M. Pasquin je suis plein de respect.) II, 10 M. fremder Prinz. Ü. Kleiner Herzog. (D. petit duc.) III, 7 M. Eine Herablassung, die ich noch vielleicht bei ihrem Leichenbegängnisse rühmen werde. Ü. Ich bin Ihnen für diese besondere Gnade unendlich verbunden. (D. Je suis reconnaissant de cette grace insigne.) III. 9 M . . . und sollte ich wie Simson die Pfosten über den Haufen reißen. Ü . . . nun will ich erst recht rasen. (D. lui faire le diable à quatre.) Ü. ist auch minder sorgfältig als M. Mit den Umrechnungen der Münzen wird es hier nicht so genau genommen, es wird lediglich die franz. Münzeinheit übernommen. Als Anrede wird gern das mit „ihr" übersetzte franz. „vous" angewendet, die Titulaturen sind dem franz. Originale entsprechend einfacher als bei M. Ueberflüssige Derbheiten wie Ü. I, 6 Rabenaas (D. friponne) ein Ausdruck, den der verliebte Bediente vom Kammermädchen gebraucht oder „verbuhlt" (I, 2) für die sittsame Isabelle angewendet (M. coquett), II, 14 tapfer saufen (M. brav trinken) hat Meißner vermieden. In Ü. sagt Lisimon dem Philint III, 8 Ungezogenheiten, in M. ironisiert Adlerberg den Budin. Es ist also die Meißnersche Uebersetzung völlig unabhängig von diesem früheren Versuche ausgefallen.

[86]) Verhältnis zu den übrigen Uebersetzungen. Die erzwungene Heirath ist mehreremal übersetzt worden. Zuerst 1694 in dem Buche „Derer Comödien des Herrn v. Molière, kgl. französischem Komödianten, ohne Hoffnung seines gleichen" von J. E. P., Nürnberg J. D. Tauber. Dieselbe Firma gab im nächsten Jahre eine zweite Uebersetzung heraus („Histrio Gallicus Comico-Satyricus sine exemplo — Wieder aufs

neue in das reine Teutsch übersetzt"), woran sich die von den Erben 1721 und 1740 veranstaltete Uebersetzung anschließt. 1694 übersetzte Bressard die erzwungene Heirath zugleich mit dem „Etourdi" für den Wolfenbütteler Hof. (Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, 82. Bd. S. 81: Molière-Uebersetzungen des 17. Jahrhunderts von J. Bolte); ferner 1748 in den musikalischen Zwischenspielen (Potsdam), dann 1750 in der Neuen Schaubühne (Frankfurt und Leipzig) und 1752 im 2. Theile von „Des Herrn Molière sämmtliche Lustspiele; nach einer freyen und Sorgfältigen Uebersetzung," Hamburg, Christian Herold 1752. Als Stichprobe sei der Vergleich mit der Uebersetzung von 1752 angeführt. In den Personennamen richtet sie sich nicht ganz nach dem Originale, es kommen aber andere Abweichungen vor wie bei Meißner. Ausgelassen wird Scene 3, 8, 10, 13, durchweg kurze Monologscenen, die Ü. an die großen vorhergehenden Scenen anfügt. Eingeschaltet hat Ü. als 10. Auftritt den ersten Absatz von Molières scène XIV. Die Uebersetzung ist in 15 Auftritte getheilt. Ü. ist weit wörtlicher, dabei auch knapper als M. Gewisse kleine Einschaltungen Meißners, die einen behaglichen und gemüthlichen Ton zum Zwecke haben, kommen in Ü. nicht vor. Z. B. 2. Scene: M. Füße und Kopf fein warm gehalten, schrie immer meine Großmutter, Gott hab' sie selig. 12. Scene; Hühner und Gänse drehen sich schon am Spieße; die Pasteten sind fertig u. s. w. Von Meißnerscher Rundheit und Glätte ist nichts wahrnehmbar. Die Meißnerschen Erweiterungen z. B. 5 Scene Klopstock, Lessing, Mendelssohn, 8. Scene die Gesänge der Zigeunerinnen ꝛc. fehlen. Grobe Schimpfworte: 5. Scene dummer Schöps (Mol. pecore M. pecus campi.) 8. Scene Rabenäser (Mol. caroques M. Hexen) kommen vor. Ein Verdeutschung tritt insoweit ein, als die Sprache, in der Sganarelle mit dem berühmten Doctor sprechen will (Ü. 15. Scene) nicht die französische, sondern die deutsche ist. Weiter geht dagegen die Verdeutschung nicht; Alcidas (Wilmer d. i. Scene 2) ist nicht, wie bei Meißner der junge Advokat, der aus Jena und Wittenberg relegiert wurde, sondern wie bei Molière ein Mann, der es wagt, den Degen zu tragen.

[27]) Für den Abschnitt „Operetten" waren die Hilfsmittel nicht immer in erwünschter Fülle zugänglich; so mußte ich auf die einzelnen Ausgaben des „Grab des Mufti" und der „Arsène", sowie auf die Andréschen Uebersetzungen dieser Operetten verzichten.

[28]) Les deux avares, comédie en deux actes en prose. Paris, Delalain 1770. Charles George Fenouillet de Falbaire, 1727—1800, schrieb eine Reihe von Operetten, von denen „les deux avares" die beliebteste war. Noch zwei andere (le Fabricant de Londres und les Jambons) wurden ins Deutsche übersetzt, die letztere von Wieland.

[29]) Theatre de M. Favart ou Recueil des comédies, parodies

et opera-comiques. Paris, veuve Dricherre 1772. Charles-Simon Favart 1710—79 schrieb eine ganze Anzahl von Operetten in leichtestem Vaudevillestile, die 10 Bände füllen. Eine davon „Ninette à la cour" hat Weiße (Lottchen am Hofe) bearbeitet.

[20]) Vergl. das nähere über Le Grand bei „Epreuve reciproque".

[21]) Auch Minor, Weiße 193 druckt die Meißnerschen Angaben ab.

[22]) Opere del Signor abbate Pietro Metastasio 5 Bde.

[23]) Außerdem haben wir von Meißner noch zwei dramatische Fragmente: Im Theaterjournal für Deutschland 1777 erschienen einige Scenen eines Dramenfragmentes Julius Cäsar, dessen Fortsetzung Meißner aufgegeben hat, um nicht Goethes Pläne zu kreuzen. Es sind nur zwei Scenen veröffentlicht: die eine spricht vom Großmuthe Cäsars gegenüber einem Krieger, der gegen ihn gefochten. Die andere spricht von seinen Ahnungen eines baldigen Sturzes. Ferner haben wir im Deutschen Museum 1780 Proben einer Oper „Cora". Der Stoff ist den Inkas des Marmontel entnommen und behandelt die Schicksale der Sonnenpriesterin Cora, die dem Tode verfällt, weil sie in Liebe zu einem Manne entbrennt. Er konnte den Plan nicht weiter ausführen, weil mittlerweile der Secretär des Königs von Schweden, Adlerbert, denselben Stoff bearbeitet hatte; diese Bearbeitung wurde dann von Naumann componiert und so mußten Meißner und Schuster, der die Musik schreiben sollte, mit ihrem Opernprojecte zurücktreten.

V. Abschnitt.

[1]) Vergl. Eigenbrodt, Hagedorn und die Reimerzählung. Berlin 1884; dann Zschft. f. deutsches Alterthum XXX, 68 (Seuffert); Gervinus IV, 108 und E. Schmidt, Lessing I, 379 ff.

[2]) Ich halte der Bequemlichkeit halber in der Untersuchung der Fabeln die bei Kuffner eingehaltene Reihenfolge ein; nur stofflich Zusammengehöriges wird mitunter näher verbunden. Die römischen Ziffern bedeuten hier ausnahmsweise das Buch, nicht den Band. (Die Fabeln sind im IV. Bande bei Kuffner.)

[3]) M. Sadi Rosarium politicum sive amoenum sortis humanae theatrum a Georgio Gentio. Amsterdam 1687.

[4]) Persianischer Rosenthal, in welchem viele lustige Historien, scharfsinnige Reden und nützliche Reden ꝛc. ꝛc. Hamburg, Holzwein 1654.

[5]) Der persianische Baumgarten mit auserlesenen Pfropfreisern vieler Geschichten, seltsamen Begebenheiten ꝛc. in Persianischer Sprache beschrieben durch Schich-Musladie Saadi von Schiras, übersetzt von Adam Olearius, Hamburg 1696. Vergl. dazu Sadis Lustgarten (Bostan). aus dem Persischen übersetzt von Dr. K. H. Graf 1. Bd. S. 14. Jena 1850 und O. M. v. Schlechta, Der Fruchtgarten von Sadi. Wien 1852,

[7]) Nathan und Jotham, das iſt geiſtliche und weltliche Lehrgedichte zu ſinnreicher Ausbildung der wahren Gottſeligkeit, wie auch aller löblichen Sitten und Tugenden, vorgeſtellet und in dieſem zweiten Druck vermehret. Samt einer Zugabe, genennet Simſon, begreifend hundert vierzeilige Räthſel durch ein Mitglied der hochlöbl. fruchtbringenden Geſellſchaft. Nürnberg, Michael Endter 1659. (Die Ausgabe fehlt bei Goedeke.) Ueber Harsdörfer näheres in Meißners Vorrede.

[8]) Nützliche Lehrgedichte von M. Juſti Gottfried Rabeners, des Gymnaſii zu Freyberg Rectoris. Dresden, Hekel 1691.

[9]) Dem von Meißner benützten Exemplare fehlte das Titelblatt. Das Buch, aus dem er ſeine Fabeln überſetzt hat, iſt der „Spiegel der natürlichen Weisheit, durch den alten in Gott gelehrten Biſchof Cyrillum mit 95 Fabeln und ſchönen Gleichnuſſen beſchrieben ꝛc." (vgl. Goedeke II, 454) gemacht durch Daniel Holtzman, Burger zu Augspurg 1571. Das Goedeke nicht mehr erinnerliche Exemplar von 1574 befindet ſich in der Prager Univerſitätsbibliothek und iſt dem Fürſten Wilhelm von Roſenberg, Herrn auf Chrumau, Oberſtburggrafen von Böhmen, dediciert.

[9]) Opuscoli Morali di Leon Battista Alberti. Ne'quali si contengono molti ammaestramenti necessarii al viver de l'Huomo, cosi posto in dignità come privata. Tradoti e porte corretti da M. Cosimo Bartoli. In Venetia appresso Francesco Franceschi. Sanese 1568.

[10]) Werke XXXV, 31. Das Exemplar befindet ſich heute noch auf der kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden.

[11]) Μυθων Αισωπειων συναλωχη — fabularum Aesopicarum collectio. Exemplar Oxoniense emendavit, vitam Aesopi Latinitate donatam adiecit ac praefatus est Jo. Gottfr. Hauptmann. Lipsiae 1741. J. Ch. Martin. Ueber ſonſtige Aeſop-Ueberſetzungen vgl. u. a. Seuffert a. a. O. S. 69 ff.

[12]) Des allgemeinen Intereſſes halber ſei betont, daß er in VII, 23 (Aeſ. Nr. 52) den Stoff der ecbasis behandelt hat. Die ecbasis wurde aber erſt 1838 gedruckt.

[13]) The instructing and entertaining fables of Pilpay, an ancient Indian philosopher, London J. F. and C. Rewington 1789. Les fables politiques et morales de Pilpay on la conduite des Grands et des Petits. Revues, corrigées et augmentées, par Charles Mouton à Hambourg C. Herold Vve. 1774.

[14]) Laurentii Abstemii viri elegantissimi amoeni ingenii fabulae elegantissimae. Nuper per clarissimum poetam philosophum Gargetium emaculatae 1533. (Ein Miszellanäardruck, gemeinſam mit einer Vergilausgabe des 16. Jahrh., verſchiedenen Fabeldichtern ꝛc.)

[15]) Fabulae Aesopicae plures quingentis et aliae quaedam narrationes, cum historia vitae fortunaeque Aesopi compositae, studio et diligentia Joachimi Camerarij. MDC.

[16]) Francisci Josephi Desbillons e societate Jesu fabularum Aesopicarum libri decem. Augustae Vindel. et Freib. Breisg. J. et A. Wagner 1763.

[17]) Fables by John Gay, Paris, Renouard 1800.

[18]) Fabeln, Allegorien und neueste Gedichte von Karl Friedrich Kretschmann, Leipzig, Dyk 1799.

VI. Abschnitt.

[1]) Ich behalte die von Kuffner im Register zum 5. Bande eingeführte Nummerierung der Gedichte bei. Die Datierung Kuffners ist nicht verläßlich, seine Sammlung nicht ganz vollständig.

[2]) Für die Vollständigkeit dieser Sammlung kann ich dermalen nicht mit absoluter Sicherheit einstehen.

[3]) Vgl. Max Friedländer, Commersbuch, Leipzig 1892, S. 153. Goedeke, Elf Bücher deutscher Dichtung, 504, L. Fulda, Kürschner 38, 79.

[4]) Wir haben bereits im biographischen Theile diese Gedichte des näheren besprochen.

[5]) Auch diese Gedichte wurden schon im anderen Zusammenhange besprochen.

[6]) Die letzten beiden sind von Neefe componiert und rangieren mit den Gesangseinlagen der Operetten.

[7]) Die abgeschmackte Lesart: „Und ich sage blos von meinem Wesen" ꝛc. hat Kuffner auf dem Gewissen. Sie findet sich weder in dem von Herrn v. Bayer aufbewahrten Originaldictate, noch in den Abdrücken im „Merkur" und der „Monatschrift".

[8]) Moguntiae. Nic. Heylius 1649.

[9]) Vergl. Jördens, Owens epigrammata selecta. Leipzig 1813.

[10]) Lessings Werke. Leipzig, Göschen 1869, I, 20 Nr. 56. „Grabschrift auf eben denselben".

[11]) „enthaltend die ebentheyerliche, doch wahrhafte historiam von der wunderschönen kais. Princessin Europa und einem uralten heidnischen Gotte" ꝛc. Göttingen 1777.

[12]) Diese Form bekam der Schluß erst in der Bearbeitung für die Mathissonsche Anthologie. Im Apollo 1793 schloß die Ballade noch entsprechend dem Originale:

Töten kann man, doch sie trennen
Kann man nicht.

[13]) Des Knaben Wunderhorn (Birlinger) I, 338.

[14]) „Lisel war ein gutes Mädel — Jung und rasch und treu — Lisel war ein gutes Mädel ꝛc. Schmuck und lieblich war der Bube —

Lockend sein Gesang; — Scheltet nicht, der Wald war düster — Und was half ihr Schrei'n? — Scheltet nicht, der Wald war düster" 2c.

[15]) Des Knaben Wunderh. a. a. O. II, 257.

[16]) Zur Geschichte der Dichtung und Sage IV, 133.

[17]) Aus Herders Nachlaß I, 167.

[18]) Ach Wunder über Wunder!
Zwei Leichen in einer Stund:
Es sind verschieden zwei Königskind,
Die man im ganzen Lande nicht findt.

[19]) Spähne aus der Werkstatt Meister Sachsens, eines Abkömmlings des berühmten Meistersängers Hans Sachs.

[20]) Die Sammlung umfaßt: Rabanus, Otfrid, Notker, Williram, Roswitha, Manasse, Pfinzing, H. Sachs, Fischart, B. Waldis, Rollenhagen, Opitz, Fleming, Moscherosch, Logau, die fruchtbringende Gesellschaft, Canitz, Wernicke, Drollinger, Brockes, Bodmer, Haller, Hagedorn, Heinr. v. Meißen, Seb. Brand, Windsbeck.

[21]) Ueber Klaus Narr wurde bereits S. 194 gesprochen.

[22]) Keller, III, 1157 Fastnachtsspiele.

[23]) Kuffner hat in übel angebrachter Gewissenhaftigkeit 34—36 daraus gemacht.

[24]) Der Neudruck (Braune 88—89), herausgegeben von Dr. Max Freiherrn v. Waldberg, bringt die Ausgabe von 1656; Lesarten fehlen. Die von Meißner citierte Ausgabe wird dort nachgewiesen.

VII. Abschnitt.

[1]) Vergl. E. Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe S. 244 ff. und derf. Lessing 3. Buch, 5. Capitel.

[2]) Jean Pauls sämmtl. Werke, Berlin 1861, 18. Bd. S. 275 (Vorschule der Aesthetik § 76).

[3]) Adelung, Orthogr. Wörterbuch gibt über dieses Wort S. 342 folgende dunkle Auskunft: „prudeln niederf. brudeln; eine eigene Onomatopöie: daher der Prudel und S. 50: der Brudel siehe der Prudel".

[4]) Besonders entsetzt geberdeten sich die Klotzianer als Damm im Verse (Homerübersetzung) das Wort „Papa" anwendete; selbst Bürger mußte sich diesem „Entrüstungssturm" fügen, Stolberg (1778) und Voß (1781) setzten in ihren Homerübersetzungen den „lieben Papa" durch, doch tilgte ihn Voß wieder in der Ausgabe von 1793 (Homers Odyssee von J. H. Voß mit einer Einleitung von Michael Bernays, Stuttgart 1881 S. LXXVII, 1).

Register.

Die Ziffer bedeutet die Seitenzahl.

Abstemius 251, 271, 272ff.
Abt 212.
Adalbert, Bischof von Fulda 78.
Adelung 46, 47, 96, 305, 307, 308, 309, 311, 312, 316, 318, 319.
Adlerbert 17.
Aelian 154.
Aesop 251, 252, 255, 267 ff, 272, 276.
Alberti Leon 253, 255, 265 ff.
Albrecht, K. G. 100.
Albrecht, Buchhändler 55.
Albrecht Sophie 62.
Alxinger 38, 39, 65ff, 238.
André 237, 239, 245.
Andreae 300.
Anton Dr. 156, 301.
Anton-Wall 158, 159, 217, 218.
Anville, de 156.
Appian 155.
Archenholtz 39, 45, 131.
Aristophanes 145.
Aristoteles 262, 263.
Arnaud 22, 159, 160, 167, 188, 190, 198, 295, 318.
Athenäus 139, 143, 144, 145.
Auersperg, Graf 58, 71, 74.
Auersperg, Fürst 71.
Augustlll. 10, 18, 173, 203.
Avienus 251, 272.
Babo 211.
Bach 283.
Barth 85, 154.
Bartoli 265.
Baumgarten, v. 239.
Bauschek 57, 61, 63.
Becker, Ernst Gotth. 30.
Becker, Frau geb. Willers 30, 32.
Becker, Rupert 30, 32, 37, 58, 61, 82, 167, 218, 285, 301.
Becker, W. G. 75, 76, 83, 238, 278.
Beethoven 69.
Berger, Maler 74.
Bertram 21, 91.
Bertuch 102, 159, 301.
Bienenberg 58, 63.
Biester 59.
Bismarck, Fürst 85.
Blumauer 39, 66, 67, 294.
Boaton 206.
Boccaccio 93, 159.
Bock 217, 218, 238.
Bode 97, 217.
Bodmer 38, 85, 102, 300.
Boecler 155.
Böhme, Censor 110.
Böhme, Prof. 5.
Böhner, Joh. Gotthold 1.
Boie 1, 10, 21, 23, 35, 94, 137, 138, 289.
Bondini 212, 214, 221, 231, 242, 243, 245, 248, 250.
Bonifaz 77.
Bonneville 206.
Borck 237.
Bouquoi, Graf 71.
Brandes 6, 19, 215, 216.
Brant 262.
Brauer 206.
Breitinger 252, 300.
Breitkopf 14, 20, 24, 35, 85, 138, 167, 209, 254.
Brenkenhof 16, 20.
Brockes 251.
Broschi 249.
Bucek 42, 48.
Brueys 218.
Brühl, Graf, A. F. 18, 19, 152.
Brühl, Graf H. 18.
Brühl, Graf M. 19.
Bürger 23, 30, 33, 54, 88, 91, 94, 95, 96, 98, 107, 282, 283, 284, 286, 287, 288, 294, 295, 297.
Burnet 189, 204.

Caesar 155.
Cagliostro 203.
Cailhava 227, 228.
Calve 52, 53, 71, 85.
Camerarius 272, 273.
Campistron 146.
Canzler, C. Chr. 34 ff, 255.
Canzler, Oberrechnungsrath 37.
Cavriani, Oberstburggraf 51, 53, 54, 75.

Cervantes 102.
Chaucer 112, 237.
Chladek 43.
Chodowiecki 110.
Chotek, Graf 51, 75.
Christian, Magistratsrat 74.
Cicero 155, 262.
Clam, Gräfin 71.
Clam-Gallas, Graf 71.
Clam-Martinitz, Graf 71.
Clarendon 189.
Clary, Fürst 71.
Claudius 311.
Coffey 237.
Colloredo, Fürst 71.
Cook 168.
Corneille 215.
Cornelius Nepos 139, 142, 154.
Cornova 43, 57, 60, 63.
Cottin, Mad. de 116.
Cramer K. F. 64.
Cramer K. G. 100, 101, 152.
Crauer 213.
Crebillon 102.
Crusius 294.
Cyrill, Bischof 261.

Dach 304.
Dalberg 218.
Dambeck 74.
Dasdorf 11.
Debrois 71.
Desbillons 272, 273.
Des Brosses 154.
Destouches 26, 30, 86, 95, 96, 227 ff.
Dieze 218.
Diodor 145, 154.
Dobler 212, 245.
Dunkelmann 206.
Dyk 7, 26, 85, 120, 214, 217, 218, 239, 243.

Eberhardt 144, 149.
Eckhardt 206.
Eckhof 247.
Eckstein, Dr. 27.
Elisa, sieh v. d. Recke.
Engel, J. J. 6, 7, 37, 67, 96, 157, 160, 170, 177, 203, 238, 252, 286.
Epheu 28.
Eschenburg 40, 65, 95, 206, 218, 238.
Essich 132.
Exiles Prevost, de 181.

Faber 237.
Falbaire 7, 238 ff.
Favart 18, 237, 238, 242 ff.
Fessler 100, 15, 52.
Feuerbach 58.
Fielding 84, 102, 103. 184, 194.
Fischart 84.
Fite de la 152.
Florian 22, 52, 160, 167, 171, 188, 191, 194, 295,
Folard 155, 156.
Fontenelle 226.
Forster J. R. 168.
Forster Therese 13.
Fox 189, 204.
Franz 180.
Freidank 262.
Freinsheim 154.
Freville 198.
Friedeln 256.
Friedrich August 10.
Friedrich d. Große 83, 170, 289.
Friedrich Wilhelm von Nassau 78, 79.
Frischlin 202.
Fröhlich 85, 155.
Frontin 155.
Fürstenberg, Fürst 71.

Gabrieli 6.
Gall 67.
Galuzzi 124, 125.
Gärtner 218.
Gay 251, 274.
Gedike 59.
Gedoyn 155.
Geiler von Kaisersberg 301.
Gellert 33, 94, 95, 96, 157, 251, 259, 307.
Gellius 97.
Gentius, Georgius 251, 255.
Gerle 52, 53.
Gersdorf v. 2.
Gerstenberg 109, 283.
Geyser 138, 209.
Giseke 294.
Gleim 29 ff, 139, 252, 255, 287, 300.
Gluck 6.
Goekingk, L. F. v. 10, 11, 18, 23, 24, 25, 31, 34, 39, 54, 73, 76, 121, 138, 203, 282, 283, 287.
Goekingk, Amalie 24.
Goldoni 218.
Goldsmith 101.
Göpfert 42.
Göschen 23, 52, 53, 73, 75, 85, 167, 175.
Goethe 13, 57, 79, 87, 95, 97, 98, 99, 100, 107, 159, 211, 216, 286, 297, 300, 307, 309, 318.
Götz 294.
Gotter 94, 109, 215, 216, 217, 218, 237, 238.
Gottsched 42, 87, 96, 237, 263, 299, 300, 302, 305, 307, 308, 309, 312, 317, 318.
Gozzi 218.
Graff 25, 83.
Gretry 239.
Grillo 237.
Grossing 44.
Großmann 218.
Guichard 156.
Günther 284.
Gustav von Schweden 86.
Gutgesell 80.

Hagedorn 143, 146, 251, 255, 291.
Hagelund, Ole 111.
Hahn 109.
Haken 155.
Halem 30, 131, 149, 155, 159, 301.
Haller 170.
Haman 149, 307, 309, 310.
Hammer 32, 58, 62, 67.
Händel 283.
Hanker, Garlieb 27.
Harsdörfer 253, 258 ff.
Hartig, Franz Graf 71, 73.
Haschka 39.
Häßlein 301.
Hase 101.

Hauff 180.
Hauswald 8.
Hauteroche 218.
Haydn 283.
Heermann 237.
Heine 79.
Heinitz 5.
Heinse 126, 132.
Heinze 144.
Hell, Theodor 11.
Hellmuth 6.
Henisch 237.
Herder 96, 168, 252, 297, 300, 301, 302, 307, 308, 309, 310, 311.
Hermann 45, 46, 48, 308, 310.
Hermes 96, 103.
Heyne, Ch. L. sieh Anton-Wall.
Heywood 112, 113.
Hiller 237. 239.
Himmel 284.
Hogarth 84.
Holberg 155.
Holtzmann 254, 255, 261 ff, 276.
Hrabanus 77.
Huber, L. F. 13, 217.
Hume 11, 204.

Jahn 63.
Jean Paul 38, 65, 69, 309.
Imbert 194.
Josef II. 42, 50, 75, 170, 289.
Josephus Flavius 155.
Jünger 159, 218.

Karl, Erzherzog 71, 72.
Kästner 202.
Kazner 274.
Kinsky, Fürst 71.
Kleist, Franz v. 64.
Klinger 6, 101, 107, 108, 168, 205, 211.
Klopstock 21, 39, 61, 64, 94, 236, 266, 300, 306, 307, 308.
Klotz 237.
Knigge 96, 159, 217.
Koch 212, 242.
König, Heinrich 79, 81.
Köppen 144.
Körner, Ch. G. 13, 16, 17.
Körner, Theodor 13, 14.
Kotzebue 67. 68, 159, 168.
Kozeluch 71, 281, 284.
Kranz 65.
Kretschmann (Rhingulph) 1, 21 ff, 29, 38, 58, 61, 62, 110, 194, 218, 249, 274, 275, 276, 288.
Krüger 18, 35, 83, 139, 254.
Kurner, J. J. 303.

La Fontaine 251, 274.
Lambrecht 217.
La Motte 251, 274.
Langbein 8, 30, 38, 58, 61, 87, 180, 207.
Lanjus, Graf 74.
La Roche 103, 114, 169.
Lavater 30.
Lažansky, Graf 55, 70, 73, 75.
Le Boileux 218.
Le Brun 251, 255, 272,
Lee, Nathan 215.
Le Grand 218, 224 ff, 238, 246 ff.
Le Jai 272.
Leland 199.
Le Noble 272.
Lenz 107, 168, 174.
Leopold II. 71, 72.
Le Sage 102.
Lessing, G. E. 6, 11, 29, 31, 39, 54, 65, 88, 98, 100, 107, 131, 146, 154, 215, 217, 236, 252, 253, 256, 262, 263, 265, 266, 267, 270, 274, 275, 276, 283, 286, 291, 292, 293, 296, 300, 303, 313, 318.
Lessing, Karl 35.
Leyser 20.
Lichtwer 252.
Lieutaud 132, 152.
Lipsius 156.
Liskow 173.
Livius 201, 214.
Löben 12.
Logau 300.
Löhnert 57, 63.
Lohenstein 99.
Lokman 251.
Luther 307.

Macco 69.
Mader 55, 57, 60.
Maier 211.
Mairet 215.
Malespini 124, 126.
Mangold 52, 53.
Manley 202.
Mannsfeld, Graf 71.
Maria Anna, Erzherzogin 71.
Maria Antonia, Kurfürstin 10.
Maria Theresia 72, 289.
Marivaux 102.
Marmontel 17, 67, 102, 157, 159, 160.
Maschek 71, 72, 73, 282, 284.
Matthisson 296.
Maurer 85, 113.
Medem, Dorothea v. 19.
Medem, Elisa v. sieh v. d. Recke.
Meineke 274.
Meinert 40, 55, 57, 60, 62.
Meißler 42.
Meißner, Abr. Gottl. 1, 3.
Meißner, Bianca 31.
Meißner, Ch. G. 4.
Meißner, Charlotte Ernestine geb Sergnitz 1, 3 ff, 32, 33, 80.
Meißner, Eduard 4, 24, 31, 70, 80.
Meißner, Elvira 31, 80, 290.
Meißner, Johanna geb. Becker 24, 30, 31, 32, 80, 283, 290.
Meißner, Natalie 31.
Meister, L. 301.
Melon 205.
Mendelssohn 144, 149, 236.
Metastasio 218, 238, 249.
Meyer, Buchhändler 239.
Michaelis 1, 237 294.
Mikan, Prof. 74.

Miller 94, 103.
Molière 37, 86, 105, 235, 236.
Molino 124.
Möller 174.
Monget 159.
Monsigny 242.
Montaigne 292.
Montesquieu 170, 179.
Montier, Mad. 202.
Monvel 218, 219 ff, 238.
Mortier, General 80.
Moscherosch 102.
Motte, de la, General 202.
Mozart 13, 71, 72, 282, 283, 284.
Müller, Friedr. (Maler Müller) 212.
Müller, Joh. Gottwerth 36, 39, 98, 131, 159.
Müller, Prof. 85, 301.
Muratori 124.
Murner 301.
Musäus 98, 100, 110, 158, 159.
Mylius, Buchhändler 112.
Mylius, W. Ch. S. 30, 44, 159, 218, 226, 235.

Natter 74.
Nauberg 14.
Naumann 17, 19, 21, 238.
Neefe 217, 237.
Neureutter 56.
Nevelet 272.
Nickisch 251.
Nicolai 7, 8, 20, 24, 25, 27, 28, 29, 31, 44, 75, 91, 95, 150, 153, 207, 237, 308.
Nicolay 93, 167.
Niethammer 180.
Noë, Dr. 70.
Normannus 272.
Nostitz, Graf 71.
Nostiz, v. 2.

Oehme 20.
Olearius 251, 255, 256 ff.
Opitz 300, 314.
O'Reilly 58, 72, 73, 153.
Ottenburger 70.
Otway 146.
Ovid 200.
Owen 83, 292, 293.
Paar, Graf.
Pachta, Gräfin 67, 71.
Pape 304.
Pausanias 154.
Penzel 139.
Petrarca 262.
Petri 79, 80, 81.
Pfeffel 35, 65, 66, 93, 151, 252, 274.
Pfister 79, 86.
Phädrus 251, 252.
Pilpai 251, 270 ff.
Pitaval 180.
Platner 5, 39.
Plato 144, 145, 149.
Plümicke 206, 212.
Plutarch 139, 140, 141, 142, 143, 145, 148, 150, 154, 155, 201.
Polyän 154.
Prenzel, J. Ch. 1.

Quevedo 102.

Rabelais 84.
Rabener, J. G. 253, 255, 259 ff.
Ramler 19, 213, 215, 216, 283, 287, 300.
Ranisch 300.
Ratschky 66.
v. d. Recke, Elise 19, 24, 76, 203, 204.
Reinhard 217.
Rewyzki 256.
Riccoboni, Mad. de 219.
Richardson 100, 101, 113, 116, 238.
Richer, M. 199.
Richerius Henricus 251.
Richter 63.
Riegger 59.
Rosenblüt 301, 302.
Rothenhan 54, 75.
Rousseau, J. J. 2, 64, 87, 102, 106, 116, 117, 168, 179, 216.
Royko 50.

Saam 52.
Sachs, Hans 300, 301.
Sadi 251, 253, 255, 256 ff.
Sander 27.
Sanseverino 122, 123, 124, 126, 127, 128, 129.
Santis 154.
Saurin 154.
Scarron 102, 159.
Schenau 16, 18, 83, 138, 139, 154.
Schiebeler 237.
Schiller 13, 17, 57, 69, 70, 88, 106, 107, 119, 154, 155, 159, 168, 306, 318.
Schilling 82.
Schlegel, A. W. 69.
Schlegel, J. E. 224.
Schlenkert 100, 152.
Schlick, Graf 71.
Schmerler 159.
Schmid, Maler 16, 83.
Schmid, Ch. G. 218.
Schmidt 57, 62.
Schmidt-Werneuchen 61, 62.
Schmieder 100, 121, 161, 254.
Schneider, Justizdirector 74.
Schneider, K. A. 77.
Scholz 28.
Schönberg von Brenkenhof 16, 20.
Schönborn, Graf 71.
Schönfeld 45, 52, 53, 54, 74, 85, 161.
Schönfelß 301, 303.
Schöpel 42.
Schröder 43.
Schrötter 6.
Schubart 88.
Schulz 37.
Schummel 97.
Schuster 17 ff., 20, 167, 246, 248, 281, 284.
Schütz 8, 38, 67, 68, 74, 75, 159, 308.
Schwan 237.
Schweiher 124.
Schwickert 29, 95.
Scudery 215.
Seckendorff 298.

Seibt 40, 42, 48, 49, 50, 78.
Seneca 261, 262.
Sergnitz, Finanzprocurator 4.
Sergnitz, J. G. 3.
Sergnitz S. Th. 1.
Serran de la Tour 155.
Seume 168.
Sevigné 16.
Seydelmann, Franz 17, 18, 20, 21, 243.
Seydelmann, Jakob 18, 35, 213, 243.
Seyler, Abel 5, 243.
Seyler, Sophie, verw. Henfel, geb. Sparmann 6.
Shadwell 228.
Shakespeare 95, 96, 226, 228.
Siebenkees 124, 126, 127, 132.
Siedentopf 17, 70.
Šiesler 255.
Siri 151.
Smollet 102.
Soden 132.
Sonnenfels 42, 46, 48, 90, 149, 179, 180.
Spielmann 58.
Spieß 58, 62, 159, 180, 211.
Spork, Graf 71.
St. Foix 218, 221 ff.
Stade 5.
Sterne 84, 97, 102.
Stock, Dora 13 ff., 20, 31.
Stock, Kupferstecher 13.
Stock, Minna 13, 16.
Stolberg, Graf 23, 66, 149.
Stumpach 75.
Sturz 75, 102, 158, 160.
Süßemilch 59.
Sueton 153.
Swieten 39, 41, 46.
Swift 83, 294.

Taxis, Fürst 71.
Teubern 9.
Tewaag 155.
Thilo 101.
Thomas 71.
Thomson 215.
Throyas, Rapin 190.
Thümmel 97.
Thukydides 139, 142, 143, 148, 150.
Tieck 100.
Tiedge 64.
Titze 57, 61.
Tode 112, 132.
Tomasi 153.
Törring 68, 211.
Trissino 215.

Uhland 297.
Ungar 73.
Uriot 212.

Velleius, Paterculus 155.
Vigener 156.
Viollant 154.
Vogel 139.
Voltaire 102, 157, 168, 217, 237, 292.
Voß 10, 64, 65.

Wächter, Leonhard (Veit Weber) 159, 171.
Wagener 107.
Waldis, Burkard 251.
Waldstein, Graf 71.
Walther 19, 152.
Warnecke 300.
Warnery 156.
Weber, K. M. v. 283.
Weckherlin 300.
Weiß, Professor 79, 80, 81.
Weise, Chr. 100.
Weiße, Ch. F. 6. 7, 204, 237, 286.
Weiße, Chirurg 203.
Werthes 248.
Weygand 44, 82, 85, 102, 111, 235.
Wezel 2, 23, 34, 215.
Wežnik 41.
Widtmann 52.
Wieland, Ch. M. 33, 67, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 101, 108, 143, 146, 147, 157, 159, 170, 185, 186, 218, 237, 283, 294, 300.
Wieland, Ludwig 160.
Willmanns 84.
Winkler 9.
Wittasek 77.
Wolf 55.
Wratislaw, Graf 74.
Wurmb 11 ff.
Wydra 43.

Xenophon 139, 144, 145, 147, 148, 150, 154.

Zachariä 218.
Zaupser 207.
Zesen 215.
Zschokke 180.

3 2044 019 197 789

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Johns Hopkins 1/3/44

CANCELLED
JAN 1 4 1944
MAR 4 1944
367736

WIDENER
FEB 04 2003
CANCELLED

WIDENER
FEB 10 2000
BOOK DUE
WIDENER
FEB 04 2003
CANCELLED